Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

27106.

Digitized by Google

Erzählungen

von

Melchior Meyr.

Landesbibliothek Schaumburg

Schickſale eines Idealiſten. — Zwei Freier. — Unverhofft.

Hannover.
Carl Rümpler.
1867.

Das Recht der Ueberſetzung wird vorbehalten.

Druck von Auguſt Grimpe in Hannover.

Vorwort.

Erzählungen ſollen vor allem „Novellen“ ſein: ſie ſollen dem Publikum durch ihren Inhalt und durch die Art der Behandlung etwas Neues bringen! Der Erzähler hat nicht die Aufgabe, die Erfindungen früherer Zeiten blos neu zu bearbeiten, am Ende gar in der Weiſe einer jener Zeiten: er ſoll einen friſchen Gegenſtand entdecken und dieſen in entſprechend neuer Weiſe geſtalten. Er ſoll nicht ſchon geformte Stoffe wieder formen und nur etwa mit größerer Kunſt redigiren, ſondern eine neue Verwicklung und Löſung aus dem Rohſtoff der ihn umgebenden Wirklichkeit herausheben, um in der ausgeführten Erzählung ein Spiegelbild ſeiner Zeit, ihrer Denkart und ihrer ſocialen Möglichkeiten zu geben.

Man muß hier an den Unterſchied zwiſchen Epos und Drama denken. Im Epos — und die Proſa-Erzählung gehört dazu! — überwiegt der Stoff, im

Drama die Form. Shakeſpeare konnte die meiſten ſeiner Dramen nach älteren Novellen und nach Sagen ausführen: die dramatiſche Umſchmelzung iſt eine Neuſchöpfung, auch abgeſehen von dem einzigen Genie des Dramatikers, der Alles, was er berührte, lebend und friſch zu machen wußte. Einem Erzähler wäre aber eine Nacherzählung ſchon darum nicht zu rathen, weil er hier im beſten Fall zu wenig von ſich ſelber gäbe. Er eben hat die Literatur auch ſtofflich zu bereichern, indem er Conflicte in Scene ſetzt, die ſo nur in ſeiner Zeit möglich waren. Er hat auch materiell dem Geſetz des Fortſchritts zu huldigen und der Zeit das Urſprüngliche im Gegenſtand zu bieten — was ihm dieſe ja ſchon vorher geboten hat! Denn die Menſchheit ſelber ſchreitet fort und bringt in fortgehender Entwicklung dem Poeten fortgehend neue Stoffe. Dieſe zu ſehen, aufzufaſſen und nach dem Bildungsſtande der Epoche dichteriſch geformt wiederzugeben, das iſt vor allem die Pflicht des Erzählers.

Dafür, daß durch den Fortſchritt der Zuſammenhang mit den früheren Leiſtungen nicht abgeriſſen wird, iſt durch die Natur der Dinge geſorgt. Das Neue,

das wir von dem Novelliſten verlangen, kann es nur in gewiſſer Beziehung ſein. Das Eine, im Fortgang der Cultur, ändert ſich, das Andere bleibt; und wie die verſchiedenen Generationen noch gar Vieles mit einander gemein haben, ſo müſſen und werden auch ihre novelliſtiſchen Spiegelbilder ſich ähnlich ſehen. Gewiſſe Gegenſätze im Menſchen und in der Menſchheit — Naturtriebe und Leidenſchaften treten zu allen Zeiten hervor und führen in allen zu analogen Verwicklungen; die Erzählung, die ſie heute ſchildert, wird alſo mit der, welche ſie vor Jahrhunderten geſchildert hat, immer noch viel Verwandtes haben, — die „ſchönen Geiſter werden ſich begegnen"!" Aber eben, weil dies in der Natur der Dinge liegt und unvermeidlich iſt — auch unvermeidlich ſein ſoll! — muß der Erzähler das Neue, das ihm ſeine Zeit gewährt, nach ſeiner ganzen Fähigkeit ausbeuten und die Menſchheit ſo viel als möglich im Friſchen zu erhalten ſuchen.

Die tadelſüchtige Kritik hat unrecht, von dem Dichter das abſolut Neue zu verlangen, was ein die Geſetze der Natur und der Kunſt umſtoßendes, den Zuſammenhang mit früheren Entwicklungen aufhebendes,

abgeſchmacktes Wunder wäre! Um ſo mehr iſt aber der Kenner befugt, das organiſch Neue zu fordern, welches aus den früheren Entwicklungen hervorwächst.

Vielleicht darf ich, um dieſe Gedanken durch ein Beiſpiel anſchaulicher zu machen, auf mein eigenes hinzeigen und bei dieſer Gelegenheit erzählen, wie ich Erzähler geworden bin.

Ich kann wohl ſagen: für mich iſt die Dichtung im beſonderen Sinne eine Frucht des Lebens. Wie poetiſch in der Zeit der Jugend die Werke der claſſiſchen Autoren mir erſcheinen mochten, noch poetiſcher — reizender, beglückender erſchien mir die Natur, das reiche, freudige, feurige, und auf der anderen Seite tragiſche, räthſelvolle Leben ſelber. Ich fühlte die Poeſie der Wirklichkeit, den Humor der Wirklichkeit; ich faßte ſie einem unwiderſtehlichen Triebe nach auf und hielt ſie feſt, eben um aus ihnen die Werke zu bilden, die mir aufgegeben ſchienen. Je mehr dieſer Drang mir Fülle zubrachte, je weniger gelang es mir freilich, ſie durch die entſprechende Form zu bewältigen; und ſo kam es in der erſten Hälfte meines Lebens vielmehr zum Erleben und Verſuchemachen, als zu gelungenen und

zeigbaren Leiſtungen. Das wahrhaft Erlebte, das leidenſchaftlich Ergriffene und Durchgefühlte, geht aber nicht verloren, und endlich reift der Geiſt zur Herrſchaft über den Stoff, was bei mir, charakteriſtiſch genug, etwa mit dem vierzigſten Jahre eingetreten iſt. Und wie ſehr ich mir auch andere Formen der Dichtkunſt anzueignen geſucht hatte, das in ſeiner Eigentlichkeit aufgefaßte Leben drängte mich immer wieder zur Novelle; — die freundliche Aufnahme meiner „Erzählungen aus dem Ries“ konnte mich davon nicht wegſcheuchen, und ſo bin ich dieſer Form treu geblieben bis auf den heutigen Tag.

Mein Beſtreben war, in ihr darzuſtellen, was ich ſelber geſehen, erfahren, miterfahren und poetiſch empfunden hatte. Ich nahm die Geſchicke, die den Grundſtock der Erzählung bilden ſollten, aus dem Leben und geſtaltete ſie nach den Forderungen des äſthetiſchen und ethiſchen Standpunktes, welcher der meinige geworden. Die Menſchen ſollten wirkliche Menſchen der Zeit und nur ſchildernswerthe — in ſich ſelber vollendete und ins rechte Licht geſtellte Menſchen ſein. Sie ſollten in den Verhältniſſen und im Charakter ihres Standes auf-

treten und nur nach den Forderungen der Kunſt ausgeführt ſein. Man ſollte in den Abbildern zu gleicher Zeit erkennen, wie die Menſchen ſind und wie ſie ſein ſollen. Den wirklichen Menſchen ſollten darin Ideale geſtellt ſein — keine phantaſtiſchen, ſondern erreichbare, in natürlicher Entwicklung zu erreichende. Und die Erzählung ſollte darum auch eine Tendenz haben, wie das Leben ſelber eine Tendenz hat, und wie wir Alle nicht zu bleiben gedenken, was wir ſind, ſondern uns verbeſſern wollen und vollenden im Hinſtreben nach einem höchſten Ziele der Entwicklung. Kurz, der Stoff der Erzählung ſollte dem Leben, der Gedanke der geiſtigen Cultur der Gegenwart entnommen und die Erzählung ſelber ein poetiſches Kunſtwerk, damit aber ein Buch für die Gebildeten und Bildungsfähigen, für die deutſche Familie ſein, entworfen und geſchrieben zu einer tiefer eingehenden, wiederholten Betrachtung.

Wie weit ich dieſer Theorie in praxi nachzukommen vermochte, darüber hat natürlich das intelligente Publikum und die kunſtverſtändige Kritik zu entſcheiden. Ich gebe mich aber der Hoffnung hin, daß die hier mitgetheilten Erzählungen in den Augen dieſer beiden ein-

flußreichen Mächte nicht allzu weit hinter dem Ideal zurückgeblieben sein werden.

Die erste, größere, behandelt einen Conflict und Geschicke, welche recht eigentlich der Gegenwart angehören, und Mancher wird dadurch an ähnliche Erfahrungen erinnert werden. Nicht immer erfolgt eine Lösung wie die hier geschilderte. Aber die Kunst hat sie herbeigeführt mit natürlichen Mitteln und mit einer Gesinnung der Hauptpersonen, die jede bessere Natur in sich ausbilden und beweisen kann. Die beiden kleineren, in rascher Entwicklung verlaufend, gleichen als Novellen einactigen Bühnenstücken. In dem humoristischen Gewande wird man nicht den tieferen Gedanken verkennen, der jeder von ihnen zu Grunde liegt. Die Aechtheit des Gemüthes siegt über den Schein, der eine Zeitlang zu bestricken wußte, und ungeahntes Glück fällt Charakteren zu, denen man es von Herzen gönnen wird.

Dies Vorwort soll Diejenigen, welche es lesen, veranlassen, in den Erzählungen doch etwas mehr als vorübergehende Unterhaltung zu suchen. Allerdings gibt jede Novelle nur das Gemälde eines bestimmten Falles, und der Autor darf gar nicht mehr an Gehalt hinein-

arbeiten, als es die geſchilderte Sphäre und die angenommene Geſchichte verträgt. Allein ſo viel Geiſt und Licht, wie das dargeſtellte Leben es fordert, muß in künſtleriſchem Maße (d. h. in einem gewiſſen Uebermaße) darin ausgegoſſen ſein und damit nicht nur die Neugierde des Leſers befriedigt, ſondern auch einer ſtillen Wißbegierde die entſprechende Nahrung zugeführt werden. Die Hauptſache iſt und bleibt freilich: das Werk des Poeten muß ſchön ſein und es muß uns wohl werden dabei!

Wohl dem Poeten ſelber, von deſſen Arbeiten das geſagt werden kann!

Schickſale eines Idealiſten.

I.

An einem schönen Juni-Abend trat ein elegant gekleideter Mann von etwa dreißig Jahren aus dem Thor eines Gartens, der mit einer ansehnlichen Villa vor dem Wege lag, der am Stadtgraben hinlief. Er war aufgeregt, aber offenbar nicht von angenehmen Vorstellungen. Nachdem er eine Strecke gegangen war, kam ihm ein Anderer, Jüngerer entgegen; dieser sah ihn mit Verwunderung an und rief: „Du hier? — Wolltest Du nicht zur Präsidentin?“

„Ich war dort“, erwiderte der Aeltere.

„Aber warum — ist etwas ausgekommen?“

„Ausgekommen ist nichts“, versetzte jener, „aber ausgegangen ist mir etwas: die Geduld!“

Die Züge des Jüngern erhellten sich. „Du hast Dich nicht gut unterhalten!“ sagte er.

„Ich bin zu Ende!“ erwiderte jener.

Er machte Miene, weiter zu gehen. Der Freund wendete sich, um ihn zu begleiten. Die Straße, die vom nächsten Thor ins Freie führte, lag vor ihnen — sie schlugen ihre Richtung ein.

Der Aeltere, von dem erregten Unmuth belastet, rief: „Es ist gerade, als ob aller Geist, aller Witz

und Frohsinn aus den Menschen gewichen wäre! — Die „gute Gesellschaft“, welche Lüge! Eine Gesellschaft, die sich die größte Mühe giebt, jedes gesellige Vergnügen unmöglich zu machen!“

„Mein Freund“, rief der Jüngere, „das ist zu hart gesprochen!“

„Geh'!“ entgegnete jener unwillig, „es ist das Urtheil, das mir wiederholte peinliche Erfahrung auspreßt!“ Er schwieg einen Moment, dann fuhr er fort: „Man kommt zusammen, und begrüßt sich mit conventionellen Redensarten! Man knüpft ein Gespräch an, und unterhält sich über unbedeutende Dinge! Beileibe nicht über Gegenstände, die den Geist erheben und das Herz erwärmen! Das wäre gegen allen guten Ton! Ueber ein Thema zu reden, das der Rede werth ist, würde sich nicht im Mindesten schicken! Nur das Leere, den nichtigen Trödel des Tages kann man sich zumuthen und wechselseitig vorsetzen!“

Der Andere zuckte die Achsel. Der Unzufriedene begann wieder. „Da stehen die jungen Mädchen! Sie haben warmes Blut in den Adern, Gefühl im Herzen, und am Ende sogar Verstand im Kopf! Aber Alles das bleibt verborgen! Die Schätze, welche die Natur in sie gelegt hat, vergraben zu halten, das ist das Ziel ihres Strebens! Ihr höchster Ruhm ist, Bildsäulen vorzustellen! Ist eine freundlich, dann hat sie, wie man als gewiß annehmen darf, eine Absicht; und

wir merken ſie in der Regel mit einer Deutlichkeit, die uns allen Humor nimmt. Spielt eine Klavier oder ſingt ſie, dann iſt's ein Penſum, das ſie abſolvirt. Sie ſingt Liebe und Liebesluſt mit einem Geſicht, als ob ſie ſich auch im Lied ihrer ſchämen müßte! Und das muß wahr ſein: verlockend erſcheint ſie dabei nicht. Sie flößt nicht liebliche Gefühle, ſondern Mitleid ein. — Nur ſo thun! Immer nur ſo thun! O Natur, Natur!"

Mit dieſem Stoßſeufzer endete die Herzensergießung. Der Andere entgegnete nach einer kleinen Pauſe: „Du biſt in einem Humor, der den Disput mit Dir ſchwer macht. Die Unterhaltung in unſern Cirkeln läßt vieles zu wünſchen übrig, das geb' ich zu. Aber das liegt in der Natur der Dinge und iſt immer ſo geweſen!"

„Das leugn' ich!" rief jener heftig. „Die gute alte Zeit, von der uns die Großväter erzählen, ſie war eine andere und beſſere! Da hatte man doch noch das Herz, fröhlich zu ſein! Man nahm ſich etwas heraus, man war muthwillig, und die Sitte begünſtigte den Hang der Jugend. — Ob man jetzt tugendhafter iſt, das weiß ich nicht: langweiliger iſt man ganz gewiß! — Langeweile — ſtudirte Langeweile, das iſt unſere heutige Geſelligkeit! Es iſt, als ob Niemand eine höhere Pflicht hätte, als Langeweile zu machen und zu haben. Und wenn in geiſttödtender Oede Stunden verfloſſen ſind, dann geht man nach Hauſe und ſagt: man hätte ſich unterhalten!"

Der Kritiker, der sich so herbe über unsere gebildeten Versammlungen ausließ, war Assessor bei der Kreisregierung und hieß Alfred Mühlenberg. Er galt für einen ungewöhnlich talentvollen und fleißigen Beamten, und allgemein wurde angenommen, daß er emporzukommen trachte. Aber die Pflichten seines Berufs füllten seinen Geist mit nichten aus. Er las viel und vielerlei, begleitete die geistigen Kämpfe der Gegenwart und suchte zu erkennen, was auf politischem und socialem Feld Ersprießliches zu geschehen habe. Er gehörte zu den strebenden, das Bessere wollenden Naturen.

Vom Leben, wie wir gesehen haben, verlangte er mehr, als dieses zu gewähren pflegt. Er verurtheilte eine Gesellschaft, in der er den Nachmittag verbracht hatte; — und welche war dies? So ziemlich die beste in der Stadt.

Keine geringere Persönlichkeit, als die verwittwete Präsidentin von Zollern, Erbin eines reichen Patriciers, veranstaltete sie und lud dazu Herren und Damen aus den angesehensten Familien. Man trank in der Villa Kaffee, Limonade, Wein; man aß Obst und Kuchen; man sang, musicirte, spielte und spazierte im Garten. Die meisten Gäste waren glücklich, geladen zu sein, verbrachten die Zeit mit Behagen und gingen zufrieden nach Hause. Aber sie waren eben gewohnt zu nehmen, was sich bot, und erhoben nicht die Ansprüche unseres jungen Mannes.

Wir mögen ihm aus dieſen keinen Vorwurf machen. Wer ſelber ſchon erfahren hat, wie gern die Menſchen verſäumen, ſich das zu werden, was ſie ſich doch alle werden möchten — wie ſie ſich die Zeit lang ſein laſſen, die ſie ſich gar wohl kurz machen könnten, — wie ſie mit einem Wort in der Regel auch hier viel zu wenig Activität entwickeln, der wird ihnen den Angriff des Eiferers wohl gönnen!

Ein ähnliches Gefühl ſchien der Freund Alfreds, Acceſſiſt von Langen, zu haben. Er ſagte: „Ueber dieſes Thema wäre viel zu reden, und vielleicht könnten wir darüber einmal unſere Gedanken austauſchen. Es iſt wahr, die heutige Geſelligkeit iſt einer tüchtigen Verbeſſerung fähig und man ſollte daran denken, ſie ihr zu geben. Bis das freilich zur Genüge geſchieht, wird noch viel Waſſer ins Meer laufen. Vorläufig thun wir eben, was uns behagt, und wenn wir die eine Unterhaltung nicht mehr aushalten können, ſo ſuchen wir uns eine andere!“

„'S wird das Beſte ſein“, bemerkte der Aſſeſſor.

Der Acceſſiſt hatte ſeine Uhr gezogen und rief nach einem Blick auf ſie: „Bis hieher und nicht weiter! Ich hab' ein Rendezvous mit zwei Collegen, und die Zeit iſt gekommen. Gehſt Du mit zurück?“

Alfred ſchüttelte den Kopf. „Ich will lieber noch die friſche Luft genießen!“

„Und die Einſamkeit!“ ſetzte der Andere mit Laune

hinzu. „Nun, hoffentlich werden die beiden Dich heilen! — Meine beſten Wünſche! Adieu!“

Er ſchüttelte ihm die Hand und ging die Straße zurück. Alfred wandelte langſam, einem Träumenden ähnlich, weiter. Seine Züge erlangten mehr und mehr den Ausdruck der Melancholie und zuletzt entrang ſich ein Seufzer ſeiner Bruſt.

Er kam noch einmal auf ſein Thema zurück. „Wie lieblich“, ſagte er ſich, „wie reizend lebensvoll könnten ſie ſein, wenn die Bildung ihre Natur nur entfaltet und geadelt hätte! Statt deſſen hat Pedanterie ſie zu Puppen gemacht! Sie hätten reicher und beſſer werden ſollen, als die Kinder der Natur, und ſie ſind unbedeutender und ärmer geworden!“

Von dieſem Gedanken aufſchauend, ſah er ſich vor einem Wirthshauſe, das am Eingang des nächſten Dorfes lag. Er hatte es früher öfter beſucht, als ſein Vater noch Beamter in der Stadt war, aber ſeit dieſer Zeit ſich nicht mehr hergefunden. Im Garten erblickte er Geſellſchaft, Städter und Bauern. Nach Zerſtreuung verlangend, ging er hinein und ſetzte ſich an einen freien Tiſch, der an der Seite unter einem Baume ſtand.

Nach einer Weile kam ein Mädchen. Als ſie ihn näher anſah, rief ſie erfreut: „Herr Mühlenberg! Sie geben uns die Ehre?“

Alfred betrachtete ſie. Es war eine Brünette von ungefähr zwanzig Jahren, ſtädtiſch gekleidet,

hübsch gewachsen und von rundem, sehr anmuthigem Gesicht.

„Mit wem hab' ich das Vergnügen?"

„Ich bin die Tochter!" erwiderte sie. „Früher sind Sie oft zu uns gekommen, und ich hab' Sie gleich wieder erkannt!"

„Wie?" rief Alfred, „Sie wären das kleine —"

„Tonele", ergänzte sie, als er innehielt. Und lächelnd setzte sie hinzu: „Das bin ich heute noch!"

Alfred betrachtete sie mit wahrem Vergnügen. „Sie sind ein Fräulein geworden", rief er, „und — ein schönes Mädchen! — Ich hätte Sie nicht wieder erkannt! — Der Unterschied ist gar zu groß!"

Das Lob erweckte Freude in dem Herzen des Mädchens. Aber mit einem Schmollen, das sie verbergen sollte, erwiderte sie: „So geht's, wenn man sich gar nicht wieder sehen läßt!"

„Ich war fort!" entgegnete er.

„Aber jetzt sind Sie doch schon ein halbes Jahr wieder hier in der Stadt und haben uns nicht ein einziges Mal besucht!"

Der Verklagte lächelte. „Wie geht's nicht in der Welt!" rief er. „Nun bin ich aber doch wieder gekommen — und erneuere die Bekanntschaft!"

Er nahm ihre Hand und drückte sie. Das Mädchen erröthete und die braunen Augen glänzten. Nach einem Moment sagte sie: „Und was wünschen Sie?"

„Ein Glas Bier“, verſetzte er. „Iſt's friſch?“

„Vom Felſenkeller und eben angeſtochen“, antwortete ſie und ging.

Alfred ſah ihr mit einer ſehr angenehmen Empfindung nach. „Wie liebenswürdig iſt das Kind geworden! — Friſch wie ein Apfel! — Sie iſt natürlich und hat doch gute Manieren! Sie ſpricht, wie es ihr uns Herz iſt, und zeigt doch eine gewiſſe Grazie! — Scharmant!“

Toni kam zurück und ſetzte ein Glas auf den Tiſch. Alfred, den der Gang, verbunden mit ſeiner Aufregung, durſtig gemacht hatte, trank und leerte das Glas über die Hälfte. Das Mädchen betrachtete ihn wohlgefällig.

„Iſt's gut?“ fragte ſie.

„Köſtlich!“ erwiderte der Gelabte.

„Das freut mich“, fuhr ſie fort; und indem ſie die ſchön geprägte Lippe ein wenig rümpfte, ſetzte ſie hinzu: „Vielleicht kommen Sie nun doch öfter zu uns!“

Alfred ſah lachend auf. „Wünſchen Sie das?“

Das Mädchen wendete ſich mit einer gewiſſen Lebhaftigkeit ab. „Gehen Sie!“

„Alſo wirklich?“ fuhr er fort.

Sie zuckte die Achſel. Dann ſagte ſie: „Wenn Sie's denn durchaus hören wollen: Ja!“

„Bravo!“ rief Alfred mit einem freudigen Blick auf ſie, die ihres Vergnügens kein Hehl hatte.

Wenn unſer Aſſeſſor dem Mädchen gefiel, ſo begriff ſich das. Er war nicht nur ſtattlich von Wuchs und ſchön von Zügen — in ſeinem ganzen Weſen lag etwas Nobles und er konnte, wenn er wollte, ſehr einnehmend ſein. Das erfuhren auch die Mädchen, über die er ſo ſchlimm abgeſprochen hatte, und von denen manche es im Stillen gut genug mit ihm meinte. Aber es war ſchwer, einen erfreulichen Eindruck auf einen Mann zu machen, der in zarter Zurückhaltung Steifheit erblickte und in freundlichem Entgegenkommen — Abſicht! — Wie kam es nur, daß jetzt das Benehmen der Toni, die doch offenbar auch eine Abſicht hatte, keine verſtimmende Wirkung auf ihn übte? — Die Abſicht, ihn zu ſehen und ihm zu gefallen, gehörte freilich nicht zu denen, welche ein Alfred übel nimmt!

Die Abſicht des Mädchens war ſchmeichelhaft, und darum wurde ſie auch erreicht. Die Schenkin gefiel unſerm Kenner ausnehmend! — Seine Seele empfand eine Zufriedenheit, wie ſeit langer Zeit nicht.

Er ließ dem erſten Glas noch ein paar folgen und aß zum dritten ein gebratenes Huhn, das ihm dieſelben lieben Hände gebracht. Toni, die zuletzt weniger beſchäftigt war, ſetzte ſich zu ihm und unterhielt ſich mit ihm. Man ging in die früheren Jahre zurück, erinnerte ſich an allerlei kleine Geſchichtchen, und ſie konnte nicht verbergen, daß der hübſche flotte Student Mühlenberg bereits dem Tonele vor allen Andern gefallen hatte.

Im Austauſch ſchmeichelnder und neckender Reden ergötzte man ſich, und die Zeit verging, ohne daß man's wahrnahm.

Als Alfred endlich aufbrechen mußte, gab er dem Mädchen die Hand. Sie behielt ſie und beide gingen ſich führend zur Gartenthür.

„Gute Nacht", ſagte er, faſt ſchon mit dem Ton eines Liebenden. „Gute Nacht", hallte es mit weicher, ſüßer Stimme wieder.

Er ging in die Stadt zurück mit glühenden Wangen und froheſter Erregung des Herzens. Jetzt, das ließ ſich nicht leugnen, jetzt war er glücklich.

II.

Am andern Abend, nach vollbrachtem Tagewerk, eilte Alfred wieder dem Dorfe, dem lieben Mädchen zu. Er wurde mit offener Freude, zugleich aber mit einem Lächeln empfangen, als ob man auf sein Erscheinen sicher gerechnet hätte. Die Unterhaltung war so von wechselseitigem Wohlgefallen eingegeben und so angenehm, wie das erste Mal.

Zwischen den beiden jungen Leuten knüpfte sich ein Verhältniß, das vielleicht zu den anziehendsten dieses Lebens gehört. Sie waren sich gut und erwiesen sich Liebes, ohne sich durch ernsthaftes Besprechen ihrer Neigung irgend ein Bedenken zu schaffen oder eine Fessel anzulegen. Sie lebten wie im Paradies; sie freuten sich der Gegenwart, und in der Zukunft sahen sie nur die Dauer ihres Vergnügens.

Das Wirthshaus bietet den Vortheil, daß der Liebhaber hier täglich erscheinen und die aufwartende Tochter gegen den Gast alle Freundlichkeit an den Tag legen kann, ohne daß besondere Gründe angegeben werden müssen. Die äußeren Motive decken hier die inneren; und das machten sich die jungen Leute zu nutze. — In Beiden war jener leichte Sinn, der uns zunächst

nur nach Glück trachten läßt — sorglos folgten sie dem Zug ihrer Herzen. Und ist es nicht schöner, zu lieben und sich zu freuen, als nach der ersten freundlichen Begegnung gleich absichtsvoll an die letzten Zwecke zu denken und die feierlichsten Maßnahmen in Erwägung zu ziehen?

Für Alfred wurde es eine süße Gewohnheit, die Räume aufzusuchen, welche durch das schöne Mädchen eine poetische Weihe erhalten hatten. In der Heiterkeit seiner Seele gelangen ihm auch seine Arbeiten besser denn je. Mit Behagen erfüllte er seine Pflicht, sicher, für die Mühe, die er dabei hatte, in der Unterhaltung mit dem lieben Kinde den schönsten Lohn zu finden.

Ein Tag um den andern verging; der ersten Woche folgte die zweite, dieser die dritte, das Verlangen Alfreds blieb dasselbe. Der Gedanke, sie wiederzusehen, behielt für ihn den Reiz der ersten Tage; ja, dieser steigerte sich durch die nach und nach erlangte Vertraulichkeit. Der Glückliche forderte vom Schicksal nichts, als daß im Morgen das Heute wiederholt werde.

Wenn die jungen Leute — er im täglichen Erscheinen, sie im eifrigen Bedienen und Unterhalten des Gastes — nur thaten, was ihnen zustand, so versteht sich doch von selbst, daß ihre Gefühle den Anderen nicht verborgen blieben. Die Stammgäste wußten gar bald, was es mit ihnen für ein Bewandtniß habe.

Das änderte aber nichts. Eine Neigung, die so

natürlich ist, wie die zwischen Alfred und Toni, macht fürs Erste jedem Zuschauer Vergnügen. Ihrer Freude freut man sich; und wenn sie in unwillkürlich hervorbrechender Zärtlichkeit zu weit gehen und sich etwas vergeben — so kann man sie necken! — Das Paar ist glücklich durch die Liebe, die muntern Bekannten sind es durch den Spaß, den sie sich mit ihnen machen, — und so ist Allen geholfen.

Der Wirth und die Wirthin fühlten sich durch die Aufmerksamkeit, die ein so gerühmter junger Beamter ihrer Tochter erwies, vorläufig nur geehrt. Daß ein Mann, wie Alfred, an ihrer Toni so offenbares Gefallen hatte und den Umgang mit ihr dem der feinsten und vornehmsten Mädchen in der Stadt vorzog, das war ein Erfolg, bei dem sich die wackern Leute zunächst wohl beruhigen konnten. Sie machten zu dem Verhältniß gute Miene, wie zu einem Spiel; und wenn sie noch andere Gedanken hatten, so kamen diese wenigstens nicht zum Vorschein.

Nach und nach mußte sich der junge Mann aber selber fragen, was aus ihm und dem Mädchen werden sollte. — Konnte er das Verhältniß, wie es war, ins Unbestimmte fortführen? Oder konnte er es, wenn es ihm nicht mehr anstand, nach Belieben wieder aufgeben? Eines war für ihn, nach seiner Denkart und seinem Ruf, so unmöglich, wie das Andere; es galt mithin, einen Entschluß zu fassen.

Mit einem Scherz hatte er der Munteren seine Liebe bekannt, scherzend hatte sie das Wort gehört und aufgenommen. Wie durch eine stillschweigende Uebereinkunft hatten sie Beide mit ihrer Neigung getändelt und den Zug ihres Herzens äußerlich als wechselseitige Artigkeit und Freundschaft behandelt. Zu jener ernsthaften Scene, wo das klare Wort unvermeidlich ist, war es bis jetzt nicht gekommen; aber diese konnte, wie er nachgerade fühlen mußte, nicht länger mehr ausbleiben.

Toni benahm sich fortwährend so, als ob sie nur wünschte, daß er täglich erscheine, um mit ihr und guten Bekannten einen vergnügten Abend zu verleben. Aber das war offenbar nur Folge ihrer Gutmüthigkeit und ihrer liebenswürdigen Natur! — Ihr kam es nicht zu, den Ernst herauszufordern! Um so mehr aber war es seine, des Mannes Pflicht.

Nach beinahe verflossenen vier Wochen unterließ Alfred zum ersten Male den gewohnten Gang, um in der Einsamkeit seiner Wohnung eine ernste Erwägung vorzunehmen.

War Toni die Frau, die er suchte? Konnte sie ihm als solche genügen? Konnte sie die Pflichten erfüllen, die ihr nach den Hoffnungen, welche er für sich hegen durfte, einmal zufallen mußten? — Konnte er die Wahl und ihre gesellschaftlichen Folgen vor seinen Eltern rechtfertigen?

Diejenigen, die das menſchliche und insbeſondere das männliche Herz nicht kennen, werden vielleicht ſagen: ein Mann, der ſich ſolche Fragen ſtellt, der beweiſt, daß er nicht liebt! — Aber die Wirklichkeit kümmert ſich nicht um poetiſch feſtgeſtellte Normen. In ihr kann man, wie Jeder weiß, ganz gut lieben, ohne zu heirathen — ſo wie man auch umgekehrt heirathen kann, ohne zu lieben!

Als die Tochter nicht unbemittelter Leute, die mit der Stadt in ſo nahem Verkehr ſtanden, hatte Toni in einer Schule daſelbſt den gewöhnlichen Unterricht genoſſen. Was ſie gelernt, war mehr als genug für die Frau eines Mannes, der ein bürgerliches Gewerbe trieb, — am Ende auch hinreichend für die Sphäre einer höheren Geſellſchaftsclaſſe, aber von Bildung im eigentlichen Sinne konnte bei ihr doch nicht die Rede ſein. Sie hatte ſich die Kenntniſſe angeeignet, die heutzutage unerläßlich ſind, und einzelne Fertigkeiten des Weibes; aber ſie hatte nicht eine Luft des Geiſtes in ſich geſogen, durch die das ganze Weſen gehoben und geklärt wird. Die Bildung der Jungfrau iſt die Frucht häuslicher Erziehung, die Alles herbeizieht, was Geiſt und Herz zweckmäßig zu nähren und zu entfalten vermag; und eine ſolche hatte Toni von Mutter und Vater nicht erhalten können.

Auf dieſe Forderung, die er ſonſt als eine der erſten an ſeine Frau geſtellt hätte, mußte Alfred verzichten. —

War aber Toni bildungsfähig? War die Kultur, die man ihr nicht gegeben hatte, bis zu einem gewiſſen Grade nachzuholen? Dieſe Frage glaubte er bejahen zu dürfen.

Sie war aufgeweckt; ſie hatte einen geſunden Sinn, ein richtiges Gefühl. Um Antworten war ſie niemals verlegen, ſondern immer ſchnell damit bei der Hand. Wenn er ſich mit ihr neckte, konnte er nicht ſagen, daß er jedesmal triumphirte. Sie hatte gute Einfälle und ergötzte ihn und Andere damit. Wenn ſie an manchen Geſprächen, die er des Abends mit den unterrichteten ſeiner Zechgenoſſen führte, nicht theilnehmen konnte und ihnen überhaupt auch kein ſonderliches Intereſſe zuwendete, ſo ſprach ſie mit ihrem natürlichen Verſtand um ſo beſſer über Fragen des wirklichen Lebens, die uns doch immer das Weſentlichſte bleiben.

Genug, was die Gaben betraf, war ſie kein gewöhnliches Mädchen. Sie hatte auch natürlich gute Manieren; die Formen des Umgangs waren ihr geläufig, und ſie konnte, wenn es nöthig war, die ihr zunächſt liegenden mit gemeſſenern und feineren vertauſchen. — Sie durfte ſich (das war ſein Schluß) nur Mühe geben, um die Stelle, die er ihr zudachte, vollkommen ausfüllen zu lernen.

In allen Stücken gleich zu denken, überall ganz die gleichen Intereſſen zu haben, das war nicht nöthig. Wie viele giebt es auch unter den beſterzogenen Mädchen,

die in Bezug auf eigentliche Geisteskultur mit dem Manne Schritt halten können? — Das Weib legt dafür andere Vorzüge in die Wagschale! —

Die Eltern Toni's waren rechtschaffen, geachtet und — bescheiden. Mit ihnen war leicht zu verkehren, und gesellschaftliche Unannehmlichkeiten von ihnen nicht zu fürchten. Eine jüngere Tochter und ein Sohn, der noch in die Schule ging, schienen gut angelegte Naturen zu sein; man konnte hoffen, daß sie gerathen und den Verwandten keine Unehre machen würden.

Bei alledem war die Hauptsache: Toni liebte ihn — sie hing ihm innig an und verhieß ihm das treueste Weib zu werden! Und gewiß, ihre Liebe ersetzte nicht nur, was ihr an äußeren Vorzügen derzeit gebrach, sie verbürgte ihm auch, daß sie alle, die er wünschen mußte, sich noch aneignen werde.

Alfred liebte! Er sah das Mädchen und die Ihrigen mit den Augen der Liebe, trotz des klaren Blickes, womit er die Wirklichkeit der Verhältnisse betrachtete; er glaubte und hoffte! — So konnte er nur zu dem Entschluß kommen, an die Gefundene sich ernstlich zu binden und, sobald es anging, sie heimzuführen.

Er wußte gar wohl, was er verlangen konnte und mußte. Er richtete seinen Blick wiederholt in die Zukunft und faßte die Ziele ins Auge, die er für sich erstrebte. Aber mit allen Aufgaben verglichen, hielt die Erwählte Stand. Sie blieb ihm das liebste Weib, die

beſte Gefährtin auf dem Weg, den er zu gehen ſich vorgeſetzt hatte.

Die natürliche Anmuth, die Friſche ihres Weſens, die ihn von Anfang entzückt hatte, war immer da und bereit, ihm mehr Freude zu ſchaffen, als alle angelernten Künſte, die Andere vor ihr voraus haben mochten. —

Mit dem feſten Vorſatz, die erſte Gelegenheit zu einer Erklärung zu benutzen, trat er am folgenden Tag ſeine Wanderung an.

Der Abend war ſonnig, die Luft warm — die Geſellſchaft befand ſich im Garten. Als er eintrat, um ſich nach den Zechgenoſſen umzuſehen, erblickte ihn die eben anweſende Toni. Sie ſtieß einen leichten Freudenſchrei aus, kam herbei und ſagte mit zärtlichem Vorwurf: „Sie ſind geſtern ausgeblieben!“

Alfred lächelte. „Haben Sie mich vermißt?“

„Ach“, rief ſie verweiſend, „wie mögen Sie fragen! — Es iſt nichts zuſammengegangen“, fuhr ſie nach einer Weile fort, „den ganzen Abend, und ich hab' einen ſehr ſchlechten Humor gehabt! — Sie konnten ja auch unwohl geworden ſein!“

„Ich befinde mich vortrefflich! — Ich hatte eine Abhaltung!“

„Nun, Gott ſei Dank!“ rief ſie, indem ſie ihn herzlich anſah; und ſeine Hand ergreifend, ſetzte ſie hinzu: „Kommen Sie!“

Mit freudigen, beinahe ſtolzen Mienen, die Neigung ihres Herzens in keiner Art verbergend, führte ſie ihn zu der Geſellſchaft.

Dieſe war vom Zufall geſchaffen. Sie beſtand aus drei Bürgern, zwei älteren Subalternbeamten, einem Hauptmann außer Dienſt, und dem Acceſſiſten, der ſich aber nicht regelmäßig einzufinden pflegte.

Alfred wurde mit froher Theilnahme begrüßt. Einer der Subalternbeamten ſagte zu Toni: „Nun iſt er ja wieder da! — Gottlob, nun werden wir auch wieder ein freundliches Geſicht ſehen!“ — Und zu Alfred gewendet, fuhr er fort: „Geſtern war nicht mit ihr auszukommen; daß ſie nicht geweint hat, iſt alles geweſen. Und wie ich geſagt hab': warum ſo mißvergnügt? da hat ſie mir einen Blick zugeworfen, daß ich gern ſtill geweſen bin. Hätte ſie reden wollen, dann hätte ſie geſagt: Er iſt nicht da — und aus euch andern Allen mach' ich mir nichts!“

Die Andern beſtätigten das und ſchilderten das geſtrige Benehmen des Mädchens mit ſcherzhaften Uebertreibungen. Sie lachte und ſagte: „Damit können die Herren mich nicht ärgern!“ — „Natürlich“, erwiderte der Hauptmann, „ſo gut, wie Sie geſtern Niemand aufheitern konnte!“

Die Unterhaltung, noch eine Zeit in demſelben Tone fortgeführt, ging endlich auf andere Gegenſtände über. Dann machte man ein Kegelſpiel, das die Genoſſen

unter vielem Vergnügen über eine Stunde lang beſchäftigte. — Die Sonne ging unter, die Nacht erſchien.

Alfred war zuletzt einſilbig geworden und ſaß ſtill in der wieder vereinigten Geſellſchaft. Aus ſeinen Gedanken erwachend, bemerkte er, daß dieſe ſich in einen politiſchen Discurs verwickelt hatte; — er ſtand auf und ging im Garten umher.

Die Nachtluft umſtrömte ihn erquickend. Er machte ein paarmal die Runde; dann begab er ſich auf die dem Zechtiſch entgegenſtehende Seite, die mit Fruchtbäumen beſtanden war.

Es dauerte nicht lange, ſo kam aus der Hinterthüre des Hauſes Toni. Trotz der Finſterniß bemerkte ſie den Einſamen ſogleich: es war nicht das erſtemal, daß ſie ſich hier getroffen hatten!

Alfred ging ihr entgegen, gab ihr die Hand und rief in gedämpftem, herzlichem Ton: „Liebe Toni!“

Das Mädchen ſchwieg und ihre Hand ſchien in der ſeinen zu beben. Dann ſagte ſie, mit einem Verſuch, zu ſcherzen: „Alſo morgen kommen Sie wieder? Da haben Sie keine Abhaltung?“

Alfred, auf ihre Laune eingehend, verſetzte: „Muß ich denn aber jeden Tag kommen?“

„Allerdings!“ erwiderte ſie. — „Daran haben Sie uns einmal gewöhnt!“

„Sieh', ſieh'“, erwiederte er. „So gründet man auf das, was wir eine Zeit lang aus freien Stücken

gethan haben, ein Recht! — Man hat angefangen — und man muß fortfahren; — man iſt gefangen!“

„Wollen Sie frei ſein?“ entgegnete ſie mit eben ſo holdem Blick wie Ton.

„Aufrichtig zu reden“, ſagte er, ihre Hand drückend, „ich bin lieber in Banden!“

Ein Druck von ihrer Seite dankte für das liebe Wort.

Ernſt fuhr er fort: „Wenn ich nun aber die Stadt verlaſſen, wenn ich hinweg müßte?“

Toni's Hand zuckte in der ſeinen, und ſie verſetzte: „Das würde mir ſehr leid thun!“

Dies war in ſeiner Schlichtheit ſo herzlich geſagt, daß es den Liebenden in tiefſter Seele rührte. „Du biſt gut, Toni!“ rief er; „Du biſt ein gutes, liebes Mädchen!“

Das Mädchen athmete hörbar. Dann ſagte ſie: „Ich bin thöricht! Wie leicht kann's ſein, daß man einmal wo anders zu thun hat! Ein einziger Abend, was iſt denn das? — Ich hab' mir das geſtern auch geſagt, und doch keine Ruhe gehabt. Ich hätte kein Vergnügen in mir aufbringen können, um die ganze Welt nicht! Der Oberaufſchläger hat Recht gehabt: das Weinen iſt mir nahe geſtanden. Ich hab' mir noch Gedanken gemacht, als ich im Bette lag, ſo närriſche wie möglich — und vom Schlafen iſt nicht viel die Rede geweſen!“

Alfred ergriff ihre beiden Hände. „Toni“, rief er überwältigt, „Toni, Du liebſt mich!“

Zärtlich, aber mit einer eigenen Beimiſchung von Schalkheit, erwiderte ſie: „Nun ja!“

„Aber wenn das iſt“, fuhr er fort, „dann kann's nicht mehr ſo fortgehen mit uns!“ — Willſt Du mir gehören? Willſt Du mein ſein — mein ganz und gar?“

Toni, ſtatt jeder Antwort, fiel ihm um den Hals und küßte ihn mit der liebevollſten Innigkeit.

Der Bund war geſchloſſen.

III.

Alfred sah sich als versprochen an und überlegte, wann und wie er das Verhältniß am besten förmlich machen könnte. Aber da traten seiner Seele Schwierigkeiten entgegen!

Seine Wahl seinen Eltern — der Welt mitzutheilen, konnte er sich ohne Weiteres noch nicht entschließen.

Sein Vater war ein jetzt hochgestellter Beamter in der Hauptstadt, seine Mutter eine geborne Adelige. Ihnen, das wußte er, machte es keine Freude, wenn er ihnen eine Schwiegertochter ankündigte, die nicht aus einer gleichangesehenen Familie stammte und ihm statt socialer Vortheile — Nachtheile, vielleicht Störungen und Hemmungen bringen konnte. Und er hatte mit seinen Eltern bis jetzt immer im besten Vernehmen gelebt und nichts gethan, wozu sie nicht freudig ihre Zustimmung gegeben!

In der Stadt — das wußte er gleichfalls — rief diese Wahl bedeutende Verwunderung und große Mißbilligung hervor.

Alfred galt für einen der ersten jungen Männer der Kreishauptstadt, und Niemand, der seine Fähigkeiten, seinen Fleiß, seinen Ehrgeiz und seine Verbindungen

erwog, zweifelte daran, daß er eine glänzende Carriere machen werde. Das Eigene, das man an ihm wahrnahm, galt für genial und machte ihn interessant. Er hatte an dem Bestehenden, ohne revolutionär zu sein, immer viel zu tadeln und sprach am liebsten davon, wie etwas besser einzurichten wäre; das ist heutzutage eben die Art, um hinaufzukommen! Kurz, er zählte zu den Menschen, denen man etwas Ungewöhnliches zutraut im besten Sinne des Wortes — und das war ihm keineswegs unbekannt.

Nun hörte man, daß er sich mit der Tochter eines nicht ganz unbemittelten, aber doch nur sehr mäßig begüterten Dorfwirths verlobt hatte! — Das erweckte, zumal in gewissen Familien, große Mißstimmung! Man erklärte sich's aus phantastischer Schwäche, zuckte die Achsel und nahm zurück, was man Gutes von ihm ausgesagt hatte.

Solche Gedanken gingen ihm durch den Kopf und hießen ihn zaudern. — Konnte er denn nicht eine Zeitlang mit der Geliebten einig sein, ohne daß die Welt es erfuhr? Muß denn Alles gleich offenbar gemacht werden? Das Geheimniß hat einen ganz eigenen, unersetzlichen Reiz — warum diesen sofort stören? — Von der Poesie der jetzt so innigen Beziehung sich nicht noch länger umfließen zu lassen, bestand offenbar nicht der mindeste Grund; und was endlich nothwendig war, das geschah doch! —

Den Beschluß, den er faßte, der Herzensverlobung

nicht sogleich die förmliche folgen zu lassen, sah er durch das Benehmen Toni's gerechtfertigt. Das liebende Mädchen schien sich zunächst Alles erreicht zu haben — und eine weitere Veränderung gar nicht zu wünschen. Aeußerlich betrug sie sich gegen ihn wie bisher. Sie sprach ihn mit „Herr Assessor" an, und es begegnete ihr niemals, ihn vor Anderen zu dutzen. War es Bescheidenheit und gutmüthig froher Sinn, der sich gerne genügen läßt? War es reine, ganz in sich lebende Liebe, die zu ihrem vollen Glück nichts mehr bedarf, als die Gewißheit der Gegenliebe? Genug, Toni verrieth mit keinem Worte, keiner Miene, daß Alfred für sie noch mehr thun könnte, als bis jetzt geschehen war, und — daß namentlich in ihrem Interesse mehr zu wünschen wäre!

So blieb es denn bei dem Geheimniß — und bei dem Glück des Geheimnisses!

Alfred, nachdem er seine Seele von Allem weggewendet, was ihn hätte stören können, lebte selige Tage. Er war nicht nur der Liebe der Erkorenen, er war ihrer Treue sicher — und das erweckte in ihm neue, wundersame Gefühle. Wenn Toni den Kommenden jetzt liebevoll begrüßte, so lag auf ihrem Antlitz ein eigener Zauber, ein Glanz, der etwas Feierliches hatte, ein Ernst, der sie bedeutender, edler erscheinen ließ! — Die Blicke des Einverständnisses, wenn Beide sich unbeachtet sahen, waren für sie unendlich süß; denn sie

triumphirten damit zugleich über die Uneingeweihten, die ihre ganze Freude nicht ahnen konnten. Das ſchalkhaft ſelige Lächeln gab den Lippen der Holden einen unſäglichen Reiz, — und jeder Händedruck wiederholte das Wort: „Ich bin Dein!“

Toni hatte ein fühlendes Herz; ſie liebte aus voller Seele; die Liebe und das Glück waren ihr bei Weitem die Hauptſache; und nichts iſt ſchmeichelhafter, nichts beglückender für einen Mann, als dieſe Wahrnehmung.

Noch lag für Beide in dem Verhältniß etwas Gewagtes, in dem Glück etwas Geraubtes! Noch nahmen es die jungen Leute ſich nur heraus, Liebe um Liebe zu tauſchen! Und ſo kam auch ein gewiſſer Reiz des Verbotenen hinzu, ihre Freude zu würzen und zu ſchärfen.

Es war eine ſeltſame Miſchung von Kindlichkeit, Leidenſchaft und Sanction in dem Liebesleben des Paares, und Alfred empfand ſie mit Schauern von Luſt.

Wenn Toni die ganze Schönheit ihres Gefühls enthüllte, und aus den braunen Augen ihre ganze Liebe, ihre ganze Seele ihm entgegenglänzte, wie klein erſchien ihm da ſein Wunſch einer größeren formellen Bildung der Geliebten! — Verglichen mit den Schätzen des Innern waren alle jene Vorzüge ſo geringfügig, daß ſie am Ende auch ganz fehlen konnten! — Eine glückliche Natur, eine liebende Seele, das iſt Alles! Und Alles, was noch irgend nöthig war, ging daraus hervor!

Trotzdem — oder wenn man will, eben deswegen regte sich nach und nach in ihm der Wunsch, ihr etwas von dem, was ihr doch nur zur Zierde gereichen konnte, verschaffen zu helfen.

Hatte sie nicht ein lebhaftes Naturell — einen klaren Verstand, ein gesundes Urtheil? — Vielleicht konnte ihr damit eben das Beste zugänglich werden, was deutsche Geister hervorgebracht haben. Denn diese haben ja doch nur gewollt, daß ihre Arbeiten Gemeingut des ganzen Volkes und die geistige Nahrung aller Classen werden!

Eine solche Beschäftigung mit ihr war etwas Neues, und sie lernten sich dabei um so besser und gründlicher kennen.

Eines Abends, als er sich mit ihr allein sah, brachte er das Gespräch auf Bücher und fragte sie, ob sie nicht auch gern lese.

„O ja wohl", erwiederte sie. „Mein Bäschen Minna (die Tochter eines städtischen Bäckermeisters, die Alfred kannte) ist in einer Leihbibliothek abonnirt und giebt mir zuweilen eine Geschichte, die ihr besonders gefallen hat!"

Alfred ließ sich die Titel der Bücher angeben, die sie zuletzt gelesen; man konnte nicht sagen, daß klassische Namen zum Vorschein kamen.

Mit einem Lächeln gutmüthiger Nachsicht fragte er: „Und haben Dir die Sachen gefallen?"

„Nicht alle", erwiderte sie. „Aber eine Geschichte

iſt außerordentlich ſchön geweſen! Ich hab' nicht aufhören können, bis ich fertig geweſen bin; und ich will's nur ſagen: einmal hab' ich geweint dabei!"

Alfred kannte den Namen des Autors, aber nicht das Buch. Er wollte es vor Allem leſen, und die Leihbibliothek, die er zu benützen pflegte, verſchaffte es ihm. — Als er in die Mitte der Erzählung gekommen war, ſchüttelte er den Kopf; noch mehr, als er zu Ende war.

Es war eine in gewiſſem Sinne geſchickte, aber grobe, mit grobphantaſtiſchen Mitteln wirkende Arbeit.

Zwar begriff er Toni. Wenn man an die Figuren und ihre Schickſale glaubte, ſo konnte man wohl dadurch geſpannt, gerührt werden. Und das gute Kind glaubte an die blendend colorirten Gaukeleien des Schreibers! — Sie hatte darin freilich gar manche Genoſſin auch unter den Töchtern der höheren Stände!

Dennoch: wie konnte man ſo wahr, ſo natürlich, ſo lieb ſein und eine ſo übertriebene, auf rohen Effect gearbeitete Darſtellung lieben! — Sucht das Gleiche nicht das Gleiche?

Es fehlte der Leſerin eben die Kenntniß beſſerer Werke! — Erſchien ihr einmal das Gute in ſeiner Schönheit, dann ging ihr gewiß ein Licht auf, und ſie begriff den Unterſchied. — Seine Aufgabe war, ihr das, was er von ihr geleſen wünſchte, in die Hände zu geben.

Bei nächſter Gelegenheit ſagte er: „Ich habe die Erzählung jetzt auch geleſen!"

„Nun“, rief das Mädchen ordentlich mit Freude, „ſie hat Ihnen gewiß auch gefallen!“

Alfred ſah für ſich hin. „Doch nicht ſo ganz“, verſetzte er dann: „der Mann verſteht ſein Handwerk, und ich ſehe ſchon, was Dir an dem Buch Vergnügen gemacht hat. Aber fein iſt's gerade nicht!“

„Nicht fein?“ entgegnete das Mädchen betroffen.

„Nein, meine liebe Toni“, verſetzte Alfred. Und mit dem Ton wohlwollenden Scherzes fuhr er fort: „Ja, ja, es giebt ſchon noch beſſere Bücher als das da — viel beſſere!“

Die Gute ſaß verlegen. Eine Geſchichte, die ſie mit der größten Spannung geleſen, die ſie außerordentlich ſchön gefunden hatte, ſollte nicht „fein“ ſein! — Das heißt doch wohl: feine Leute haben an ſo einer Geſchichte kein Vergnügen — und ſie verſtand nichts!

Wie konnte Alfred an dem Buche keine Freude haben? War es nicht ſo intereſſant, daß man gar nicht davon loskommen konnte; — und war nicht auch ihre Freundin Minna davon entzückt geweſen? —

Sie hatte eine Ahnung, daß ihr die Werke, die Alfred für beſſer erklärte, gerade weniger gefallen würden! Doch ſagte ſie endlich: „Was ſind denn aber das für Bücher? — Kann ich ſie auch leſen?“

„Ganz wohl“, entgegnete Alfred; „ich will Dir morgen eines mitbringen.“ —

Unſer Freund wollte vorſichtig zu Werke gehen und

der Geliebten nicht gleich zuviel zumuthen. Er brachte ihr eine größere Novelle — das Werk eines lebenden Schriftstellers, das wegen pſychologiſcher Wahrheit einen beſonders angenehmen Eindruck auf ihn hervorgebracht hatte.

Nach zwei Tagen erklärte Toni, ſie habe das Buch geleſen.

„Und hat's Dich unterhalten?“ fragte Alfred.

„Recht gut“, erwiderte Toni; „es iſt ganz nett!“

Ein Anderer hätte aus dem Tone herausgehört, daß die Erzählung der Leſerin zwar nicht mißfallen, aber doch lange nicht ſo gut gefallen habe, wie das von Alfred getadelte Buch! Der Liebhaber war zufriedengeſtellt. Er wies auf einzelne Stellen hin, die ihn beſonders angeſprochen hatten; und da Toni mit Eifer zuſtimmte und dieſe Stellen auch für ſchön erklärte, ſo erfüllte ihn die ganze Freude eines gelungenen Unternehmens. — Er glaubte einen Schritt weiter gehen zu können.

Das nächſte Mal brachte er ihr das Werk eines unſerer Claſſiker — ein Trauerſpiel, das auf ihn wiederholt ergreifend, erſchütternd gewirkt hatte. Er empfahl ihr's dringend.

Drei Tage ließ er ihr Zeit. Dann erkundigte er ſich, was das Buch für einen Eindruck auf ſie gemacht habe.

Toni erröthete und ſagte dann: „Ich bin noch nicht ganz fertig!“ — Und entſchuldigend ſetzte ſie hinzu: „Ich hab' eben auch nicht immer Zeit zum Leſen!“

Alfred begriff das und wartete. Nach zwei Tagen frug er wieder nach.

Toni konnte ſich eines Zeichens von Ungeduld nicht erwehren. Sie war beſchämt, wie man ſah, und ärgerlich darüber, und es koſtete ſie Mühe, nicht nach ihrem Gefühl zu antworten. Sie ſagte: „Ich bin noch nicht wieder dazu gekommen! „Und etwas rebelliſch ſetzte ſie hinzu: „Es iſt ja doch nicht gerade nothwendig!“

Alfred war ſtill. „Aber“, verſetzte er dann, „Du haſt doch angefangen — — haſt Du denn aufhören können?“

Toni war in einer Stimmung, wo man ſich eine kleine Rache nicht verſagt. Mit unwillkürlich ſcherzendem Spott entgegnete ſie: „O, ja wohl! — Recht gut!“

Alfred ſchwieg, indem er ſuchte, zu dieſer Antwort gute Miene zu machen. — Dann, ſeinerſeits hartnäckig, fuhr er fort: „Wie viel Aufzüge haſt Du denn aber geleſen?“

Die Geduld der examinirten Schönen war zu Ende. „Ach“, rief ſie, „was ſoll ich lügen! — Ich hab' ſehr wenig geleſen! Das Buch iſt nicht für mich! Ich verſteh's nicht!“

„Sonderbar!“ erwiderte Alfred. Und gleichfalls mit dem Ton des Spottes fuhr er fort: „Das Buch iſt aber doch deutſch! — Und Verſe zu leſen wirſt Du ja wohl auch gelernt haben!“

„Ganz gut“, entgegnete das Mädchen. „Aber dieſe

da ſind mir zu hoch, und die Geſchichte geht mir nicht zuſammen!“ — Sie zuckte die Achſeln und wendete ſich ab, ohne ihr Mißvergnügen verbergen zu wollen.

Alfred war beſchämt und hoffnungslos; — er fühlte, daß er in der geiſtigen Sphäre der Geliebten an eine Grenze gekommen war! — Der kleine Conflict war überdies der erſte mit ihr — und daß ein ſolcher überhaupt möglich iſt, erfüllt den zartfühlenden Liebhaber immer mit ſchmerzlichem Befremden.

Er wollte aber ſeine Ruhe behaupten. Sich bezwingend, mit einem Lächeln, das ihm freilich nicht ſonderlich gelang, ſagte er: „Was Du jetzt noch nicht kannſt, das wirſt Du lernen! Mir iſt nicht bange davor! — Für heute laſſen wir's gut ſein!“

Die Seelen der Liebenden waren verſtimmt; und keine fand ſich bewogen, dieſer Empfindung entgegenzutreten.

Ein kleiner Zuſammenſtoß aus zufälligem Anlaß iſt bald und leicht aus dem Gedächtniß auszulöſchen. Aber hier handelte ſich's nicht darum.

Was Alfred gereizt hatte, das lag in dem Weſen Toni's, es war eine Folge ihrer Natur, ihrer Erziehung, und kehrte wieder. Er mußte einer Hoffnung entſagen, die er zuverſichtlich gehegt hatte; und das erfüllte ihn mit nachwirkendem Unmuth.

Das Mädchen hatte eine nicht weniger niederſchlagende Erfahrung gemacht. Sie erkannte, daß ihr

etwas mangelte, was er von ihr forderte; und das Gefühl ſtieg in ihr auf, daß ſie ihm nicht gut genug ſein könnte! —

Der Liebhaber kam jeden Tag, aber er unterhielt ſich nur mit ſeinen Freunden. Wenn er gelegentlich ein Wort an Toni richtete, ſo geſchah es mit einer Sanftheit, aus welcher die Abſicht des Schonens deutlich herausklang. Das natürliche Mädchen gewann es über ſich, dennoch gutmüthig darauf zu antworten; aber ein paar Mal erſchien ihr die Manier des Herrn doch gar zu väterlich; ſie antwortete ſchnippiſch, und einmal konnte ſie ſich nicht enthalten, dabei ſeinen Accent nachzuahmen.

Indeſſen — die Zeit bewirkte auch hier eine Aenderung. Unſer Aſſeſſor erſchien eines Abends mit heiterem Geſicht; ja, er lachte ſchelmiſch, als er Toni begrüßte. Das Mädchen konnte dem Humor nicht widerſtehen, ſie dankte ſo vergnügt wie ſonſt, und Beide waren alsbald die Alten.

Nach einiger Zeit, als ſie neben ihm ſaß, begann der Liebende mit Laune: „Ich habe letzthin mit meinem Buch ſchlechte Ehre eingelegt! Heut' hoff' ich meinen Fehler wieder gut zu machen: ich hab' ein anderes mitgebracht, das Dich unterhalten wird!“

Er zog es aus der Taſche und überreichte ihr's.

Toni lächelte. Scherzend fragte ſie mit einer anmuthigen Bewegung des Kopfes: „Muß ich's durchaus leſen?“

„Wenn ich's nicht geradezu verlange", entgegnete er mit angenehmer Würde, „ſo erwart' ich's doch von Dir! — Willſt Du's probiren? Mir zu Liebe?"

„Was thu' ich nicht Dir zu Liebe!" erwiderte ſie, halb mit Laune, halb ſpöttiſch — und nahm das Buch an ſich.

Es war ein Schauſpiel in Proſa, womit der erziehende Liebhaber diesmal ſeinen Verſuch machte. — Zu ſeiner großen Ueberraſchung erfuhr er einige Tage ſpäter, daß er ſich wieder verrechnet hatte.

Aus den Antworten Toni's ging hervor, daß ſie mit der Proſa zwar fertig geworden war, aber ein wirkliches Vergnügen an dem Buch doch nicht gehabt hatte. Das Leſen machte ihr Mühe und die größte Freude ſchien ſie empfunden zu haben, als ſie es hinter ſich hatte.

Daß das Unächte, das grell gemalte Blendwerk der Geliebten ſollte lebendig und lieb werden können, das Aechte, wahrhaft Schöne aber nicht, das gab Alfred einen Stich ins Herz! „Wie iſt's denn aber möglich!" rief er. „Das iſt ja ſo klar wie die Sonne! — Und ſo anziehend, ſo feſſelnd!"

„Es iſt mir doch zu hoch!" erwiderte Toni. „Ich bin eben ein Mädchen vom Lande und keine Gelehrte!"

„Gelehrte!" wiederholte Alfred mit Ungeduld. „Dazu iſt keine Gelehrſamkeit nöthig; — das verſteht ja ein Kind!"

Der Ton, mit welchem dies geſprochen war, hatte für das Mädchen gerade auch nichts Schmeichelhaftes.

Sie verſetzte erröthend: „Dann bin ich eben dümmer als ein Kind! — Ich kann am Ende nichts dafür! Ich bin wie ich bin und kann mich nicht anders machen!“

Alfred war ſtill. Dann erwiderte er mit einem Seufzer: „In Gottes Namen!“ und erhob ſich, um den Tiſch der Bekannten aufzuſuchen. „Arme Claſſiker“, ſagte er mit bitterem Spotte zu ſich ſelbſt, „ihr habt Unglück! Man findet Euch langweilig! Ihr macht keine Wirkung! — Wenn es überall ſo iſt, wie hier zu Lande, dann könnt ihr noch lange warten, bis Eure Abſichten in Erfüllung gehen!“

Der zweite Riß ging tiefer als der erſte und hatte ernſtlichere Folgen.

Das Schmollen iſt für Liebende deswegen ſo gefährlich, weil in ihm eine Genugthuung liegt. Es hat etwas von der Süßigkeit der Rache, es thut wohl, und man ſetzt es darum gar zu gern länger fort, als recht iſt.

Alfred behandelte Toni in den nächſten Tagen mit einer Höflichkeit, worin er ſein herzliches Weſen ganz verleugnete. — Er glaubte ihr mit Recht vorwerfen zu können, daß ſie nichts für ihn thun wolle; daß ſie zum Lernen träge ſei und keine Geduld habe; daß ſie ihm, anſtatt ſich von ihm leiten zu laſſen, gleich ihren Eigenſinn entgegenſetze! Sie hatte kein Streben — und das war ihre Schuld! Denn man kann recht gut etwas wollen und mit Fleiß thun; zumal aus Liebe — wenn nämlich Liebe vorhanden iſt!

In dem Mädchen aber erhob ſich eine Stimme gegen ihn, weil er ſie hofmeiſtern und anders haben wollte, als ſie ſei! Sie fühlte ſich verachtet, mißkannt. Ihr Werth — ihre Macht kamen ihr ins Gedächtniß, und lockend erſchien ihr der Gedanke, ſich dahin zu wenden, wo ſie geſchätzt war und Freude machte.

Daß ein Mädchen wie Toni auch Andern gefiel, braucht nicht erſt geſagt zu werden. Eine gute Zahl junger Männer, die in das Haus kamen, hatten ihr, bevor der Aſſeſſor auftrat, mehr oder weniger den Hof gemacht. Es waren Söhne von Bürgern der Stadt, Handlungscommis, und was ſonſt an männlicher Jugend ab- und zuging. Als Wirthstochter war ſie freundlich; aber die Artigkeiten gegen ſie durften eine gewiſſe Grenze nicht überſteigen, im Nothfall konnte ſie auch deutlich werden, und ſo hielt ſie ſich in Reſpekt und unterhielt ſich zugleich.

Alfred brachte eine weſentliche Veränderung hervor. Toni zog ſich von ihren Verehrern mit Anſtand zurück; ſie gab ſich nur mehr ſo weit mit ihnen ab, als es unumgänglich war, und die jungen Leute, welche ſich mit dem Bevorzugten in keinen Wettſtreit einlaſſen konnten, mäßigten ihren Eifer von ſelber. Wie durch eine ſtillſchweigende Uebereinkunft ließ man ſie demjenigen, der ihr nun einmal der Liebſte war.

In ihrem Unmuth gegen den Geliebten, der ſo vornehm war, dachte ſie an die jungen Geſellen, die ſo

beſcheiden waren. Sie erinnerte ſich, wie fröhlich ſie ſich mit ihnen, die in der Regel beiſammen ſaßen, unterhalten — wie gern ſie gehört hatten, was ſie ihnen ſagte, — wie glücklich ſie waren! — Ihm genügte ſie nicht, ihm konnte ſie nichts recht machen, und Jene hatten Alles, was von ihr kam, ſchön und reizend gefunden! — — Sie wollte doch ſehen! —

Nachdem ſie eines Tages dieſen Gedanken gehabt, trat ſie des Abends mit der früheren Güte zu den alten Bekannten, ſetzte ſich an ihren Tiſch und unterhielt ſich mit ihnen. Die jungen Leute begriffen die Gunſt ſofort, gingen ohne Weiteres darauf ein, und ein Geſpräch entſpann ſich, ſo munter, wie in den beſten Zeiten. Die Schöne hörte die galanten Reden, die zu fallen begannen, offenbar mit Vergnügen — ſie lächelte dazu. Sie erwiderte mit Scherzen und Einfällen — die Luſt ſteigerte ſich — und man ſchied mit dem Gefühl, daß ſich das morgen wiederholen müſſe.

So geſchah es denn auch.

Alfred, wenn er nun bei den Freunden oder allein ſaß, mußte die wechſelſeitigen Artigkeiten wahrnehmen und die freundliche Miene der Geliebten! Er ſah die Neigung ihres Hauptes, wenn einer der Jünglinge ihr etwas zuflüſtern wollte, und die Wirkung des Complimentes auf ihrem Geſicht! Er ſah das Geſpräch ſich beleben, immer fröhlicher werden, bis es in ein lautes, herzliches Gelächter auslief.

Unwille, tiefer Verdruß — Eiferſucht erfüllte ſein Herz. Wie nahe lag der Gedanke, daß ſie mit ihm nur geſpielt habe — daß jeder Andere ihr ebenſoviel werth ſei, als er! „Ich hab' ihr gefallen", flüſterte es in ihm, „ſo lang ich ihr ſagte, was ſie gern hörte; nun ich aber eine Forderung an ſie ſtelle, die ihr etwas zumuthet, bin ich ihr zuwider. — Ich bin ihr offenbar nichts mehr! Die Liebe, an die ich geglaubt habe, war eine Täuſchung! Oder vielmehr, ſie war da, aber ohne Treue; und ſo iſt ſie gegangen, wie ſie gekommen iſt."

Das waren die Gedanken und Gefühle des Liebhabers. Er hütete ſich aber, ſie merken zu laſſen; er beherrſchte ſich ſo gut es ging und verſuchte ſogar mit Glück, den luſtigen Geſellſchafter an ſeinem Tiſch zu ſpielen. Er politiſirte, erzählte — erzählte Geſchichten, die den Andern großen Spaß machten — neckte ſich mit den alten Herren, arrangirte Kegelparthien, wobei er den größten Eifer zeigte — und ſo verging auch ihm ein Abend um den andern.

Toni, je öfter ſie ihre Rolle wiederholte, ſchien ſich immer beſſer darein zu finden. Am ſechsten Abend nach ihrer Scene grüßte ſie den Geliebten gar nicht mehr beſonders (was ſie bisher, wenn auch nur formell, ſtets gethan hatte!) — nur mit den Andern, im Ganzen! Sie brachte ihm den Trank nicht ſelber, wie noch Tags zuvor ſtillſchweigend geſchehen war, ſondern ließ ihn

durch die bäuriſche Kellnerin hertragen. Dann ſetzte ſie ſich an den Tiſch zu den jetzt bevorzugten Gäſten, ſcherzte, lachte, war gütig gegen Alle, ſchien aber die Artigkeiten eines hübſchen jungen Kaufmanns mit ganz beſonderem Vergnügen entgegenzunehmen.

Das war unſerm Freunde zuviel. Still neben dem Acceſſiſten ſitzend hatte er beobachtet. Auf einmal trank er ſein Glas aus, ſagte der Geſellſchaft guten Abend und ging hinweg.

Nach einer Weile erhob ſich Toni, trat zu dem Tiſch, den er verlaſſen hatte, und ſagte nicht ohne merkliche Bewegung: „Der Herr Aſſeſſor iſt ſchon fort?“

Der Acceſſiſt erwiderte: „Er ſcheint noch etwas vorzuhaben! — Eine dringende Arbeit vielleicht!“

„Das glaub ich nicht“, verſetzte der Hauptmann. „Er iſt eiferſüchtig — und er hat wahrhaftig Urſache!“

„Warum nicht gar!“ entgegnete Toni, indem ihre Wangen ſich mit Roth übergoſſen und Sorge und Schuldbewußtſein aus ihren Blicken ſprachen.

Sie trat ſtill bei Seite. — Der Acceſſiſt ging ihr nach.

„Fräulein Toni“, begann der junge Mann mit Ernſt, „ich will Ihnen die Wahrheit ſagen: der Aſſeſſor iſt im Zorn fortgegangen! — Ich muß ihm auch Recht geben. Was Sie mit ihm gehabt haben, weiß ich nicht; aber Sie kränken ihn abſichtlich, und benehmen ſich ganz

und gar ſo, als ob Sie ſeiner überdrüſſig wären. Er iſt ernſtlich böſe, und es fragt ſich ſehr, ob er wiederkommt!“

Man ſieht, der Acceſſiſt war in gewiſſem Sinn Vertrauter geworden.

Toni hatte die Beſtätigung ihrer Furcht mit Schrecken gehört. Das Herz wendete ſich ihr im Buſen. Sie rief: „Das thut mir leid — unendlich leid! — Es war nicht ſo gemeint! Durchaus nicht!“

„Das mag ſein“, verſetzte jener. „Sie haben aber gethan, als ob er gar nicht mehr da wäre!“

„Ach!“ rief das geängſtigte Mädchen, „ich hab nie mehr an ihn gedacht!“

Der Freund ſchüttelte den Kopf. „Das konnte er nicht wiſſen“, entgegnete er. „Mühlenberg mußte ſich an Ihr Benehmen halten, und das hat geheißen: Du gehſt mich nichts mehr an!“

„Er hat auch von ſeiner Seite —!“ Sie hielt inne. Mit dem Ton herzlicher Reue fuhr ſie fort: „Ich hab' Unrecht gehabt, ich geb's zu! Aber ich will's wieder gut machen! — Sagen Sie ihm — doch, er wird ſchon wieder kommen! Wenn ich ihm wirklich wehe gethan habe, will ich ihm beweiſen, daß es durchaus nicht gern geſchehen iſt, — und ich will's nicht mehr thun! Ich war bös auf ihn — recht bös — und ich hab' gemeint, er verdient etwas! — Aber wenn er nun ausbliebe! — Gott im Himmel, ich hab' keine Ruhe mehr, bis ich ihn wiederſehe!“

In der That — hätte Alfred die Gefühle des Mädchens gekannt, er würde die Nacht ruhiger verbracht haben, als es der Fall war.

Der folgende Tag war ein Regentag. Aus der Stadt kamen nur die bewährteſten Stammgäſte, um in der Herrenſtube Platz zu nehmen. Die Zeit, in der ſich Alfred einzufinden pflegte, war vorüber — Toni ging in großer Aufregung umher und ſpähte durch's Fenſter, durch die Hausthüre, wieder und wieder, ob ſie die erſehnte Geſtalt nicht erblicken könnte. Vergebens. Faſt eine Stunde über die Zeit war vergangen, und nichts zeigte ſich. Bei dem Gedanken, daß ſie ihn verloren haben könnte, klopfte das Herz des Mädchens, daß es ihr den Athem verſetzte. Endlich, als ſie wieder aus einem Fenſter der Bauernſtube geſehen: „Er iſt's, er iſt's!“ rief's in ihr, „Gott ſei Dank!“

Sie ging auf die Hausflur, um ihn zu empfangen. Nur dem Drang ihres Herzens — ihres leidenſchaftlichen Herzens folgend, ging ſie auf ihn zu; ihre feuchten Augen ſtrahlten Zärtlichkeit und mit dem innigſten Ton rief ſie: „Guten Abend, lieber Alfred! Gib mir Deine Hand! Verzeih' mir! Ich hab' Dich gekränkt! Aber meine Abſicht iſt eine ganz andere geweſen! Sei mir wieder gut und laſſen wir's vergeſſen ſein!“

Alfred wußte nicht, wie ihm geſchah. Der Acceſſiſt hatte mit ihm geſprochen, aber ihm nichts von der Reue

des Mädchens geſagt, ſondern ihm nur die Gründe entwickelt, warum er wiederkommen müſſe. Nun zeigte der Ueberraſchte eine ſeltſame Miene! Der ſtolze Ernſt, mit dem er gekommen war, und die Freude, ſich ſo lieb und reuevoll begrüßt zu ſehen, konnten ſich nicht ohne Weiteres vergleichen. Mit einem ziemlich verlegenen Lächeln entgegnete er: „Das iſt Dir ſo auf einmal gekommen?“

„Ach ja“, verſetzte Toni. „Geſtern, wie Du ohne Abſchied fortgegangen biſt, da iſt mir's geweſen, als ob mir ein Meſſer durch's Herz ginge!“ — Und mit einem holden Lächeln fuhr ſie fort: „Eiferſüchtig, hat der Hauptmann geſagt, wärſt Du geweſen! Eiferſüchtig!“ Und ſeine Hand faſſend, mit übergehenden Augen rief ſie: „Ich liebe nur Dich! Dich allein! — Komm'! Sei mir wieder gut!“

Wer hätte da widerſtehen können! — Alfred war mit einem Male wieder der Alte. Er lächelte, glücklich, ſtolz — drückte die Hand, die in der ſeinen lag, und ſagte: „Nun alſo — Friede! — weil Du's nicht anders haben willſt!“

Ein ſüßes Lächeln verklärte das Geſicht der Liebenden, die wieder Siegerin war. „Dank Dir! Dank!“ rief ſie. „Und nun ſoll kein Streit mehr ſein zwiſchen uns!“

Alfred ſah ſie an. „Heißt das“, bemerkte er mit Laune, „daß Du gewiſſe Wünſche, die ich habe, er-

füllen willſt — oder daß Du erwarteſt, ich werde ſie aufgeben?“

„Ach nein“, erwiderte Toni. „Ich will Dir folgen und mir Mühe geben — Dir zu Liebe!“

Alfred zog das liebende Kind an ſich — weil doch glücklicherweiſe Niemand gekommen war, ſie zu ſtören. „Glaubſt Du denn“, ſagte er, „daß ich's von Dir verlange blos um meinetwillen? Nein, um Deinetwillen!“ Und ernſt, mit unwillkürlich gedämpftem Ton ſetzte er hinzu: „Ein Mädchen, die meine Frau werden ſoll! — Muß ich nicht wünſchen —?“

„Ja, ja“, rief Toni gerührt; — „und ich will's auch thun; — Du mußt aber nur auch Geduld mit mir haben!“

„Wenn ich Deinen guten Willen ſehe“, entgegnete der Liebende, „alle!“ —

Mit ſtrahlenden Mienen gingen ſie zur Thüre rechter Hand, die in die Herrenſtube führte. Zuerſt trat Alfred ein, Toni folgte. Die Stammgäſte blickten auf. „Ah“, dachte Jeder, „das ſieht wieder anders aus! — Man hat ſich verſöhnt!“

IV.

Glückliche Tage folgten. Alfred und Toni waren von jener Zartheit erfüllt, wie sie sich nach gütlicher Beilegung eines Streites einzustellen pflegt — wo man nur darauf denkt, sich Alles zur Liebe zu thun, und gar nicht mehr begreift, daß man's jemals hatte anders halten können!

Für Alfred waren alle Bücher, auch die classischen, aus der Welt verschwunden! — Bücher! Wenn sich das Leben in bezaubernder Schönheit entfaltet, um jeden Moment Glück in die Seele zu leuchten!

Toni, wenn sie kam und ging und wiederkam, war das Bild der Freude — des Triumphs. Sie hatte zwar selber nachgegeben und um Frieden gebeten! Aber das war aus Liebe geschehen, verstand sich von selbst, und sie vergaß es. Das Bleibende war: sie hatte ihn wiedererobert — er gehörte ihr! — Und wie gehörte er ihr!

Wenn sie neben ihm saß mit dem süßen Behagen einer Braut, dann schauten auch die Bekannten mit Wohlgefallen auf sie, und mit einer Art von Stolz! „Nun haben doch wir sie wieder!" sagte der Hauptmann am ersten Tag schmunzelnd. „Ich bin ordent-

lich froh; denn ich hab' mich geschämt, als wir in Ungnade waren!"

Und darin war Toni ganz Weib! Der Tisch der in der letzten Zeit von ihr begünstigten Jünglinge schien für sie kaum mehr zu existiren! Wenn sie an ihm vorüberging, grüßte sie leichthin und unterdrückte nicht ein schelmisches Lächeln, das wohl ein Auslächeln genannt werden konnte! — Die jungen Herren waren erst verdutzt, namentlich der hübsche Commis, der in vergnügter Selbstüberschätzung den Assessor ausgestochen zu haben glaubte; indessen als sie sahen, was man beschlossen hatte, fügten sie sich und richteten ihre Zierlichkeiten auf die jüngere Tochter des Hauses, die sich freilich an Reiz mit der erstgeborenen nicht messen konnte.

Nach und nach dachte der Liebende wieder seiner Aufgabe. Er erinnerte sich an Toni's Versprechen, und er wollte ihr Gelegenheit geben, es zu halten.

Die schönsten Hoffnungen erfüllten sein Herz. Was er so lebhaft wünschte, hielt er nicht nur für möglich, sondern für leicht; — für natürlich und selbstverständlich! Der Wille war da: wie konnte es fehlen?

Er war noch nicht dazu gekommen, sich gewisse, tiefliegende Verhältnisse klar zu machen.

Es kann Jemand im Leben sehr verständig und gewandt sein, ja in gewissem Sinne Geist und Phantasie haben, und doch kein empfängliches Organ besitzen für Gebilde des Geistes, die in der Sphäre der Einbildungs-

kraft liegen. Es ist, als ob alle seine Gaben für das Leben selbst verbraucht würden! Die idealen Gestalten, nicht mit Liebe gesehen, bleiben der Seele Schattenbilder, und man begreift nicht, wie neben den wirklichen auch sie Theilnahme beanspruchen können.

Im Süden unseres Vaterlandes mehr als im Norden giebt es gar liebenswürdige Naturen, auf deren Beifall der deutsche Dichter, der das Publikum durch edle, feine Schönheit zu begeistern unternommen hat, nicht mit Sicherheit rechnen kann; und zu ihnen gehörte Toni.

Durch Naturanlage und Erziehung war sie nur dahin gekommen, Phantasieschöpfungen in der Art jener von ihr gerühmten Erzählung genießen zu können. Weiter brachte sie es nicht, auch mit ihrem jetzigen guten Willen nicht.

Aber sie war ein begabtes Mädchen; sie liebte; sie hatte Kummer und Sorgen ausgestanden, und eine Gefahr hatte sie erschreckt, die sie nicht mehr wollte drohen sehen! Demnach besiegte sie mit Willenskraft nicht nur ihren Mangel an Neigung für gewisse Bücher, sondern auch ihre — Ehrlichkeit; an deren Stelle sie eine andere Tugend — Gefälligkeit setzte.

Die nächste classische Dichtung, die Alfred ihr überbrachte, las sie gewissenhaft zu Ende. Es war die populärste des einen unserer Dichterheroen, aber auf Toni vermochte sie gleichwohl eine beglückende Wirkung

nicht zu üben. Sie erſchien ihr intereſſant, allerdings, und die Menſchen, welche darin vorkamen, recht natürlich; indeſſen — das war doch lange nicht ſo, wie bei jener Geſchichte, wo ſie mit zitternder Neugier und ſchaurigem Vergnügen darnach getrachtet hatte, den Ausgang zu erfahren!

Wie thöricht wäre es aber geweſen, das Alfred zu ſagen! Sie wußte, daß ſie ihn damit betrübte und aufreizte; und das zu vermeiden, war offenbar ihre Pflicht. Aufrichtigkeit war Liebloſigkeit, Kränkung, — ſie mußte ihm ſagen, was ihm Freude machte! — Und das ſagte ſie ihm denn auch. Sie belog den Geliebten, die gute Toni, aus Furcht und aus Liebe. Sie erklärte dem Fragenden mit dem ganzen Accent des Gefühls, daß ihr das Buch außerordentlich gefallen habe!

Alfred triumphirte. Endlich war's gelungen! Aber konnte es auch anders ſein? Mußte das friſche, lebensfreudige Kind nicht Sinn haben gerade für das Beſte — für die Werke, die Kunſt und Natur zuſammen hervorgebracht zu haben ſchienen? — Nicht auf einmal ging es! Zeit brauchte es, wenn ſie aufſteigen ſollte zu dem Höheren und Schwierigeren! — Er mußte in Bezug auf dieſes offenbar Geduld haben; — aber er wollte ſie haben!

Der Liebende war auf dieſe ihre Erklärung hin ſo zärtlich gegen Toni — er ſchaute ſie mit ſo glücklichem

Stolze an, er lobte ſie und ſchmeichelte ihr — daß ſie auf dem eingeſchlagenen Wege nur beharren konnte! — Die eine Gefahr eines Streites zwiſchen ihnen war gründlich beſeitigt.

Am nächſten Sonntag ging die Geliebte auch aus einer andern Probe als Siegerin hervor.

War es Zufall, oder lag eine Abſicht dabei zu Grunde? — Des Nachmittags fanden ſich im Wirthshaus mit ihren reſpectiven Mama's und Tanten mehrere junge Damen ein, die Alfred bei der Präſidentin kennen gelernt hatte. Da die Luft etwas kühl war, ſo begab man ſich in die große Stube des erſten Stockes, und der Aſſeſſor, den man unten geſehen hatte, konnte nicht umhin, die Herrſchaften hier zu begrüßen und zu unterhalten. Nach einiger Zeit erſchien Toni mit Kaffee und Kuchen. Sofort richteten ſich auf ſie von allen Seiten muſternde Blicke. Das Mädchen ſchien den gehegten Erwartungen nicht zu entſprechen; denn die Geſichter, bei ruhig vornehmer Haltung, blickten hier etwas mehr ſpöttiſch, dort mehr geringſchätzig und mitleidig — Beifall ſprach aus keinem. Sehr zufrieden ſaß man zuſammen und ließ ſich den Kaffee ſchmecken.

Alfred, durch das erſchienene Getränk abgelöſt, hatte ſich zur Seite geſtellt und prüfte die Prüfenden. Die Gedanken, die ihm durch den Kopf gingen, waren für die eleganten Geſtalten noch weniger ſchmeichelhaft als die ihren über Toni.

„Steife, hohle, mit eitler Selbstüberschätzung erfüllte Geschöpfe! — Es ist ihnen offenbar etwas zu Ohren gekommen — und sie wollen schauen, um absprechen und höhnen zu können! Die Gesichter sind nicht übermäßig schön an sich, durch den Ausdruck der widerlichen Absicht jetzt aber ganz fatal! Wo ist auch nur in einem einzigen Geist, Adel und Würde? Wo ist nur eine Spur von dem, was sie vor dem guten Kinde in Fülle voraus zu haben glauben? — Sie geht unter ihnen herum, arglos, artig, gutherzig, in der glücklichsten Unschuld! — Doch nein! Da hat sie einen Blick aufgefangen und verstanden! — Sie lächelt! Ihre Lippe verzieht sich ein wenig, und ihr Auge sucht mich! — Ja, Du hast Recht; und daß Du es behältst, sei meine Sorge!“

Er nickte der Geliebten zu — in seinen Gedanken erfreut, daß es bemerkt werden und Aergerniß geben konnte. „Wer hier die Wahl hätte“ (schloß er seinen innerlichen Monolog) „und sich nicht für Natur und Herzensgüte entschiede, der verdiente gehangen — oder vielmehr von einer dieser stolzen Figuren durch Herzlosigkeit und maßlose Ansprüche zu Tode geärgert zu werden!“ —

Als sie sich entfernt hatten, nahm Alfred Gelegenheit, gegen Toni seines Herzens Meinung auszusprechen. Die Art, wie er sich über die Fräuleins vernehmen ließ — humoristisch mit aller Ueberlegenheit eines Glück-

lichen — behagte der Munteren ungemein. Sie entgegnete zwar, er mache es zu arg; aber sie blickte sehr vergnügt und lachte von Herzen.

Monate waren hingegangen, seit Alfred mit Toni das Geständniß der Liebe getauscht hatte! Die Zeit, wo er Ernst machen und den Schritt, vor dem er immer noch eine gewisse Scheu getragen, wagen mußte, war offenbar gekommen! — Er durfte nicht länger zögern, und wenn er sich die Geliebte von seinen Eltern zu erkämpfen hatte — er mußte kämpfen!

Toni fuhr allerdings fort, mit der blos gewährten Aussicht zufrieden zu sein, und machte nie die geringste Anspielung, aus der man hätte schließen können, daß sie das Verhältniß erklärt sehen wollte. Was aber sie unterließ, das geschah von Seiten ihrer Familie.

Die Mienen der Eltern, wenn sie den Kommenden und Gehenden grüßten, waren sowohl vertrauter als ernster geworden, und drückten jetzt Bedenken, jetzt eine Erinnerung, eine Mahnung aus! — Es war eine Ansprache ohne Worte, die Alfred sehr gut verstand, und die er in der Ordnung finden mußte.

Er hätte den Seinen geradezu erklären können: ich habe meine Wahl getroffen; ich habe Diejenige gefunden, die das Glück meines Lebens machen wird; gebt mir eure Zustimmung und nehmt meine Braut als eure Tochter auf! — Allein er wollte nicht so gewaltsam verfahren, sondern die Herzen der Eltern allmälig für

ſich gewinnen. Sie ſollten nicht blos zuſtimmen, weil ſie dem unerſchütterlichen Sohne gegenüber mußten — ſie ſollten es gerne thun!

Er hielt es fürs Beſte, ſich zunächſt der Mutter zu offenbaren. Anknüpfend an ein glückliches Familienereigniß — an die Verheirathung einer Nichte und Mündel des Vaters —, in dem leichteren Ton, den er in Briefen an die Mutter ſeit Jahren anzuſchlagen pflegte, ſchrieb er:

„Während Ihr das Glück unſerer guten Mathilde vorbereitet habt, um es endlich auf ſolidem Grunde aufzubauen, iſt auch mir das Loos gefallen, von dem ich das Glück meines Lebens erwarte. Ich habe das Herz gefunden, das ich ſuchte — und das meine verloren.

Du wirſt das mit Freuden leſen (denn ich kenne ja Deine Wünſche!) — und ſofort wird die Geſtalt eines glänzenden Fräuleins Dir vor die Seele treten aus einer der erſten hieſigen Familien. Ein ſolches Fräulein iſt aber meine Erwählte nicht — und das iſt das Einzige, was ihr fehlt, weil es das Einzige iſt, was Du an ihr vermiſſen kannſt.

Höre mich mit der Güte und Liebe, die Du ſtets gegen mich bewieſen haſt! Höre mich ganz, bevor Du urtheilſt — und urtheile fühlend, mit Deinem Sohne fühlend!

Es iſt ein Mädchen vom Lande, mit einer Er-

ziehung, wie sie die Tochter eines wohlhabenden städtischen Bürgers erhält. Der Vater hat eine Wirthschaft in dem Dorfe N., das von der Stadt keine Viertelstunde weit entfernt liegt, und ist in guten Verhältnissen. Die ganze Familie — wackere Naturen ohne Ausnahme — genießt wohlverdienter Achtung.

Die ältere Tochter Antonie ist zwanzig Jahre alt; schön, von einer natürlichen Anmuth, daß sie auf den ersten Blick für sich einnimmt, und von außerordentlicher Frische des ganzen Wesens; — der Liebling Aller, die ins Haus kommen. Bei großer Seelengüte ist ihr eine heitere Laune eigen, und jenes Korn von Schalkheit, das die Frauen so reizend macht. Sie ist schlank und kräftig gewachsen — kerngesund an Leib und Seele.

Antonie hat einen natürlich hellen Geist; man unterhält sich mit ihr vortrefflich, und was ihr an äußerer Bildung noch fehlt, das kann leicht nachgeholt werden. Im Punkte des geselligen Benehmens kann ich zwischen ihr und unseren Fräuleins nur den Unterschied bemerken, daß sie mit ihren Manieren eine unvergleichlich angenehmere Erscheinung ist. Von Natur steht ihr Alles wohl an, lebensvolle Grazie ist ihr mütterliches Erbtheil. Sie hat Momente, wo sie den Eindruck einer wahrhaft edlen Gestalt macht — nicht nur gegenüber ihres Gleichen, sondern eben gegenüber den jungen Damen, die sich über sie erhaben dünken.

Die Hauptſache aber iſt: ſie liebt mich, wie ich ſie liebe! Sie hängt an mir mit der größten Innigkeit. Wir kennen uns Monate lang, und die Neigung, die uns wechſelſeitig beim erſten Anblick ergriffen hat, iſt gewachſen und gewachſen. Wir fühlen es und haben's erprobt, daß wir ohne einander nicht leben können.

Du wirſt durch die Nachricht überraſcht, — Du wirſt, wie ich Dich kenne, betrübt ſein — und das thut mir unendlich leid. Wie gern hätte ich Dir gemeldet, daß die, welche Deine Tochter werden ſoll, zu den entſcheidenden Vorzügen der Perſönlichkeit noch die kleinen Nebenvorzüge beſitzt, auf die man ſo großes Gewicht legt! Aber kannſt Du verlangen, daß ich das gute, ſchöne Mädchen den Mangel dieſer Kleinigkeiten entgelten laſſen ſoll? —

Ich habe geſucht in jenen Kreiſen — lange geſucht! — und nicht gefunden. Und eben als ich durch die „gute Geſellſchaft“ in Verzweiflung gebracht war, iſt ſie mir entgegengetreten!

Sie erfüllt alle meine Wünſche; denn ſie läßt ſich von mir auch leiten und bilden. Sie iſt noch nicht ganz das, was ich als junger Idealiſt für mich gewünſcht habe: aber ſie wird es werden! Und wie könnte ich Die wieder verlaſſen, welche mir das verheißt, blos weil ſie nicht ſchon Alles geworden iſt? — Meine Geliebte iſt zugleich mein Zögling. Ihre Vollendung iſt mir zur Aufgabe geſtellt! — die Vollendete wird

mein Werk ſein und mich doppelt und dreifach beglücken.

Ueberleg' es wohl und reiflich, was ich Dir mitgetheilt habe. Zunächſt für Dich allein, ohne den Vater in Kenntniß zu ſetzen. Schreibe mir Deine Gedanken und Gefühle mit voller Aufrichtigkeit. Du liebſt mich und biſt gut, und Du weißt, worauf es im Leben am meiſten ankommt. Verſetze Dich in die Seele Deines Sohnes — und werde meine Verbündete!"

Die Antwort der Mutter ging in wenigen Tagen ein, ſie lautete:

„Lieber Alfred! Ich habe Deinen Brief, obwohl mich Deine Mittheilung nicht nur überraſcht, ſondern förmlich erſchreckt hat, zu Ende geleſen, wie Du's verlangteſt; ich habe ihn wiederholt geleſen, hab' Alles überlegt — — und nun lies auch Du, was ich Dir zu ſagen habe, mit Ruhe!

Du haſt wohl gerathen, mein unberechenbarer, eigener und eigenwilliger Sohn: Deine Nachricht hat mich betrübt! Du willſt Dir zur Lebensgefährtin ein Mädchen wählen, die für die Sphäre, in welche Du ſie verſetzen willſt, nicht erzogen iſt und die ſich vielleicht nie darin heimiſch fühlen wird. Sie gefällt Dir jetzt, — oder, um in Deiner Sprache zu reden, Du liebſt ſie, weil Du ſie bis jetzt nur in dem ihr gewohnten Kreiſe geſehen haſt, wo ſie liebenswürdig iſt. Siehſt Du ſie aber da, wo ſie den größeren Anſprüchen, die man an

ſie macht, nicht genügen kann, ſo iſt ſehr zu fürchten, daß ſie Dich nicht mehr befriedigt, daß Deine Liebe ſich verliert — und daß Ihr Beide unglücklich werdet.

Ich kenne das Leben doch etwas beſſer als Du — namentlich von dieſer Seite! Und ich könnte Dir Ehepaare nennen, wo das, was ich für Dich fürchte, im vollſten Maße eingetroffen iſt.

Du geſtehſt ſelber zu, daß das Mädchen nicht beſitzt, was wir Bildung nennen; Du glaubſt aber, daß ſie es mit Dir nachholen kann. Lieber Sohn: die Liebe iſt blind! Der Verliebte glaubt Alles und hofft das Unglaubliche! Beſonders über die geiſtigen Fähigkeiten der Erkorenen täuſcht er ſich; und wenn er ein rechter Liebhaber iſt, ſchickt ſich auch nichts Anderes für ihn. Daß Deine Antonie ein hübſches natürliches Kind iſt, bezweifle ich gar nicht. Wenn ſie nun den Begünſtigten hold anlächelt, ſo verräth das offenbar eine Seele, der man Alles zutrauen kann. Ihr iſt das Schönſte und Höchſte gelungen — das Geringere, das Gewöhnliche, verſteht ſich von ſelbſt!

Holdſelig lächeln, mein lieber Sohn, kann das einfachſte Mädchen, wenn ſie liebt, ſo gut wie das gebildetſte; und je nach dem Geſchmack des Liebhabers vielleicht noch beſſer. Aber dieſe Kunſt beweiſt noch nicht einmal die Anlage zu dem, was der Liebhaber damit ſchon gegeben glaubt.

Ich will Dir nur geſtehen: es iſt von dieſer Sache

ſchon etwas an uns gekommen. Eine ältere Freundin hat mir geſchrieben, Du machteſt Dich in der Stadt ſehr rar, und der Grund ſei eine Liebſchaft mit einem hübſchen Wirthsmädchen, der Du Deine Abende widmeſt. Ich habe das nicht gerne gehört — gar nicht gerne! Aber das wirkliche Verhältniß, wie es Dein Brief mir ſchildert, macht mir doch noch viel größere Sorgen.

Erinnerſt Du Dich noch der Geſpräche, die wir vor zwei Jahren über dieſen Gegenſtand führten? Da haſt Du Dein Ideal ganz anders gezeichnet und nicht in der Sphäre Deiner Antonie Dir gedacht. Du wirſt ſagen: ja, in dieſer andern Sphäre hab' ich aber nichts gefunden! Weißt Du, was ich glaube? Daß Du gerade hier ſehr übertriebene Anſprüche gemacht, und im Unmuth, ſie nicht erfüllt zu ſehen, — aus Trotz, aus Rache, — Dein Landkind bezaubernd gefunden haſt.

Ein Mädchen wie Deine Antonie hat große Vortheile. Sie kann offen ihr Herz reden laſſen, wo es einer andern die ſtrengere Sitte verbietet. Glaube mir, in einem Mädchen, das zurückhaltend iſt und vielleicht daſteht wie ein Marmorbild, ſchlägt oft das Herz ſo freudig, ſo liebe- und namentlich ſo treuefähig, wie nicht in den beſten der Naturkinder, die man jetzt allzuhoch ſtellt und viel beſſer macht, als ich ſie im Leben gefunden habe.

Ich bin keine Ariſtokratin und hänge nicht an Standesvorurtheilen, in denen man Dinge überſchätzt, die wirklich

nur äußerlich ſind. Wüßte ich mit Sicherheit, daß der Gegenſtand Deiner Neigung Dich glücklich machen wird — ich träte auf Deine Seite, und wir vereinigten uns gegen den Vater. Aber dieſe Sicherheit hab' ich nicht, ſondern im Grunde meines Herzens fürcht' ich das Gegentheil. Ich kenne Dich beſſer, als Du Dich ſelbſt; und das iſt im gegenwärtigen Moment keine Kunſt!

Der Vater würde die Nachricht, wenn er ſie erführe, gar nicht glauben wollen. Du kennſt ſeine Denkart und ſeine Wünſche! Er will, daß Du hinauf kommſt, höher als er ſelbſt. Daß Du nun in eine Familie heiratheſt, welche Dich in jeder Hinſicht fördern kann, das erwartet er von Dir mit einer Zuverſicht, die das Gegentheil gar nicht für möglich hält. Durch eine Enttäuſchung würde er außer ſich gerathen! —

Ich kann mir wohl denken, daß dieſe Antwort Dein Gefühl auch verletzen wird; und das thut mir leid, wie Dir Deine Mittheilung an mich. Aber ich konnte Dir, wenn ich aufrichtig und als Mutter ſchreiben wollte, keine andere geben. Ueberleg es noch einmal! Verpflichte Dich nicht ſo, daß Du gar nicht mehr zurücktreten kannſt! Warte wenigſtens! Laß mir wenigſtens noch eine Hoffnung — ich bitte Dich! Die Zeit kann löſen und binden! Und wenn ſie Dich ſo innig bindet, daß eine Trennung unmöglich iſt — nun dann müſſen wir uns ja doch darein fügen und Deine Wahl gutheißen."

Alfred las dieſen Brief mit ernſten — und allerdings auch ſchmerzlichen Gefühlen. Der Zweifel, wenn er ſich gegen einen Glauben richtet, der ſo tief wurzelt und ſo glücklich macht, verwundet die Seele. Es iſt eine Entweihung des Gegenſtandes, und er kränkt den Glaubenden.

Indeſſen der Brief war von einer Mutter! Von einer Mutter, deren Wünſche auch gekreuzt wurden und — die ſeine Geliebte noch nicht geſehen hatte!

Ihre Einwendungen konnten ihn nicht irre machen. Was zu hoffen und was zu fürchten war, das hing ganz von der Perſönlichkeit der Erwählten ab. Er kannte dieſe — die Mutter aber kannte ſie nicht!

Der Liebende fühlte aufs Tiefſte, daß es bei einer Lebensgefährtin auf das Herz, auf die Liebe, auf die Liebenswürdigkeit des innerſten Weſens ankomme! „Wo das iſt“, ſagte er ſich, „da iſt Alles! Dann kommen für die Verbundenen die gemeinſamen Intereſſen, man trägt zuſammen Leid und Freud, man lebt ſich immer mehr in einander ein — der Reſt iſt Nebenſache! — Wenn unglückliche Ehen etwas beweiſen, ſo giebt es die meiſten da, wo der äußere Schliff zum äußern Schliff gekommen iſt!“

Eine Bemerkung der Mutter regte ſeinen Stolz auf. „Ich will meine Carriere ſelber machen“, rief er, „durch meine Kenntniſſe, meinen Fleiß und durch den Geiſt, der nicht nachgiebt und immer vorwärts bringt. Ich

will keine Hülfe aus Gründen, die nicht durch meine Fähigkeiten gerechtfertigt ſind! Wer etwas verſteht, bleibt nicht unten!“ — Und mit Selbſtgefühl ſetzte er nach einer Weile hinzu: „Mir iſt's lieb, daß ich eine Frau haben ſoll, an deren Ausbildung ich glauben muß. Ich will nicht den gewöhnlichen Weg gehen. Ich bin der Mann, etwas wagen zu können — das Spiel reizt mich! Wer Kraft in ſich fühlt, der wünſcht ſich den Kampf; und das Erſtrittene mundet ſüßer, als das Geſchenkte!“

War von dem Vater allerdings nicht blos ein Aufbrauſen, ſondern ernſtlicher Widerſtand zu fürchten, ſo verhießen doch die letzten Zeilen des Briefes ein endliches Aufhören deſſelben. Durch dieſe war ihm eigentlich Alles zugeſichert — wenn er ausharrte!

In der That, liebevoll waren ſie, dieſe letzten Zeilen. Das Mütterherz wendete ſich in ſeiner Sorge, die nur eine Sorge für ihn war, bittend an ihn! — Ein kleines Entgegenkommen ſchien ihm darauf hin unabweislich!

Und das erreichte die Mutter nun doch, daß der Sohn zwar die Geliebte als die Seine feſtzuhalten beſchloß, aber vorläufig doch noch in der bisherigen Weiſe des Verhältniſſes. Auf einige Tage mehr oder weniger kam es nicht an! Er erhielt dadurch das Recht, zu ſagen: „Ich habe Deinen Wunſch erfüllt; aber es iſt nicht anders geworden, — jetzt erfülle Du den meinen!“

Die Erwiderung, die er umgehend abſandte, ſchloß mit den Worten: „Ich will mir noch eine Zeitlang den Anſchein geben, als ob es ſich zwiſchen mir und Antonie um ein bloßes verliebtes Spiel handle. Nur Dir zu Liebe, und damit Du ſiehſt, daß ich Alles thue, was noch einigermaßen möglich iſt! Aber gutſtehen kann ich freilich nicht, daß ich mich nicht plötzlich veranlaßt ſehe, mich feierlich zu binden, und die Verlobung dem Vater zu melden!“

V.

Alfred, wie ſich begreift, hatte ſich in der Stadt wirklich ſelten gemacht, und ſein Nichtmehrerſcheinen war in gewiſſen Familien auch ſehr übel vermerkt worden. Eine Verbindung hatte er indeß nie ganz abgebrochen: die mit der Präſidentin. Er war im Laufe des Sommers noch ein paar Mal in der Villa geweſen und hatte ſich hier mit ritterlicher Bemühung zu unterhalten und die ſatiriſchen Anſpielungen der gnädigen Frau mit beſcheidener Laune zu pariren geſucht. Die regierende Dame, die ein im beſten Sinne weites und mildes Herz beſaß, hatte ihn denn auch nie ganz aufgegeben, und lud ihn jetzt zu einer Abendgeſellſchaft ein, die wenige Tage nach der Verhandlung zwiſchen Mutter und Sohn, in der Mitte September, ſtattfinden ſollte.

Unſer Freund, als er die Karte erhielt, ſagte nach einem Blick darauf: „Nun gut! Der frühe Anfang läßt ein frühes Ende erwarten; und die geſelligen Strapazen mögen ſein, wie ſie wollen — ich kann mich davon erholen!“

In der eleganteſten Kleidung erſcheinend, benahm ſich der Aſſeſſor gegen die Herrin und bekannte Gäſte

mit untadeliger Höflichkeit. Waren seine Züge auch etwas ernst und sein Lächeln nicht ganz ohne Zwang — würdevolle Artigkeit bei seinen Huldigungen konnte man ihm nicht absprechen.

Ungefähr eine halbe Stunde nach seinem Eintritt in den Saal war er unbeschäftigt und stellte sich an einem Wandtischchen auf, um zu beobachten. Besonderes und Neues konnte er nicht wahrnehmen: Herren und Damen waren ihm alle mehr oder minder bekannt, und die Toiletten der letzteren bald gewürdigt. Ein leichtes Gähnen meldete sich, und er dachte schon an das Ende der Unterhaltung, als durch die geöffneten Flügelthüren zwei Gestalten traten, die er noch nicht gesehen hatte.

Es war eine Frau im mittleren Alter, wohlgerundet, mit einem Gesicht von gutmüthigem Ausdruck; neben ihr ein Mädchen am Anfang der zwanziger Jahre, in vollkommen entwickelter Jugend.

Sofort hefteten sich auf diese alle Blicke. In der Schönheit liegt fürwahr etwas Magisches; und wenn zumal in einer vorläufig noch reizlosen Versammlung eine Gestalt erscheint, der man die edelste Art nachrühmen muß, so hat man recht eigentlich das Gefühl einer aufgehenden Sonne.

Das Mädchen war schön gewachsen, aber nicht so, daß sie dadurch besonders auffiel. Sie fiel auf durch ihr Gesicht und durch das Ganze ihrer Erscheinung.

Der Ausdruck der deutsch-classischen Züge mit der lichten, ziemlich hohen Stirn und den blauen, warm und heiterblickenden Augen verrieth Geist und einen wohlwollenden frohen Sinn. Durch ihre Erscheinung im Ganzen machte sie einen sonnigen, außerordentlich wohlthuenden Eindruck; zumal sie in ihrem Auftreten jene Sicherheit bewies, die auf innern Gehalt und Frieden mit sich selber schließen läßt.

Als die Angekommenen sich mit der Wirthin und einer Nachbarin unterhielten, der sie vorgestellt waren, bemerkte Alfred in seiner Nähe den Accessisten. Er fragte ihn: „Wer ist — wer sind die zuletzt erschienenen Damen?“

Der Freund lächelte. „Fallen sie Dir auch auf?“ erwiderte er.

„Weil ich sie noch nicht gesehen habe“, entgegnete Alfred. „Nun?“

„Die ältere, die Dich natürlich am meisten interessirt, ist eine verwittwete von Helming, Schwester unseres neuen Regierungsdirectors Franke; die jüngere ist Emma, seine Tochter.“

Nach einer Pause bemerkte Alfred: „Es ist ein schönes Mädchen. In ihrem Wesen liegt — wie soll ich sagen — etwas Ideales!“

„Leider!“ entgegnete der Accessist. „Ich fürchte, ich fürchte, sie wird einen bösen Aufruhr in hiesiger Stadt veranlassen! — Wär' ich von der Anstellung nicht noch

gar zu weit entfernt, und hätten meine edlen Vorfahren mir etwas mehr hinterlaſſen — ich würde mich ſofort unter die Bewerber ſtellen. — In Ermangelung der nöthigen Vorbedingungen werde ich ſie wenigſtens nach Kräften verehren!“

Alfred zuckte die Achſel. „Vor Dir iſt ſie ſicher“, erwiderte er; „Dir wird der Ernſt zum Ernſt noch lange nicht kommen!“

„Gottlob“, verſetzte jener; „er würde mit meinen jetzigen Verhältniſſen in betrübendem Widerſpruch ſtehen! — Ueberlaſſen wir alſo den Sturm Andern! Mich ſchützt meine Stellung und meine Beſcheidenheit — Dich die Liebe!“

Leicht nickend entfernte er ſich, um ſich unter den plaudernden Schwarm zu miſchen.

Alfred ſchüttelte den Kopf. Die Art, wie der Muntere von dem Mädchen ſprach, hatte ihm nicht gefallen. „Aufruhr und Sturm erregen“ — das ſchien zu ihrem Weſen nicht zu paſſen. Dazu mußte bei der Schönheit noch eine blendende — blenden wollende Koketterie ſein; und von dieſer hatte er ganz und gar nichts bemerkt.

Unſer Freund war ein Beobachter und traute ſich zu, aus Phyſiognomie und Benehmen einen Schluß auf den Charakter ziehen zu können.

Die neue Erſcheinung beſchäftigte ihn. Er ging umher, ſetzte ſeine Betrachtungen fort, und ſeine Züge er-

hielten einen Ausdruck, als würde er seiner Sache immer gewisser.

Auf einmal schien ihm ein Gedanke zu kommen, der ihn störte, ja beunruhigte! — Er wurde ernst und zog sich langsam auf seinen früheren Standort zurück.

Das Vergnügen ging seinen Gang. Ein paar junge Leute sangen ein Duett, und nach einer Pause spielte eine Virtuosin auf dem Flügel eine Sonate. Alfred, einigermaßen Kenner, hörte mit Aufmerksamkeit zu und unterhielt sich über Composition und Ausführung mit einer älteren ihm bekannten Dame. Seine Züge gewannen ihren geistig hellen und ruhigen Charakter wieder.

In der folgenden Pause begann die Unterhaltung einen trägeren, lahmeren Charakter anzunehmen. Ungeduldig schaute Alfred umher und dachte schon an's Fortgehen, als er in einer Ecke zu seiner Verwunderung die schöne Fremde bei zweien seiner Freunde stehen sah: einem Gymnasialprofessor, der als Original und scharfe Zunge bekannt war — und dem Accessisten! Sie schienen in lebhaften Discurs verwickelt: der Professor gesticulirte, die Jungfrau lächelte und schüttelte den Kopf, der Accessist nickte. Neugierig, wovon sie reden möchten, begab sich der Gelangweilte in ihre Nähe, indem er sich anstellte, als ob er sie nicht bemerkte.

„Ah", rief plötzlich eine resolute Stimme, „da ist Einer, der mir helfen wird!"

Der Zuruf kam vom Profeſſor, und Alfred ſah, daß er ſelber gemeint war. Er wendete ſich, folgte der einladenden Handbewegung und trat zu der Gruppe.

„Herr Aſſeſſor Mühlenberg“, ſagte der Profeſſor zu dem Fräulein, „ein Pfeiler der hieſigen Regierung!“ Dann, mit einem ſo galanten Lächeln, als es der drolligen Phyſiognomie gelingen konnte, zu Alfred: „Meine Landsmännin und ehemalige Schülerin, Emma Franke, eine ebenſo geiſtvolle als gefährliche junge Dame!“

Das Mädchen, nachdem ſie Alfreds Gruß erwidert hatte, ſagte zu dem Profeſſor: „Sogar, wenn Sie ein Compliment machen wollen, kommt eine Verläumdung heraus!“

„Ich könnte“, erwiderte jener, „meinen Satz beweiſen; allein wir wollen keinen neuen Streit anfangen, bevor der alte ausgefochten iſt.“ Zu Alfred gewendet, fuhr er fort: „Wir unterhalten uns über ein ſeltſames Thema — nämlich über den Grund, warum die Unterhaltung in unſern feinen Zirkeln in der Regel ſo gehaltlos und langweilig iſt! Die Thatſache kann nicht geleugnet werden; aber die Frage iſt, wer die meiſte Schuld hat. Ich wälze ſie dem ſchönen Geſchlechte zu, Fräulein Emma widerſpricht. Meine Hauptanklage trifft allerdings die ganze jetzige Generation. Ich behaupte, wir langweilen uns und verderben die Zeit, weil wir keinen geſelligen Muth mehr haben, nichts wagen, und auf

keinen Gegenſtand mehr entſchloſſen eingehen. Der gute Ton verlangt, daß man von einem Thema zum andern gaukle, nichts ordentlich angreife und approfondire. Dazu kommt noch ein Ideal von Zartheit, wonach man eigentlich von nichts mehr reden darf, was einigermaßen der Rede werth iſt. Dieſen guten Ton und dieſe Zartheit, die zuſammen unſere Geſpräche nichtig machen, haben unſere Damen eingeführt und halten ſie aufrecht!"

„Ich geb's nicht zu", entgegnete Emma; „denn die Frauen folgen doch immer den Männern! Aber wenn wir an dem jetzigen Zuſtand auch Schuld wären, warum ändert Ihr Herren ihn nicht? Warum ſagt Ihr uns in Geſellſchaft nicht wirklich bedeutende, intereſſante Dinge und nöthigt uns zur Aufmerkſamkeit? Warum belehrt Ihr uns nicht?"

„Da würden wir ſchön ankommen!" rief der Profeſſor.

„Alſo fürchten Sie ſich!" erwiderte Emma. „Es fehlt ihm an Muth, — ihm, der den Muth predigt!"

„Wiſſen Sie denn", fragte der Profeſſor mit komiſcher Grimaſſe, „wie oft ich mich ſchon blamirt habe?"

„Dann haben Sie keine Ausdauer!" verſetzte das Mädchen. „Man muß fortfahren, bis es gelingt!"

„Gewiſſen Geſichtern gegenüber", entgegnete der Angeſchuldigte, „iſt auf die Dauer auch keine Ausdauer möglich. Sehen Sie doch, wenn Sie nur hindeuten

auf ein ernſthaftes Thema, wie die Mienen plötzlich Verlegenheit, Langeweile, Aerger, Entrüſtung ausdrücken! Das Schimpfwort „Pedant“ ſchwebt auf der Zunge der Schönen, und der Blick des Auges iſt ſo ſprechend, daß das Ausſprechen gar nicht mehr nöthig erſcheint. Sie ſind durch Geringſchätzung vernichtet: und da zeigen Sie gefälligſt eine Ausdauer, die Sie noch mehr an den Pranger ſtellt! Nun kommt aber eine Freundin her und erzählt, daß ein Gewiſſer mit einer Gewiſſen ſich verlobt habe. Unglaublicher Effect! Die Geſichter glänzen, als ob ſie plötzlich illuminirt worden wären, und in den bewegten Zügen malt ſich ein unbeſchreibliches Intereſſe! — Verehrtes Fräulein, ich bin nicht leicht aus der Faſſung zu bringen; aber nach einer ſolchen Erfahrung bin ich ſchon dageſtanden, daß es mir lieb geweſen iſt, meine Phyſiognomie wenigſtens nicht ſelber ſehen zu müſſen!“

„Sie haben Humor“, erwiderte Emma; „aber er ſcheint Sie gerade da zu verlaſſen, wo er am nöthigſten wäre! Lachen Sie doch über eine ſolche Scene — und ſuchen Sie ſich eine lernbegierigere Schülerin!“

„Und wenn ich mit der bekannten claſſiſchen Laterne herumginge: wo finden?“

Das Mädchen ſchüttelte den Kopf mit Laune. „So übertreiben“, entgegnete ſie, „heißt ſich ſelbſt widerlegen!“

„Jeder“, verſetzte der Profeſſor, urtheilt nach ſeiner

Erfahrung. — Ich habe bis jetzt nur Eine gefunden, die mich hätte verstehen können — und diese Eine ist leider meine Gegnerin!"

Emma zuckte die Achsel. Dann, indem sie mit einem Blick der Schalkheit aufsah, erwiderte sie: „Wollen wir auch einmal ernsthaft reden, Herr Professor?" Und ohne seine Antwort abzuwarten, fuhr sie fort: „Im Grunde sind wir einerlei Meinung. Die Unterhaltung zwischen Herren und Damen könnte wohl interessanter sein, als sie gewöhnlich ist. Man geht dem ernsthaften Gespräch allzusehr aus dem Wege: das ist gewiß, und das fällt auch uns Frauen auf. Ich kann versichern, ich habe mich in Gesellschaft schon öfters gefragt: aber warum reden die Leute denn nicht bessere Dinge? Es sind ja doch lauter gescheidte Leute!"

„Sehr gut", rief der Professor; obwohl ich das „lauter" streichen möchte. — Warum? — Haben Sie darauf schon zu antworten gesucht?"

„O ja", rief das Mädchen; „ich habe meine Antwort!"

„Sie machen mich neugierig! — Nun also — warum?"

„Weil", versetzte jene, die Männer nicht thun, was ihnen zusteht!"

„Ah!"

„Weil die Männer den Frauen nicht hülfreicher entgegenkommen! Weil sie nicht mitbringen in die Gesellschaft, was sie mitbringen könnten; weil sie das, was sie wissen, nicht so vorbringen, daß wir Frauen

es begreifen und gerne hören! Weil ſie ganz und gar ihre Aufgabe vergeſſen haben, uns zu leiten und zu ſich zu erheben! Weil ſie keinen wahren Ehrgeiz und keinen Muth mehr haben! Weil ſie träge, zaghaft, ſchwach geworden ſind!“

Der Profeſſor lächelte curios. „Nun“, ſagte er zu Alfred, „was ſagen Sie dazu?“

Unſer Freund hatte das Mädchen, die nicht ohne Ernſt und Nachdruck, aber doch mit offenbarer Freiheit des Geiſtes ihren Ausfall gemacht hatte, mit ſichtlichem Antheil gehört. Er ſagte jetzt: „Ich muß dem Fräulein Recht geben!“

Jener machte große Augen. „Sieh' ſieh'!“ rief er; „Recht geben!“ Und zu Emma gewendet, fuhr er fort: „Sie wollten vorhin eine Verläumdung darin ſehen, Fräulein, daß ich Sie gefährlich genannt habe! Erkennen Sie ſich ſelbſt! Sie ſind es mehr, als ich geglaubt! Sie haben mir im Nu einen Bundesgenoſſen entführt, auf den ich mit der vollkommenſten Sicherheit rechnen zu können glaubte! Alfred Mühlenberg, der gefürchtete Ankläger der ſchönen Welt, der Schrecken einflößende Kritiker iſt hingebend, ſchwach — zahm geworden! — Ich hab' ihn für ehrlich gehalten — für ehrlich um jeden Preis! — und er iſt galant, wo nicht gar —“

Emma hatte den Aſſeſſor, als er zuſtimmte, freundlich angeſehen. — Nun, jenen unterbrechend, ſagte ſie zu ihm: „Ich hoffe, Ihre Zuſtimmung iſt ehrlich!“

„Vollkommen“, erwiderte Alfred. — „Die Gerechtigkeit zwingt mich, Ihnen Recht zu geben!“

Der Profeſſor ſah in die Höhe, daß ſeine Stülpnaſe gerade auf den Plafond zielte. „Unbegreiflich“, rief er. „Die wenigen Worte, die das Fräulein geſagt hat, vermochten Sie umzuſtimmen, und eine ſo tiefgewurzelte Ueberzeugung —“

„Ein einziges Wort“, verſetzte Alfred, „wenn es wahr iſt, klärt über bisheriges Unrecht auf, und wir müſſen es abwerfen!“

„Das iſt ja nicht zu glauben!“ rief jener beinahe entrüſtet.

„Sie ſehen“, fuhr der Bekehrte mit Lächeln zu Emma gewendet fort, „wie es ſteht! Wir Beide haben allerdings mehr als einmal über unſere Aſſembleen, Soireen u. ſ. w. zuſammen abgeurtheilt. Wir haben darin viele öde Stunden verlebt und uns hinterdrein entſchädigt durch die beißendſten Bemerkungen. Männer vom Scheitel bis zur Sohle, d. h. wie ich zu merken anfange, große Egoiſten, haben wir das Uebel ganz und gar aus der Eigenheit der jetzigen Frauen abgeleitet. Aber haben wir gegen dieſe unſere Pflicht erfüllt? Haben wir ſie auf ergiebigere Felder der Unterhaltung zu leiten geſucht? Haben wir ihnen das, was ſie intereſſant finden ſollten, auf intereſſante Weiſe vorzutragen und zu geben getrachtet? Ich meinerſeits bekenne, daß ich dies nach Möglichkeit verſäumt habe!

Und ich bin jetzt um so mehr von Scham und Reue erfüllt, als ich überzeugt bin, daß wir durch das entgegengesetzte Verhalten Gutes gewirkt, Freude gehabt und verdient hätten."

„Vortrefflich", rief Emma mit einem Lächeln des Beifalls.

„Und dann", fuhr Alfred mit Ernst fort, „kommt noch etwas in Betracht. Wir Männer vergessen allzugern, was wir können und wissen! Wir versäumen, aus allgemein anerkannten Wahrheiten die nothwendigen Schlüsse zu ziehen, und lassen nun auch die Pflichten unerfüllt, die uns aus ihnen erwachsen. Die Männer der Wissenschaft sind darüber einig, daß wir uns gegenwärtig in einer Zeit des Uebergangs befinden zu einer Epoche, welche die bisherigen Gegensätze einer Ausgleichung entgegenzuführen hat. Was liegt nun wohl näher, als daran zu denken, daß auch die Geschlechter, die in Erziehung und Thätigkeit bis jetzt so verschiedene Wege gegangen sind, geistig mehr zusammenkommen und sich künftig nicht nur ergänzen sollen durch Erfüllung entgegengesetzter Pflichten, sondern auch durch den Austausch ihrer Vorzüge? Was liegt näher, als sich zu sagen: die Frauen werden heutzutage, so weit Natur, Sitte und Bestimmung es erlauben, auch in jenen Sphären bekannter zu werden trachten, die bisher für die Männer allein da zu sein schienen; — die Frau wird dem Mann eine Gehülfin sein wollen auch

da, wo sie sich bis jetzt in Unmündigkeit gehalten sah!"

„Sehr gut!" rief das Mädchen mit allen Zeichen der Anerkennung.

„Ist dies", fuhr jener fort, „als zeitgemäß anzunehmen, dann sind die Männer doppelt verpflichtet, den Frauen entgegenzukommen und sie in die Sphären, zu welchen man ihnen bis jetzt keinen Zugang gelassen hat, einzuladen! Die Männer sind im Besitz, sie verfügen über die Schätze einer bis jetzt ausschließlich betriebenen Cultur, sie müssen das Thor des Gartens öffnen, in welchem die Früchte, deren Genuß zum geistigeren, gehaltreicheren Verkehr befähigt, wachsen und reifen! Wenn es zu diesem Verkehr nicht kommt, dann tragen die Männer die bei weitem größere Schuld, denn sie versäumen das Nächstgebotene und Leichte: durch Vorhaltung ihrer schönen Besitzthümer das Verlangen zu erregen, — den Strebenden die Hand zu bieten, die Sehnenden zu erquicken, und dafür den Lohn zu empfangen einer Erfrischung und Belebung ihres innersten Wesens, deren sie selbst so dringend bedürfen!"

„Bravo! — Bravo!" rief Emma mit einem Blick freudiger Achtung auf den Redner; „das ist ein Wort zu seiner Zeit!"

„Ein rhetorisches Kunststück ist's!" rief der Professor, ordentlich mit einer Röthe des Zorns. „Ein Phantasiegebilde, gezeugt von dem Geiste der Galanterie,

der zu ſagen trachtet, was man zu hören wünſcht! — Unſere Schönen lieben ſich ganz andere Gärten, als worin die Früchte der Erkenntniß wachſen! Seit der Altmutter Eva der Biß in den berühmten Apfel ſo ſchlecht bekommen iſt, halten ſie ſich von Allem, was ihnen die Augen aufthun könnte, mit heiliger Scheu fern, und ſogar die Neugier iſt ihnen in dieſer Beziehung entſchwunden, was viel heißen will! — Sie, Renegat, glauben plötzlich, das Frauengeſchlecht beſtände aus lauter Ausnahmen! Wenn Sie aber der regulären Maſſe von ihren Früchten bieten wollen, in wie zierlichen Körben immer, ſo wird man Ihnen den Rücken kehren und ſie werden bekorbt nach Hauſe gehen! — Gehen Sie doch dahinein", fuhr er, auf die bunte Verſammlung deutend, fort, „und verſuchen Sie Ihre Künſte!"

„Alles", verſetzte Alfred mit beſcheidenem Lächeln, „hat ſeine Art und Weiſe — ſeinen Ort und ſeine Zeit."

„So iſt's", fügte Emma hinzu. „Für jetzt handelt ſich's nur um den Grundſatz; das Uebrige findet ſich bei Gelegenheit. — Sie", fuhr ſie zu Alfred gewendet fort, „haben geſprochen, wie ich ſchon lange gern einen Mann hätte reden hören! Und wenn Sie bis jetzt unter den Sündern geweſen ſind und unſerem Geſchecht Unrecht gethan haben, ſo macht Ihnen die rückhaltloſe Bekehrung um ſo mehr Ehre."

„Es iſt ein Abfall!“ rief der Profeſſor. „Ein Abfall!“ — Und mit dem Zeigefinger drohend, ſetzte er zu Alfred hinzu: „Ich hab' Ihnen aber auch nie ganz getraut!“

„Sie ſind ein Verſtockter!“ entgegnete Emma mit glücklichem Lächeln; „wenn Sie die Wahrheit erkennen, widerſprechen Sie noch!“

Der Acceſſiſt hatte bis jetzt ſchweigend dageſtanden, indem er dem Gang des Geſprächs aufmerkſam folgte. Seine Züge, die zuerſt behaglichen Antheil ausdrückten, waren allmälig ernſter geworden, und zuletzt hatte er mit einem eigenen Blick für ſich hingeſehen. Nun wandte er ſich zu Emma und ſagte: „Mein Fräulein, erlauben Sie mir eine Bemerkung — eine „faktiſche Berichtigung“! Sie urtheilen über unſern Freund Mühlenberg nicht ganz correct. Sie thun ihm Unrecht, wenn Sie glauben, daß er ein Gegner des weiblichen Geſchlechts überhaupt geweſen ſei! Das war er durchaus nicht. Nur von den Töchtern höherer Stände hat er gemeint, ſie könnten geiſtreicher, offener und liebenswürdiger ſein. Von ihnen fühlte er ſich zuletzt abgeſtoßen und zog ſich möglichſt aus ihren Kreiſen zurück. Aber um ſo empfänglicher war er für die Vorzüge der Kinder der Natur und bürgerlichen Sitte. — In dieſem Kreiſe hat er geſucht und glücklich gefunden!“

Alfred zuckte bei dieſen Worten, und eine leichte

Röthe ging über ſeine Wangen. Das klare Geſicht Emmas färbte ſich, und ſie rief: „Ah!“

Es kam ihr offenbar unerwartet, was der Acceſſiſt ihr mitzutheilen für gut fand! Aber der Effect der Ueberraſchung dauerte nur einen Moment. Mit ruhig freundlichem Antheil — mit einer edlen Gutmüthigkeit in Blick und Ton ſagte ſie zu dem Acceſſiſten: „Nun? — Wenn es kein Geheimniß iſt —?“

„Für keinen ſeiner Freunde mehr!“ erwiderte der Vertraute. „Ein Herz iſt ſein mit allen Schätzen einer lebensvollen, liebenswürdigen Natur! Eines der anmuthigſten Weſen, die ich kenne!“

Emma nickte und ſagte zu Alfred: „Nehmen Sie meinen Glückwunſch! — Aber nun“, ſetzte ſie mit einem freundlichen Blick aus ihren blauen Augen hinzu, „nun wundert mich ihre Bekehrung nicht! Die Glücklichen ſind billig. Und von der Freude, welche die Eine im Herzen erweckt hat, müſſen auch die Andern Vortheil ziehen!“

Der Profeſſor, mit halbgeſchloſſenen zwinkernden Augen und einigermaßen ſarkaſtiſchem Ausdruck fixirte den Aſſeſſor. „Sie ſehen aus“ bemerkte er, „als wenn Ihnen die Berichtigung, die Herr von Langen in Ihrem Intereſſe gegeben hat, nicht ganz genehm wäre!“

Alfred mit einem Tone, der eine Mißbilligung nicht verläugnete, ſagte: „Ich weiß auch wirklich nicht, ob das der Ort —“

„Ein öffentliches Geheimniß auszusprechen“, rief der Professor, „und noch dazu ein glückliches? — Ich habe Antonie nur einmal gesehen — aus Neugierde! Aber ich muß das Urtheil unseres Freundes ganz und gar unterschreiben!“

Der mit seiner Liebe so unerwartet ans helle Tageslicht Gezogene konnte nicht umhin, die Achsel zu zucken.

Emma betrachtete ihn mit einem Gesicht, dem Antheil und Güte einen eigenthümlich schönen Glanz gaben. „Es ist Ihnen nicht ganz recht, daß man ein Verhältniß, welches Ihnen theuer ist, unerwartet ins Gespräch gezogen hat! Ich begreife das! — Aber nachdem es geschehen, versöhnen Sie sich damit. — Es gibt kein edleres Kleinod — keinen höheren Besitz, als die Liebe eines edlen Herzens; und nichts Rühmlicheres können wir von einem Manne erfahren, als daß er sie gefunden hat!“

Ein Geräusch im Nebensaal machte sie aufschauen. „Man rüstet zum Abendessen“, sagte sie, „und ich hab' vorher noch mit unserer Wirthin zu sprechen. — Adieu, meine Herren!“

Mit einem freundlichen Neigen des Hauptes entschwand sie und mischte sich in die Versammlung in der Mitte des Saales.

Der Professor, nach einem leichten Nicken, entfernte sich ohne Worte, wie er dies zu thun pflegte. — Alfred war mit dem Accessisten allein.

„Mein Freund“, begann der Letztere mit ernſter Miene, „was ich gethan habe, das hab' ich mit Fleiß gethan! — Nimmſt Du mir's übel?“

„Nein“, erwiderte Alfred nach kurzem Schweigen. „Du haſt recht gethan!“

„Mein Zweck war gut“, fuhr Jener fort.

„Er heiligt das Mittel“, ſetzte Alfred hinzu. Dann ſagte er: „Dieſe Emma Franke iſt in der That gefährlich. Mit der Stimme eines Mädchens redet ſie wie ein Mann — und lächelt wie eine Fee. Man kann nicht einmal ſagen, daß ſie gar zu geſcheidt ſei und gar zu ſicher; denn ſie benimmt und giebt ſich mit der friſcheſten Weiblichkeit. Und ich bin ſo ein ſenſibler Narr: alles Auffallende frappirt mich! — Recht haſt Du gehabt, mein Freund, und ich danke Dir! — Für ſolche Menſchen, wie ich einer bin, iſt's am beſten, wenn ſie gebunden ſind — und nicht mehr anders können!“

Unſer Freund wählte ſich zur Tiſchnachbarin jene ältere Bekannte, mit der er über die Sonate geſprochen hatte. Ihre Unterhaltung fing lebhaft an, gerieth aber bald ins Stocken; und die muntere Frau ſagte endlich mit Lächeln: „Sie ſind abweſend!“ — „Abweſend?“ entgegnete der Beſchuldigte — und ſchüttelte faſt unwillig den Kopf. — „Läugnen Sie nicht“, fuhr jene mütterlich fort; — „ich verzeih's Ihnen!“

Ein ungehörter Seufzer entrang ſich der Bruſt Al-

freds. — Streng verſagte er ſich, auf die benachbarte Tafel zu blicken, wo Emma neben einem älteren Herrn ſaß. Einmal that er's in Selbſtvergeſſenheit doch und ſah die reinen Züge in einer Freude glänzen, wie ſie nur das beſte Herz fühlen kann. „Was gelingt doch der Natur", ſagte er zu ſich, „wenn ſie einmal recht freigebig iſt!"

Nach geendetem Souper nahm er bald Abſchied und verließ das Haus allein.

Er ging am Stadtgraben hin wie jenes erſtemal, wo er zufällig ins Dorf gelangte und Antonie kennen lernte. Die Zeit, wo er in ihrem Hauſe Geſellſchaft antraf, war noch nicht vorüber; aber es wäre ihm jetzt unmöglich geweſen, ſie zu ſehen.

Er blieb in der Allee, die am Graben hinlief und faſt um die ganze Stadt führte.

Die Nacht, welche der Schein des eben aufgegangenen Mondes matt erhellte — das Säuſeln der Blätter, die ein fächelnder Luftſtrom aus Oſten bewegte — das tiefe Schweigen ringsumher ſtimmte zu ſeinen Gefühlen. Die Gedanken, die in ihm aufſtiegen, blieben Geheimniß — Niemand konnte ſie auch nur ahnen; und ſo ließ er ſie denn gewähren und folgte dem Reiz, der ihn unwiderſtehlich zu dem neuen Bilde zog.

„Welch' ein Geſchöpf", rief er für ſich ſelbſt. „Sie iſt ſo klar, und hat offenbar alle Kenntniſſe, die ein Mädchen heutzutage beſitzen kann; und doch iſt Alles

nur ein Spiel für ſie. Sie iſt eine Natur, und das Beſte und Schönſte kommt nur aus ihr ſelber! — Schönheit der Seele! Göttliches Geſchenk!"

„Welch' ein Genuß müßte es ſein, mit ihr über die Meiſterwerke unſerer Dichter zu reden! Wie intereſſant, wenn ſie von etwas nicht angeſprochen wäre, ihre Gründe zu hören! — Sie liebt nur das Beſte — das kann gar nicht anders ſein! — Mit ihr könnte man ſich verſtändigen! Von ihr könnte man lernen!"

Er ſchwieg und ging ſtill weiter. Auf einmal rief er auffahrend: „Es iſt wahr, es iſt wahr, ſie iſt diejenige, die ich mir immer gedacht habe als die Meinige! Es iſt wunderbar, es iſt kaum zu glauben, wie hier beiſammen iſt, was ich mit einander zu verlangen die Anmaßung hatte! — Sie ſcheint noch frei zu ſein; und was ſo ſelten in der Welt iſt; die Erfüllung des kühnſten Wunſches der Seele, ſie wäre möglich, wenn ich nicht, einem Verhängniß folgend, meine Freiheit hingegeben hätte! — Da bei dem guten Mädchen ſo vieles dagegenſprach — warum hab' ich nicht widerſtanden? Warum hab' ich mich nicht im Zaum gehalten? Warum hab' ich aus dem Spiel Ernſt, heiligen Ernſt gemacht?"

Er athmete tief, wie Einer, der unter einer Laſt ſeufzt, die er ſich ſelber aufgeladen hat. — Der Brief der Mutter kam ihm ins Gedächtniß, und eine Röthe ſtieg ihm ins Geſicht. Wie ſicher hatte er die Aus-

ſprüche der Erfahrung, der Welt- und Herzenskenntniß abgewieſen! Jetzt hatte ſie Recht bekommen — er war überführt — und er durfte es nicht geſtehen! Er mußte die Gründe aufrecht erhalten, an die er nicht mehr glaubte, und ſich denen entgegenſetzen, welche die ſeinigen geworden!

Die Phantaſie, der er die Zügel gelaſſen hatte, und die nun mit ſchauernder Luſt ein verbotenes Bild um's andere erzeugte, ſtellte ihm die beiden Geſtalten vor die Seele. Und mit jenem diaboliſchen Hange, den Erfahrene kennen, nahm ſie der einen die Zauber, die bisher an ihr gewirkt hatten, um an der andern alle glänzen zu laſſen. Neben der Poeſie ſtand die Proſa! Neben dem ſtrahlenden Reichthum die Beſchränktheit! — Unwillkürlich traten ihm Scenen, die er im Hauſe der Entzauberten mit angeſehen hatte, vor die Seele: ſie wirkten grob, um nicht zu ſagen, roh auf ihn und verletzten ihn! — Die feineren geſelligen Formen, die ihn früher gelangweilt hatten, jetzt, mit Gehalt und Leben erfüllt, erſchienen ſie ihm als die rechten, unentbehrlichen Ausdrucksweiſen eines höheren Verkehrs! — Sein Geiſt, krampfhaft erregt, ging hin und her und verglich und prüfte! Er ſah die Eltern der Toni, die Geſchwiſter, die Verwandten; — er dachte ſie ſich als die ſeinen — ein Gefühl der Scham ſtieg in ihm auf, der Scham und der Reue — und eine Angſt ergriff ihn — —

Aber das brachte ihn zur Beſinnung! Er blieb ſtehen, erhob ſein Haupt indignirt und ſtampfte den Boden, daß es ſchallte. Und laut, möglichem Gehörtwerden trotzend, rief er: „Was bin ich für ein Wicht! Schmach und Schande! — Das Unmögliche ſich vorzuſpiegeln und dem Nothwendigen entfliehen zu wollen, es iſt ſinnlos — ehrlos! Was da! Ich hab's gewollt — und jetzt will ich's haben!“

Er ſuchte der Einbildungskraft das Handwerk zu legen, und im erſten Zorn gelang es ihm. Dann aber tauchten die Bilder von neuem auf; verſcheucht kehrten ſie wieder — und wieder und immer wieder!

Die Hetzjagd, die ſich in ihm vollzog, machte ihn matt und müde. — Kopf und Herz, zuletzt ſtumpf geworden, glichen einer Wüſte.

Endlich durch ein Thor in die Stadt tretend, ging er auf weitem Weg ſeiner Wohnung zu. Es war ein ſeltſam ſchauriges Gefühl. Die Nacht mit dem Schein des abnehmenden Mondes — das Schweigen auf den Straßen, nur hier und dort unterbrochen durch das Plätſchern eines Springbrunnens und die hallenden Tritte eines einſam Heimkehrenden — und er, hinwandelnd durch die Häuſerreihen mit dem ſtillen Beben der Verzweiflung im Herzen! —

Obwohl es ihm wie Blei in den Gliedern lag, konnte er doch lange nicht ſchlafen. Sobald das Bewußtſein ihn zu verlaſſen begann, fuhr er, wie von

einem Dämon geſchreckt, wieder auf, um troſtlos im Dunkel umherzuſehen; — und dieſes Spiel wiederholte ſich bis gegen Morgen, wo der gequälte Geiſt der Müdigkeit endlich erlag und die Natur ihr Recht erlangte.

VI.

Spät erwachte er. Es war ihm, als ob ein ſchwerer Traum ihn geängſtigt hätte. — Sich beſinnend, erkannte er die Lage der Dinge; aber am lichten Morgen übte ſie nicht mehr die tragiſche Wirkung. Es war doch ein Traum! Ein Anfall auf ſeine Seele, die ſich verwirren, erſchüttern ließ, wie im Traum! — Nun ſollte ſie aber wachen, ihre Freiheit und ihre Herrſchaft behaupten!

Er kleidete ſich an, frühſtückte und erwog, in ſeiner Stube auf- und abgehend, das geſtern Erlebte mit Ruhe. Die Geſtalten Emma's und Toni's traten wieder vor ſeine Seele; aber anders waren ſeine Gefühle — und anders nun auch die Anſchauung! Jene hatte etwas Vornehmes — eine Ueberlegenheit, Selbſtgenügſamkeit und Herablaſſung, die ihn, den Stolzen, beinahe verletzten, während die gute Toni mit rührender Innigkeit zu ihm hinanſah. Die Ahnungsloſe ſollte beraubt werden! Sie war in Gefahr, das Liebſte — das ganze Glück ihres Lebens zu verlieren; Mitleid, Güte, Großmuth erhoben ſich in dem Herzen des Mannes, und er rief: „Nein, das ſoll Dir nicht geſchehen! Mit ſolchem Undank ſoll Deine Hingebung nicht belohnt

werden! Du biſt meine Geliebte, mein gutes Kind, mein warmherziges Mädchen — Du ſollſt mein Weib werden!“

Im Grunde hatte er ſich geſtern vor Niemand etwas vergeben, als vor ſich ſelber. Ein Gefühl war über ihn gekommen, das ihn niederwarf; aber man erſteht von einer Seelenohnmacht wie von einer leiblichen, und geht wieder gekräftigt und geſund die gewohnten Wege.

Mit klarem Geiſt und ordentlich mit Freudigkeit begann er ſein Tagewerk. Er arbeitete mit ſteigendem Intereſſe und ſich zu Danke, verbrachte die Mittagsſtunden wie gewöhnlich und wanderte Abends zur Geſellſchaft, die er ſchon beiſammen antraf.

Den Tag vor dem Feſt in der Villa hatte er als möglich hingeſtellt, daß er ſpät noch erſcheinen könnte. Toni, nachdem ſie ihn freundlich gegrüßt, ſagte bedauernd: „Sie ſind geſtern nicht mehr gekommen? — Die Herren haben gewartet bis nach eilf Uhr!“ — „Ich war zu müde“, verſetzte Alfred; „es ging nicht mehr.“ — „War's recht ſchön?“ fragte das Mädchen; — „ſind Sie recht vergnügt geweſen?“ — „Durcheinander“, entgegnete er; „wie man ſich eben in ſolchen Geſellſchaften unterhält. Es war intereſſant; aber —“ — „Bei uns iſt's gemüthlicher!“ rief der Hauptmann und erhob ſein Glas, um mit ihm anzuſtoßen.

Man war vergnügt; man plauderte und trank;

das Paar drückte ſich die Hände und blickte ſich zärtlich ins Auge — es war Alles wie ſonſt. Allmälig aber wurde Alfred ſtiller; und endlich ſaß er ſtumm, in ſich gekehrt, von der Außenwelt völlig abgewendet da.

Toni, die ab- und zuging, traf ihn einmal allein. Sie betrachtete ihn von der Seite, legte die Hand auf ſeine Schulter und flüſterte: „Woran denkſt Du?“

Erſchreckt fuhr er auf. Er ſah ſie an, lächelte erröthend, verlegen, mit einem Beſtreben, zärtlich zu ſein, und ſagte: „An nichts!“

Toni ſah ihn verwundert — befremdet an und ſchüttelte den Kopf.

Alfred, erkennend, daß er einem möglichen Argwohn entgegentreten müſſe, fuhr fort: „Ich hab' dieſe Nacht wenig geſchlafen und fühle mich ziemlich angegriffen. Nimm mir's nicht übel, daß ich heute langweilig bin; morgen iſt's wieder anders!“

Das Nichts, an das Alfred gedacht hatte, war Emma. Unwillkürlich hatten ſeine Gedanken zu ihr den Lauf genommen, und ſie war ihm jetzt nicht vornehm erſchienen, ſondern im ſchönſten Licht idealer Weiblichkeit. So ſtand ſie vor ſeiner Seele, als Toni ihm auf die Schulter klopfte und ihn wach rief.

Man begreift ſein Benehmen. — Er erfuhr aber dabei etwas ganz Neues! Das „Du“ von den Lippen Toni's, das ihm ſtets hold, überaus reizend geklungen, diesmal hatte es eine gemiſchte Empfindung in ihm erregt! —

Er hatte noch keineswegs geſiegt, der gute Freund! — Es warteten ſeiner noch Kämpfe — und er hatte mehr Feinde in ſeinem Innern, als ihm bekannt war!

Er erſchien am andern Abend und ſo die folgenden und erfüllte die geſelligen Pflichten des Liebhabers und Freundes gewiſſenhaft. In ſeinem Benehmen war aber eine Abſicht und eine Methode, die ſich fühlbar machte. Er zeigte ſich aufmerkſamer und war mit Blicken und Händedrücken gegen Toni freigebiger als ſonſt. — Für äußerliche Beobachtung ſchien ſeine Neigung gewachſen; aber wer ins Innere zu ſehen vermochte, der erkannte den guten Willen und — den Schein!

Dem natürlichen Mädchen konnte ſich das auf die Länge nicht verbergen. Sie fühlte: Das geht nicht mehr von Herzen wie ſonſt! Das iſt keine rechte Freude, keine rechte Liebe! Das iſt nur ſo gethan! — —

Als ſie dies zum erſtenmal erkannte und es ſich ſagen mußte, ſtrömte ihr das Blut ins Geſicht. Ihr Herz klopfte — Schmerz ergriff, ſchwere Bangigkeit ängſtigte ſie. Aber dann erhob ſich in ihr ein Stolz und die ſchönen Lippen verzogen ſich bitter. „Wenn's ihm nicht mehr Ernſt iſt", ſagte ſie, „wenn er ſich nöthigen muß, dann — —"

Doch — ſie konnte ſich irren, und ſie wollte nicht zu raſch urtheilen! — Man iſt ſich nicht immer gleich! Man kann auch in der Liebe nicht immer gleich ſein!

Die Liebe ſchwindet und geht manchmal aus — aber ſie kommt wieder!

Die Gute wollte warten, bis ſie dem Geliebten wieder kam.

Und ſie kam freilich wieder! — Alfred, wenn er das liebe, friſche Kind erblickte, ſah ſie auch wieder erfreut an, von Herzen erfreut! Und dann gingen auch die zärtlichen Worte, die er ſprach, von Herzen und wirkten beglückend, verſöhnend!

Trotzdem ging es abwärts. Die Momente, in denen wirkliche Empfindung ſprach, wurden ſeltener, und die übrigen wurden ausgefüllt mit Höflichkeit. Dieſe war aber für das Herz, das Liebe verlangen konnte, kränkend auch da, wo ſie mit Wärme ſich in den Formen der Liebe zu geben ſuchte. Ja, die Güte und die Großmuth, die den nicht mehr Liebenden antrieben, ſich liebevoll zu benehmen, verletzten, wenn ſie gefühlt wurden, eben am ſchmerzlichſten.

Alfred war von leichtempfänglichem, reizbarem Herzen; aber er hatte ein Gewiſſen und ein lebhaftes Gefühl von Ehre. Dem Mädchen treu zu bleiben, mit dem er das Geſtändniß der Liebe getauſcht hatte, das erſchien ihm als heilige Pflicht. Er kämpfte gegen das Schwinden ſeiner Neigung unermüdlich, hartnäckig. Er hoffte, was geweſen ſei, könne wieder werden! Er ſagte ſich, daß ja die Geliebte nicht anders geworden ſei — daß auch das jetzige Schweigen ſeiner Gefühle

eine Krankheit ſein könne, von der eine Geneſung möglich wäre!

Allein er erfuhr nun, was ſchon ſo Mancher erfahren: daß ſich Vieles machen und erzwingen läßt in der Welt, und im Grunde mehr, als man glaubt — nur nicht die Natur und der Wonnedrang der Herzensneigung!

In Toni mußte ſich endlich die Ueberzeugung feſtſtellen, daß Alfred gänzlich umgewandelt ſei, und daß es mit ihnen aus wäre!

Zu Allem, was ſie an ihm bemerkt hatte, kam noch ein Umſtand, der von ihr nicht überſehen werden konnte. Er gab ihr kein Buch mehr und ſprach nicht mehr mit ihr über Bücher. — Er ſelbſt redete ſich ein, er thue dies, um ſie nicht zu ermüden, nicht zu beläſtigen! Sie aber ſagte ſich: „Er giebt mich auf! — er liebt mich nicht mehr, und nun iſt's ihm einerlei, ob ich was lerne, oder nicht!“

Trotz der Gutmüthigkeit, die ihr überhaupt eigen war, und trotz der Liebe, die noch in ihr lebte, verlor ſie nun doch die Geduld. Auf eine übertriebene Artigkeit, die er ihr eines Abends ſagte, rümpfte ſie den Mund und machte eine Bewegung mit den Händen, die deutlich ſagte: „Laß mich mit ſolch' fadem Gered' in Ruh!“

Alfred ſchaute ſie an. „Was iſt Dir?“ ſagte er. „Du biſt eigen ſeit einiger Zeit — Du biſt anders geworden!“

Mit einer Bitterkeit, die nicht ohne nobeln Ausdruck war, entgegnete ſie: „Ich? — Ich bin dieſelbe geblieben, ſo lang es möglich war! Aber Sie ſind anders geworden, Herr Aſſeſſor!“

Nachdem ſie die letzten Worte ſcharf betont hatte, warf ſie ihm einen Blick voll ſchmerzlichen Unwillens zu und ging hinweg.

Alfred ſah ihr nach — erſtarrt.

Das nicht mehr geliebte Mädchen hatte in ſein Herz geſehen, und ihr Geſchick lag vor ihren Augen.

Was ſollte er thun? — Er hatte ſo viel verſucht und es hatte zu nichts geführt; — was konnte jetzt noch geſchehen? — „Etwas kann ich noch thun!“ rief es plötzlich in ihm. „Ich kann handeln! Ich kann ſie zu meiner Frau machen! — Wenn ſie das iſt, dann beginnt ein neues Leben mit neuen Gefühlen und neuen Pflichten. — Giebt's eine Rettung für uns, ſo liegt ſie darin!“

Die Gewißheit, daß er das, wenn er wollte, trotz Allem und Allem konnte, durchgoß ihn mit wahrem Troſtgefühl.

Wie manche Ehe iſt ſchon geſchloſſen worden, dachte er bei ſich, weil ſie geſchloſſen werden mußte — und ſie iſt glücklich ausgefallen! — In der Ehe ſinken gewiſſe holde Gefühle aus der Seele, das Weſentlichſte bleibt .und triumphirt. Hier kommt es auf Natur, ausharrende Güte und Treue an. Iſt irgendwo ein

nicht zu hebender Mangel, ſo fügt man ſich in die Nothwendigkeit und wird für die Reſignation tauſendfach entſchädigt.

Ohne Abſchied von Toni, die ſich nicht mehr ſehen ließ, und doch beruhigt, ging er nach Hauſe.

Die Vorſtellung des Möglichen wirkte auf ihn ſo nachhaltig, daß er gegen das Mädchen wieder eines andern Betragens fähig wurde. Als er am nächſten Abend ſie begrüßte, waren Blick und Klang der Stimme bei aller Gehaltenheit ſo herzlich, und die Reden, die er weiterhin an ſie richtete, waren von ſo ehrlicher Empfindung eingegeben, daß die Liebende ſich wieder begütigt, gewonnen fühlte und unvermerkt wieder zutraulich wurde. Das war nicht mehr ſo, wie es früher war; aber ſo konnte es ja nicht bleiben — und jetzt meinte er's wieder gut!

Erhielt Alfred im Grunde damit nur ſein Recht, ſo dachte ſich Toni den Zuſtand ſeines Herzens doch anders, als er war. Aber der Schleier, den die Hoffnung und das neue Vertrauen darauf geworfen hatten, ſollte nun unerbittlich weggezogen werden.

Der Acceſſiſt hatte ſeine Rolle als eine Art Schutzgeiſt unſeres Paares treulich fortgeſpielt. Er hatte den Liebesbund entſtehen ſehen und ſich beſonders dafür intereſſirt; er ſchätzte das Mädchen wahrhaft; er war von Alfred in ſeine ernſtlichen Abſichten eingeweiht, und er hielt die Ausführung derſelben für eine Ehrenſache

des Freundes. Geſtatteten ihm ſeine anderweitigen Beziehungen nicht, daß er jeden Abend in der Geſellſchaft verbrachte, ſo benutzte er doch jede Gelegenheit, um Alfred in dem, was er für ſeine Pflicht hielt, zu beſtärken. Mit einem feinen Gefühl legte er gegen Toni im Beiſein des Freundes mehr Achtung an den Tag, als es eben nöthig geweſen wäre: er behandelte ſie durchaus wie ein Mädchen aus der höheren Geſellſchaftsclaſſe! — Und ſo hatte er ſich's nun auch angelegen ſein laſſen, auf diejenige, in welcher ihr eine Rivalin zu erſtehen gedroht hatte, niemals die Sprache zu bringen und ſich auch nicht die leiſeſte Anſpielung auf ſie zu erlauben.

Eine Perſönlichkeit wie Emma konnte aber in der Stadt nicht erſcheinen, ohne Aufſehen zu erregen und mehr und mehr von ſich reden zu machen. Durch die nothwendigen Beſuche bei verſchiedenen Familien wurde ſie immer bekannter, und unter den Männern erklärte man ſie für eine der erſten, ja für die erſte Schönheit der Stadt. Auch unter den Frauen erſtanden ihr Verehrerinnen; und zwar hoben dieſe neben ihrer Anmuth hauptſächlich ihren frohen Sinn — und ihre Beſcheidenheit hervor.

Daß Toni von ihr hörte, daß eine Berühmung ihrer Vorzüge auch an ſie gelangte, konnte nicht ausbleiben.

Eines Abends wurde vom Hauptmann in die Ge-

ſellſchaft ein junger Verwandter, ein Lieutenant, mitgebracht, der erſt ſeit einigen Wochen der Garniſon angehörte. Es war ein rothbackiger, hübſcher Jüngling, der vergnügt in die Welt ſah und gerne ſprach. Alfred und der Acceſſiſt waren noch nicht anweſend, der junge Mann glaubte die alten Herren unterhalten zu müſſen, und erzählte ihnen allerlei von Dingen, die, wenn wir ſie hier mittheilten, den Leſern wahrſcheinlich nicht ſo intereſſant erſcheinen würden, als den Zuhörern. Nachdem er zuletzt von der Verlobung der Tochter eines höheren Officiers mit einem reichen Kaufmann Näheres berichtet hatte, ſagte der Oberaufſchläger: „Das Mädchen hab' ich ſchon geſehen! Sapperment, das iſt eine Schönheit!“

Der Lieutenant nickte billigend.

Der Regiſtrator, der ihm gegenüber ſaß, bemerkte: „Seit einiger Zeit ſoll aber eine hier ſein, die ſie ausgeſtochen hat! Die Tochter eines Regierungsraths —“

„Die einzige Tochter des neuen Regierungsdirectors Franke“, verbeſſerte der Wiſſende.

„Haben Sie dieſe ſchon geſehen?“ fragte jener.

Der Lieutenant nickte behaglich. „Mehr als einmal“, erwiderte er.

„Und iſt ſie wirklich ſo ſchön?“

„Meine Herren“, ſagte jener, „ich habe in dieſer Beziehung ſchon Manches geſehen, denn — ich habe mich darnach umgeſehen; aber ſo etwas iſt mir noch nicht vorgekommen!“

Die alten Herren legten große Begierde an den Tag, von ihr einen Begriff zu bekommen, und baten den Lieutenant, ſie ihnen zu beſchreiben.

Als ſich dieſer dazu bereit erklärte, obwohl es ſehr ſchwer ſei, kam Toni an den Tiſch. Sie wurde durch den galanten Oberaufſchläger ſogleich eingeweiht und horchte.

Der Lieutenant beſchrieb die Schöne genau: die Geſtalt und die Haltung, das Geſicht mit Augen, Lippen und Zähnen. Er charakteriſirte die Haare, die Augenbrauen und Wimpern, und ſuchte von der Form nicht nur der Naſe, ſondern auch der Ohren der Gefeierten eine Anſchauung zu geben.

Die Hörer ſchienen durch dieſes Detail außerordentlich erquickt, und der Regiſtrator erklärte wiederholt, daß er dieſes Meerwunder auch ſehen müſſe, und ihr zu Gefallen gehen werde.

Toni hatte mit Behagen zugehört. Sie war ohne Neid und fühlte eine gewiſſe Genugthuung, daß eine ihres Geſchlechts die Herren ſo in Eifer bringen konnte, indem ſie ſich vorbehielt, die Begeiſterten mit ihr gelegentlich zu necken.

Der Lieutenant vollendete ſein Bild mit der Erklärung: Alle dieſe einzelnen Schönheiten ſeien es aber noch nicht! Die Hauptſache wäre die Zuſammenſtimmung, die Harmonie! In der ganzen Perſon, wenn ſie in Geſellſchaft ſich unterhalte, liege ein Zauber, den man

ſehen und fühlen müſſe, denn beſchreiben könne man ihn nicht. Und dieſes ſchöne Mädchen ſei zugleich ſehr unterrichtet — beleſen — und ohne alle Vornehmheit!

Der Hauptmann ſchüttelte den Kopf mit einer Art von Mißbilligung. „Mein lieber Junge“, ſagte er, „Du übertreibſt! Du ſchilderſt eine Göttin, kein Mädchen! Ich fürchte, ich fürchte, Du biſt verliebt!“

„Fällt mir nicht ein“, replicirte der junge Mann.

„Du biſt verliebt!“ wiederholte jener mit Nachdruck, „Du haſt Dich verrathen!“

Der Lieutenant antwortete mit einem Achſelzucken und einem Lächeln, das ihm Ehre machte. Es bedeutete nämlich: „Und wenn ich's wäre — es würde mir nichts helfen!“

In dieſem Augenblick erſchien Alfred. Er begrüßte Toni, die Geſellſchaft — den Lieutenant, den er hier und dort ſchon geſehen hatte, ſpeciell — und ſetzte ſich. Mit ſelbſtgewiſſer Miene wendete ſich hierauf der Verkannte zu ſeinem ungläubigen Vetter und ſagte: „Jetzt wirſt Du Deine Rede zurücknehmen! — Hier iſt Einer, der ſie auch geſehen hat!“ — Und zu Alfred ſagte er: „Wir ſprechen von Emma Franke.“

Dieſer Name, in dieſer Geſellſchaft ohne alle Vorbereitung ausgeſprochen, traf den Ueberraſchten wie ein Pfeil ins Herz. Er veränderte die Farbe, wußte ſich aber doch ſo ruhig zu halten, daß es nicht auffiel. „Und was hab' ich dabei zu thun?“ fragte er.

„Sie ſollen mir bezeugen, daß es eine Schönheit iſt, die man gar nicht genug loben kann! — Der alte Herr da, mein Vetter, will's nicht glauben!“

Alfred, die Bewegung ſeines Herzens niederhaltend, verſetzte: „Ich hab' ſie ja kaum geſehen!“

Der Lieutenant ſchaute ihn an und lächelte. „Wie“, rief er, „kaum geſehen? Sie haben ja auf der Soirée bei der Präſidentin gerade am längſten mit ihr geſprochen! Sie wurden ja beneidet um die Aufmerkſamkeit, welche ſie Ihnen ſchenkte! Sie haben ja freundliche Blicke erhalten und ſie mit noch freundlichern erwidert —“

Alfred, der bis jetzt mit etwas blaſſem Geſicht dageſeſſen hatte, wurde bei den letzten Worten dunkelroth. Die alten Herren ſahen ihn an, machten ſonderbare Geſichter und kamen ſelbſt in einige Verlegenheit.

Toni war dem kleinen Geſpräch aufmerkſam gefolgt. Die Röthe Alfreds warf eine Fackel in ihre Seele. Sie bezwang den Aufruhr in ihrem Herzen und ſagte zu dem Lieutenant: „Wie lang' iſt denn das her?“

Dieſer, der von dem Ernſt des Verhältniſſes zwiſchen ihr und Alfred keine Kunde hatte, antwortete: „Vierzehn Tage.“

Nun war's klar! Mit ſchrecklichem Licht plötzlich Alles erhellt! — Das alſo war der Grund: er liebte die Andere; und bei ihr zwang er ſich — und es gerieth ihm nicht mehr!

Mechaniſch wiederholte ſie: „Vierzehn Tage!“ und verließ die Stube mit ihrem gewohnten Schritt, als ob ſie ein Geſchäft hinwegriefe. Draußen aber ſtand ſie mit ſchauernder Bruſt. Eine Weile ſah ſie vor ſich hin, verzweifelnd, am ganzen Leibe zitternd; dann erhob ſie den Kopf mit einem Stolz und Unwillen, den man ihr nicht zugetraut hätte. „Bin ich Eine“, rief ſie, „die man um Gotteswillen liebt? — Ich hoffe, ſo weit iſt's noch nicht gekommen mit mir!“

Sie drückte die Lippen zuſammen und nickte mit dem Ausdruck einer Seele, die ihren Entſchluß gefaßt hat.

Bayeriſche Staatsbibliothek München

VII.

Der andere Morgen war für Alfred ſchlimmer, als jener nach dem Abend bei der Präſidentin.

Toni war geſtern noch in die Stube gekommen — ſo viel an ihr lag mit einem Ausſehen und einem Benehmen, als ob nichts vorgefallen wäre. Aber in der Sanftheit ihrer Stimme lag ein Ernſt und eine zurückgehaltene Anklage, die dem Schuldigen das Herz klopfen machte. Er war von ihr abgefallen, ſie wußte es und war ſchmerzlich gekränkt! — Er ſuchte nach und nach mit ihr zu reden, ob er nicht ein Wort der Begütigung ſprechen könnte. Aber ihre Antworten, bei aller Milde, waren ſo kurz und hatten einen ſolchen Klang von Stolz und Nachſicht, daß er nicht den Muth hatte, fortzufahren. Als er zum Abſchied ihre Hand ergriff, lag ſie, die früher den Druck immer ſo kräftig erwiderte, leblos in der ſeinen.

Alles dies kam ihm jetzt wieder ins Gedächtniß. Bei ſeinem Pflicht- und ſeinem Zartgefühl ſah er ſich auf eine Weiſe verſtrickt, daß er eine Löſung nirgends erblickte. Was ſich ihm vorgeſtern noch als eine Auskunft dargeſtellt hatte, das war keine mehr. Troſtlos

ſah er umher — troſtlos am hellen Tage — troſtlos bei klarſtem Bewußtſein!

Er begab ſich auf ſein Bureau; — und hier hatte das Schickſal, wenn auch nicht eine Rettung, ſo doch eine zeitweilige Befreiung und Linderung für ihn bereit. Er erhielt eine Commiſſion, die ihn in eine kleine Stadt führte und ihn ungefähr eine Woche dort verweilen machte.

Beim Mittagstiſch theilte er die Betrauung dem Acceſſiſten mit; und nachdem er durch ihn Grüße beſtellt hatte an die Geſellſchaft, fuhr er noch an demſelben Tag an den Ort ſeiner Beſtimmung ab.

Die Geſchäfte, die er zu beſorgen hatte, und die ihn ſehr in Anſpruch nahmen — die Bekanntſchaften, die er machte — die Vergnügungen, an welchen er ſich betheiligen mußte — die Anſchauung neuer, kleinerer und für ihn zum Theil ergötzlich hausbackener Verhältniſſe — Alles das wirkte zerſtreuend auf ihn und nahm den Druck von ſeiner Seele, der ſo ſchwer auf ihr gelaſtet hatte. Die Verwicklung, auf die er am erſten Tag mit verzweifelnder Empfindung geſehen, verlor nach und nach ihre Bängniß. Die Wirklichkeit, aus der Ferne betrachtet, erſchien ihm wie ein Traum und das peinliche Gefühl, das ihn noch hieher begleitet hatte, wandelte ſich in ein ſtill melancholiſches, das auch dem Troſt wieder einen Zugang geſtattete. Ja, es erhob ſich ſogar eine Hoffnung wieder, als ob doch eine glückliche Löſung noch möglich wäre!

Geſtärkt an Leib und Seele und wie von guten Geiſtern freundlich ermuthigt, kehrte er wieder an den Sitz der Regierung zurück. — Es war ein Sonntag. In ſeiner Wohnung angekommen, fand er eine Einladung von der Präſidentin: „Zum Abſchied vom Garten!“ — Es war drei Uhr vorbei, und die Karte lautete auf Vier. Er hatte alſo noch Zeit. In einer Stimmung, wo man für wohlwollendes Entgegenkommen beſonders empfänglich iſt, und in einer Ungewißheit, wo man ſich vom Schickſal gerne leiten läßt, kleidete er ſich um und machte ſich auf den Weg.

Der Tag war ſonnig und hatte die Temperatur eines Sommertags: eben darum hatte die gaſtliche Frau ihren Kreis noch einmal in den Garten geladen! Würde nun die Seele Alfreds noch mehr Trauer in ſich gehegt haben, als es der Fall war, er hätte dem Eindruck des lichten Himmels und den Bildern, die ſich ihm vor Augen ſtellten, nicht widerſtehen können! Auf den Straßen die geputzten Menſchen, die vor dem Thore ſich zertheilten, um an verſchiedenen Orten Erholung und Freude zu ſuchen! Das gelbliche Laub der Bäume im Schein der Sonne glänzend — in der Luft die zugleich feſttägliche und herbſtliche Stille — auf den Geſichtern der Spaziergänger Zufriedenheit und träumeriſches Behagen! Aus weſſen Herzen wäre da nicht das Leid gewichen? — Schauend und ſinnend, mit einer leiſen

Wehmuth im Herzen, die aber etwas Süßes hatte, ging unſer Freund am Graben hin.

Es war nicht eben nothwendig, doch möglich, daß unter den Gäſten ſich auch Emma befand. Allein konnte er ſich's zur Aufgabe machen, dieſem Mädchen fortan auszuweichen? Im Gegentheil, er mußte lernen, ruhig mit ihr zuſammen zu ſein und gelegentlich mit ihr zu verkehren, wie mit jeder andern ihres Geſchlechts.

So ſagte er ſich. Ob aber die Bewegung, die bei dieſen Gedanken durch ſein Inneres ging, nicht noch eine andere Auslegung zuließ, wollen wir nicht unterſuchen.

Die Geſellſchaft befand ſich im Freien, in kleineren Gruppen zuſammenſtehend, oder an Tiſchen ſitzend, die unter Bäume geſtellt waren. Es war ein feiner und reizender Anblick! Die ſchönen und noch ſommerlichen Toiletten der Damen machten auf den Heranwandelnden einen wahrhaft poetiſchen Eindruck. Er wurde an Gemälde erinnert, in denen heitere Meiſter geſelliges Treiben in ſchöner Natur künſtleriſch idealiſirt wiederzugeben wußten!

Als er ſeine Gönnerin und ihre nächſte Umgebung begrüßte, fragte man ihn über ſeine Tour, und er verfehlte nicht, die einfachen Erlebniſſe in ſeinem Bericht durch eine gewiſſe ſatiriſche Würze etwas ſchmackhafter zu machen.

Nach einer Weile entlaſſen, ſchaute er ſich um. In-

ſtinktmäßig! — Wen ſeine Augen ſuchten, brauchen wir nicht zu ſagen.

Daß ihm die Verſammlung, in der er früher zuweilen ſo öde umhergegangen war, heute ſo anmuthig erſchien, das machte die Seele, die ſie nun erlangt hatte!

Nach längerem Spähen erblickte er die Geſuchte neben einer Baumgruppe — in Geſellſchaft des Acceſſiſten! — Dieſer mußte ihr eben etwas mitgetheilt haben; denn das Mädchen nickte mit Ernſt, wie zu einer gehörten Bemerkung. Auf beiden Geſichtern lag ein gewiſſes Einverſtändniß.

In Alfred ſchoß ein Gefühl der Eiferſucht auf; er empfand ein unwiderſtehliches Verlangen, zu erfahren, wovon ſie geſprochen haben mochten — und ungeſäumt trat er zu ihnen.

Sein Gruß wurde von Emma ohne ein Zeichen der Ueberraſchung, freundlich, aber doch mit einem gewiſſen Bedenken erwidert, das nicht ganz verſchleiert werden konnte.

Alfred, ſie betrachtend, ſagte: „Stör' ich vielleicht? — Sie unterhielten ſich eben, wie es ſcheint —"

„Von einer Stadtgeſchichte", erwiderte das Mädchen, „die mich wenig erbaut hat. Wir ſind aber damit zu Ende gekommen — und jetzt wollen wir gar nicht mehr daran denken. Der Tag iſt ſo ſchön — und der letzte, wo wir uns hier ſehen!" — Sie hielt ein wenig inne;

dann, mit einem Lächeln, ſagte ſie: „Eigentlich iſt's Schade! Hier iſt gut ſein!“

„Der Winter“, verſetzte der Acceſſiſt, „bringt wieder andere Vergnügungen und wird dieſes Jahr einen Genuß mehr bieten. — Wir haben“, bemerkte er zu Alfred, „diesmal ein Theater, das ſich ſehen laſſen darf!“ — Dann, zu Emma gewendet, fuhr er fort: „Sie waren in der letzten Vorſtellung! Ging's nicht über Erwarten gut!“

„O ja“, erwiderte Emma. „Aber“, ſetzte ſie mit einem Ausdruck von Entſchuldigung hinzu, „ich liebe das Stück nicht!“

„Wie“, rief der junge Mann; „das Werk eines Claſſikers!“

„Ich urtheile nach meinem Gefühl“, entgegnete das Mädchen, „und ich muß Ihnen geſtehen, der Held des Stückes macht auf mich einen traurigen Eindruck.“

„Wer iſt ſo unglücklich?“ fragte der Aſſeſſor mit einem Verſuch, zu lächeln.

„Goethe's Clavigo“, antwortete der Acceſſiſt ſtatt ihrer. — „Ich bekenne“, fuhr er zu Emma fort, „es iſt kein beſonders trefflicher Charakter!“

„Und doch will er uns intereſſiren!“ entgegnete Emma lebhaft. „Und doch iſt er die Hauptperſon des Stücks! — Verzeihen Sie mir“, fuhr ſie nach kurzem Innehalten gelaſſener fort, „aber ich muß reden, wie ich denke. Dieſer Clavigo iſt kein Mann — gar keiner!

— ſondern lauter Schwachheit! Er liebt und ſchwärmt und iſt glücklich. Dann wird er lau, kalt, und zieht ſich zurück. Dann kommt er wieder und ſetzt ſich wieder in Ekſtaſe, und dann fällt er wieder ab!“ Sie verzog den Mund und ſchüttelte den Kopf mit Geringſchätzung.

„Dafür ſtirbt er aber auch!“ erwiderte der Acceſſiſt.

„Das iſt zuviel Ehre für ihn“, entgegnete ſie. „So Einer ſollte das Leben behalten, damit unſer Urtheil über ihn rein bliebe und nicht durch Mitleid abgeſchwächt würde!“

Jener ſah für ſich hin, wie Einer, dem plötzlich ein Gedanke gekommen iſt. „Sie beurtheilen den guten Clavigo mit einer Bitterkeit“, ſagte er, „die man gar nicht in Ihnen geſucht hätte!“

„Mir iſt nichts fataler“, erwiderte ſie, „als wenn ein Mann, der noch dazu etwas Beſonderes ſein will, unmännlich handelt! Ich geſtehe, das regt mich auf, und ich zeige dann mehr Verdruß, als mir vielleicht zuſteht!“

Alfred ſtand betreten und hatte Mühe, ſeine Faſſung zu behaupten. Lag in dieſen Reden eine Abſicht, oder waren ſie zufällig? Der Klang der Stimme deutete eher auf das Erſtere. Wie dem aber ſei: mit dem Goethe'ſchen Helden war er ſelber verurtheilt! — Sein Herz klopfte, ein Unmuth und ein trüber Stolz erhoben ſich in ihm. Er fühlte, daß er auch etwas

ſagen müßte; aber er fand weder ein ernſtes noch ein humoriſtiſches Wort zu Gunſten Clavigo's — und er ſchwieg.

Aus ſeiner Verlegenheit befreite ihn der Profeſſor.

Dieſer hatte die Gruppe erblickt, ging mit geraden Schritten auf ſie zu und rief, ſie betrachtend: „Ernſthafte Geſichter? Wovon iſt die Rede?“

Der Acceſſiſt unterrichtete ihn.

Der Profeſſor nickte. „Ich muß dem Fräulein Recht geben“, ſagte er; „und ich geſteh's, ich hab' immer den Schauſpieler bewundert, der dieſen Clavigo einigermaßen erträglich darſtellen konnte. — Aber Goethe hat mehr ſolcher Burſche! Da iſt der Fernando in der Stella und der Weislingen im Götz — es iſt ſchwer zu ſagen, welcher von den Dreien der Schofelſte ſei! — Sogar Wilhelm Meiſter hat noch einen kleinen „Fang“ davon, und der Eduard in den Wahlverwandtſchaften tritt an das Kleeblatt wieder ziemlich nahe heran!“

Nun glaubte Alfred das Wort nehmen zu müſſen. „Wenn ein Mann, wie Goethe“, ſagte er, „ſolche Charaktere darſtellt, ſo muß das doch eine Bedeutung haben. Ich glaube, er hat die Menſchen geſchildert, wie ſie ſind, — mit den Schwachheiten, die ſie wirklich haben, um uns dieſe begreiflich zu machen. Er läßt uns fühlen, welchem Zauber, welchem Verhängniß die Menſchen erliegen können, und das iſt intereſſant und

lehrreich für Alle. Denn am Ende haben alle Schwächen an ſich, und es iſt nicht ſo, daß man die Menſchen in zwei Haufen theilen könnte, wovon dieſe die Starken wären und jene die Schwachen!“

Emma hatte den Sprecher mit ruhigen Augen betrachtet. „Das iſt auch unſere Meinung nicht“, entgegnete ſie. — „Oder—?“ ſetzte ſie zum Profeſſor hinzu.

„Ganz und gar nicht“, rief dieſer mit einer Anwandlung von Lachen. „Ich bin mir eines großen Durcheinanders bewußt!“

„Wir Alle haben unſere Schwächen“, fuhr ſie fort, „das iſt gewiß. Aber es iſt ein großer Unterſchied, ob man die Schwächen bekämpft, oder ob man ſich ihnen hingiebt! Wir Frauen verlangen den Kampf gegen einen unrechtmäßigen Hang, namentlich von einem Mann! Und von Männern, für die wir uns intereſſiren, wünſchen wir, daß ſie nicht einem Clavigo, Fernando oder Weislingen gleichen!“

„Natürlich!“ ſagte der Profeſſor. „Im Grunde ſind dieſe Menſchen pure Egoiſten, und das iſt eben das Fatale an ihnen. Sie ſuchen nur den Genuß: die Stimme der Ehre läßt ſich bei ihnen nicht hören, und jedenfalls wird ſie nicht gehört. Die Lüſternen erblicken etwas Angenehmes — ſie gehen ihm nach. Dann zeigt ſich ihnen eine läſtige Pflicht — ſie ſtutzen. Nun erſcheint ein neuer Reiz, ein ſtärkerer Zauber —

ſie zappeln gefeſſelt. Das iſt natürlich, höchſt natürlich; aber eben darum nicht edel, nicht ehrenhaft —"

„Und beſonders nicht männlich!" fügte Emma hinzu.

Die Situation Alfreds war ſehr peinlich geworden. Lag in Emma's Worten eine Abſicht, dann waren ſie kränkend und forderten den Widerſpruch heraus. Auf der andern Seite aber mußte ſein Gewiſſen ihr beipflichten, und namentlich konnte er dem letzten Ausſpruch nicht entgegentreten wollen. Wie ſo Mancher in ähnlicher Lage half er ſich nun, indem er eine für ſich günſtige Vergleichung herbeizog. Er verſetzte mit einer Art von Lächeln: „Das iſt freilich wahr; aber man iſt auch ſchon etwas, wenn man blos natürlich iſt; und mir ſind jene natürlichen Charaktere mit allen ihren Schwächen doch unvergleichlich lieber, als die gedrechſelten Tugendideale, die der Poet nach dem Katechismus handeln läßt!"

Der Acceſſiſt fühlte die Noth, aus welcher heraus das geſagt war. Er glaubte, dem Bedrängten zu Hülfe kommen zu müſſen, und ſagte: „Darüber iſt natürlich unter uns kein Streit. Und ich möchte es nun doch unſerm Poeten Dank wiſſen, daß er ſeinen Weislingen, Clavigo und Fernando geſchaffen hat. Wir ſehen, wie Menſchen irren und fehlen können, auch wenn ſie nicht zu den alltäglichen gehören. Wir fühlen die Macht der Lockung, die Gefahr, die phantaſievollen Naturen droht; und wenn die allzu weiche, allzu reiz-

bare Seele erliegt, ſo empfinden wir Antheil, Mitleid —"

„Aber keine Hochachtung!" rief Emma.

Der gute Geſelle ſchaute ſie mit einem kurioſen Geſicht an. „Das freilich nicht", erwiderte er dann.

„Sondern", fuhr das Mädchen fort, „wir empfinden neben Antheil und Mitleid eine ſehr merkbare Geringſchätzung! Und das iſt kein Tugendſtolz, keine übertriebene Härte, ſondern eine höchſt nöthige Gerechtigkeit. Wer nur gerührt iſt und nur Antheil und Mitleid fühlt, der iſt ſehr in Gefahr, dieſe Menſchen gelegentlich nachzuahmen."

„Richtig geſprochen!" rief der Profeſſor. „Unſer Gefühl gegen ſolche Charaktere iſt nicht vollſtändig, wenn nicht auch die entſprechende Mißachtung und Herunterſetzung hinzukommt. Denn wie ſehr unſer Freund Mühlenberg Recht hat, daß ſie beſſer ſind, als gemachte Tugendideale, ſo ſtehen ſie doch hinter Menſchen, die auf natürliche Weiſe ſtark, männlich, edel und erhaben ſind, weit, ſehr weit zurück!"

„Das werden Sie wohl ebenfalls wahr finden!" bemerkte Emma zu Alfred. „Und Sie werden mir am Ende auch Recht geben, wenn ich ſolche ſtarke Menſchen nicht nur auf der Bühne und in Büchern, ſondern auch im wirklichen Leben mehr ſchätze, als jene andern. Ich bin darin ebenfalls ganz natürlich und ſpreche nur aus, was ich bei jeder Gelegenheit immer wieder ſo gefühlt habe."

Dem Angeredeten blieb nichts übrig, als ſich beiſtimmend zu verneigen.

Das Geſpräch hätte nun abgebrochen werden können, denn wenn Emma und nach ihrem Vorgang auch der Acceſſiſt mit ihren Reden einen Zweck verbanden, ſo konnten ſie annehmen, daß er jetzt erreicht ſei. Der Profeſſor aber, der ganz unbefangen war und gern äſthetiſirte und moraliſirte, begann nach kurzer Pauſe wieder: „Es iſt doch eigen. Wir einigen uns ſo leicht darüber, daß man edel handeln ſoll; wir ſehen ein, daß auf dem Wege der Pflicht nicht nur Ehre, ſondern allein auch das wahre Glück zu finden iſt. Und im wirklichen Leben thut man doch mit Vorliebe das Gegentheil davon. Warum das?“

Die Naivetät der Frage rief eine gewiſſe Heiterkeit auf die Mienen. Der Acceſſiſt ſagte: „Darauf ließe ſich am Ende eine Antwort geben!“

Der Profeſſor ſah ihn an und entgegnete: „Sie würden mich durch eine belehrende ſehr verbinden.“

Jener, nach kurzem Beſinnen, erwiderte: „Die edle Handlung, die von uns gefordert wird, tritt in der Regel einer Neigung, einer Leidenſchaft entgegen, die nach Befriedigung trachtet. Sie ſcheidet alſo den Menſchen von ſeinem Glück, ſie muthet ihm eine Anſtrengung zu, und erſcheint ihm doppelt beſchwerlich. Seiner Natur nach will der Menſch glücklich ſein, und zwar ſo ſchnell als möglich. Wenn der erſehnte Gegenſtand nun lockt

und die Neigung drängt, ſo läßt man die Pflicht bei Seite und wirft ſich dem Vergnügen in die Arme."

„Das iſt ein Grund", verſetzte der Profeſſor; „aber freilich ein ſehr unlöblicher!"

„Es iſt auch nicht der einzige", entgegnete jener. „Zu dem Reiz des unmittelbaren Glücks kommt noch der größere Reiz des Verbotenen!"

„Ah!" rief der Gelehrte.

„Wenn das, was natürlich iſt", fuhr der Andere fort, „zunächſt unſerer Neigung ſchmeichelt, ſo ſchmeichelt es zugleich unſerm Selbſtgefühl und unſerm Stolz. Der Neigung zu folgen, bringt Gefahr; wenn wir es alſo thun, wagen wir etwas und zeigen unſern Muth. Wir fügen uns nicht, wir nehmen uns etwas heraus und beweiſen damit unſere Selbſtſtändigkeit. Kurz, auf dem Wege zum unmittelbaren Glück findet auch die Ehre ihre Rechnung; der Zauber der Ehre verbindet ſich mit dem Zauber des Glücks, und beide zuſammen bilden eine Magie, der die Menſchenſeele nicht immer die nöthige Kraft der Abwehr entgegenzuſtellen in der Faſſung iſt."

„Die Ehre!" rief Emma. „Die falſche Ehre! Das Blendwerk!"

„Das aber eben als ſolches blendet, verblendet und zum Irrthum verleitet!" entgegnete der Acceſſiſt. Nach einer kurzen Pauſe fuhr er mit ſchalkhaft ſchüchternem Lächeln fort: „Will man doch ſogar behaupten, daß

das Verbotene mit beſonderer Macht gerade auf das ſchöne Geſchlecht wirke! Daß die Neugierde, zu erfahren, ob das Unterſagte denn in der That ſo gefährlich ſei, ſich eben bei den Frauen am ſtärkſten zeige! Daß ihnen vor den Männern der Stolz eigen ſei, einem erhaltenen Befehl zu trotzen!"

Der Profeſſor, mit dem Geſicht eines Mannes, der gehört hat, was er auch ſelbſt hätte ſagen können, lächelte Beifall. Emma ſchüttelte den Kopf.

„Sie ſcheinen dieſer Behauptung entgegentreten zu wollen?" verſetzte der junge Mann.

„Allerdings", erwiderte ſie. „Wenn Sie mir fürs Erſte erlauben, von mir ſelber zu reden, ſo muß ich ſagen, wie es iſt: für mich hat das Verbotene keinen Reiz."

„Ah!" rief jener. — „Gar keinen?" ſetzte er mit ſchelmiſcher Verwunderung hinzu.

„Gar keinen", wiederholte Emma.

„Das iſt ungewöhnlich!"

„Das iſt ſtark!" rief der Profeſſor, und Alfred benutzte die Gelegenheit, zu lächeln.

Das Mädchen fuhr ernſthaft und mit einem gewiſſen Eifer fort: „So lang ich einigermaßen zu Verſtand gekommen bin, hat es keinen Reiz für mich gehabt! Und ich bin feſt überzeugt: das können noch viele meines Geſchlechts von ſich ſagen!"

„Im Widerſpruch mit der bisherigen Annahme",

verſetzte der Profeſſor, „wie Sie zugeben werden! Seitdem Eva zuerſt in den Apfel gebiſſen hat, iſt man der Anſicht geweſen, daß vorzugsweiſe das Weib dem Verbotenen hold ſei!“

„Das mag ſein“, erwiderte Emma; „und man mag damit auch Recht gehabt haben; — ſoweit eine Partei gegen die andere Recht haben kann!“

„Allein — ?“

„Es handelt ſich jetzt nicht um das, was ehemals geweſen iſt, ſondern um das, was jetzt iſt!“

„Und Sie glauben, daß ſich das Verhältniß geändert hat?“

„Wenn es früher ſo war, wie die Männer es behaupten“, entgegnete das Mädchen, „ſo hat ſich's geändert!“

„Und wer hat dieſes Wunder gethan?“

„Die Erziehung! — die Bildung! — die Sitte!“

Der Profeſſor ſchwieg einen Moment. Dann ſagte er: „Kann die Erziehung die Natur austreiben?“

„Nicht ſo ganz“, entgegnete Emma. „Das iſt aber auch nicht nöthig. Die Erziehung erweckt in uns eine andere, beſſere Natur mit einem höheren, edleren Ehrgeiz. Dieſe gewinnt die Oberhand und ſie herrſcht.“

Der Profeſſor ſchaute ſie an, ohne ſein Bedenken verhehlen zu können.

Emma fuhr fort: „Sehen Sie die Sache doch, wie ſie iſt! — Denken Sie ſich ein Mädchen, die von

ihren Eltern eine gute Natur und eine gute Erziehung erhalten hat. Deren giebt es doch wohl genug?“

„Geben wir's zu“, verſetzte jener.

„Wenn dieſes Mädchen nur einigermaßen begabt iſt, ſo wird ſie ſich eine Regel ihres Verhaltens bilden; ſie wird ſich ſagen, was ſich am meiſten für ſie geziemt, was ihr wohl anſteht und Ehre macht. Sie wird, wenn Sie mir das Wort geſtatten wollen, ſich ein Ideal bilden. Und dieſes Ideal wird vor ihrer Seele ſtehen, ſie wird es lieben, ſie wird ihm treu bleiben, und zu thun und zu laſſen, was es vorſchreibt, das wird für ſie den größten Reiz haben.“

„Sollte!“ wandte der Profeſſor ein.

„Muß!“ entgegnete das Mädchen. „Und warum denn nicht? Warum ſollen wir unſer eigenes Ideal nicht am höchſten halten? Warum ſollen wir nicht angezogen werden durch das, was mit ihm geboten iſt?“

„Weil das Gebotene uns einen Zwang auflegt und unſere Freiheit beeinträchtigt!“ erwiderte der Profeſſor.

„Wir thun es ja aber nicht, weil es geboten iſt, ſondern weil es ſchön iſt und uns Freude macht! Wir thun es gerne!“

Der Profeſſor zeigte ein zweifelvolles Geſicht. „Das würde eine Seele vorausſetzen, die in dem, was Gebot und Recht iſt, immer die Schönheit und das Glück zu erkennen vermöchte und begeiſterungsfähig wäre für

dieſe Schönheit! Und das, muß ich geſtehen —“ Er zuckte die Achſel.

„Wollen Sie dem weiblichen Geſchlecht dieſe Fähigkeit abſprechen?“ rief Emma lebhaft. „Dann ſage ich Ihnen, Sie verkennen uns und Sie thun uns unrecht!“ Und mit einem Eifer, wie er uns zu überkommen pflegt, wenn wir unſere innerſten Ueberzeugungen ausſprechen, fuhr ſie fort: „Wir ſind fähiger, als die Männer, unſere Pflichten zu lieben und darin das Glück unſeres Lebens zu finden! Wir ſind genügſam, wir beſchränken uns gern und leicht — wir freuen uns an dem, was uns beſchieden iſt, mit unerſchöpflichem Wohlgefallen. Das iſt nicht die Ausnahme, wie Sie vielleicht denken mögen, ſondern die Regel. Betrachten Sie doch ohne Vorurtheil die gebildeten Frauen — Sie werden mir Recht geben müſſen! Ja, betrachten Sie die Frauen aller Stände! Der Familie zu leben und in der Sorge für ſie aufzugehen, das iſt das Ziel und das höchſte Glück der meiſten! Wahrlich, man ſollte endlich aufhören, jenes alte Märchen zu wiederholen, wonach gerade die Frauen nicht fähig ſein ſollen, dem Verbotenen zu widerſtehen: — es iſt durch die That widerlegt!“

In dem braunen Satyrgeſicht des Profeſſors war ein eigener ernſter Schein aufgegangen; — mit dem Lächeln unwillkürlichen Beifalls rief er: „Im Grunde haben Sie Recht — und ich will mich für beſiegt erklären! — Sie ſollten eine Lehrerin werden! Vorſteherin

einer großen Erziehungsanſtalt! Sie fechten Ihre Sätze durch und überzeugen! — Einverſtanden?“ ſetzte er zum Acceſſiſten hinzu.

„Vollkommen!“ erwiderte dieſer.

Alfred ſchwieg. Er hatte zuletzt für ſich hingeſehen und war in dieſer Stellung verharrt. Nach dem Worte des Freundes. erhob er das Haupt und richtete auf Emma einen Blick des Beifalls, der unwillkürlich die Art der Zärtlichkeit annahm. Das Mädchen bemerkte ihn — und wurde roth. Dieſer Erfolg ihrer Rede ſchien ihr nicht erwünſcht zu ſein und nicht zu ſchmeicheln! In ihren Buſen kam eine Bewegung, und aus ihren Zügen ſprach ein Ernſt, der an Indignation ſtreifte. Sie wendete ſich nach einem unverkennbaren Blick auf Alfred zum Acceſſiſten, der in der Mitte ſtand, und ſagte: „Erlauben Sie mir, daß ich nochmal auf unſer erſtes Geſpräch zurückkomme. Wir fingen damit an, uns über den Clavigo zu unterhalten, und welche Gefühle ſolch' ein Charakter in uns erwecken muß. Mein Urtheil über dieſen und ähnliche Goethe'ſche Charaktere werden Sie jetzt um ſo begreiflicher finden. Wenn ich ſchon den Frauen zumuthe, ihre Pflicht zu lieben und eine unedle Neigung zu beſiegen, ſo kann ich das offenbar noch mehr von den Männern verlangen. Einen Mann, der ſich von launiſchen Gefühlen regieren läßt und die gelobte Treue bricht, weil das, was ſein iſt, keinen Reiz mehr für ihn hat, ſondern etwas Anderes

— einen ſolchen Mann kann ich nicht achten, und wenn er unglücklich wird, nicht bedauern!“

Die Wirkung dieſer Worte war groß. Auch der Profeſſor, der doch nicht wußte, um was es ſich handelte, erhielt eine Ahnung von der Abſicht, die ihnen zu Grunde lag. Alfred und der Vertraute wurden in die Seele getroffen. Beide gaben ſich Mühe, nicht zu verrathen, daß ſie verſtanden hatten; aber nur dem letzteren gelang es; Alfred ſtand erblaßt und ſein Mund bebte.

Mit einem Tone, der einen Klang von Trauer hatte, ſagte das Mädchen: „Herr Profeſſor, Sie wollten mich heute Ihrer Couſine vorſtellen: darf ich Sie jetzt bitten?“ — Galant bot ihr der Angeredete den Arm, ſie verneigte ſich und ging mit ihm hinweg.

Die Freunde ſtanden eine Weile ſchweigend. Dann ſagte Alfred aufgeregt, mit tiefer Bitterkeit: „Du ſcheinſt heute wieder einmal über mich referirt zu haben! Die Meinung dieſer Dame bei dem an und für ſich ganz überflüſſigen Schluß war doch handgreiflich! Sie fürchtet, ich möchte den Clavigo ſpielen — oder den Weislingen! — Wie kommt ſie darauf?“

„Freund Alfred“, erwiderte der Vertraute mit Ernſt, „ich brauche nicht zu läugnen, was von Dir geſprochen worden iſt. Sie hat mich nach Antonie gefragt, und ich, ich kann nicht lügen. Ich hab' alſo geantwortet, daß das gute Mädchen geängſtigt und traurig ſei —

weil Deine Liebe zu ihr in der letzten Zeit merklich abgenommen habe!"

„So!" versetzte Alfred. „Sehr freundschaftlich! Ganz wie ein Mann handeln muß, dem man sein Vertrauen geschenkt hat! — Hast Du vielleicht gegen sie auch die Vermuthung ausgesprochen, daß ich das Mädchen zu verlassen gedenke, um mein Glück zu versuchen bei einer Andern?"

„Nein!" erwiderte jener mit Nachdruck.

„Das ist alles Mögliche", rief der Gereizte mit höhnender Ironie. „Du bist ein wahres Muster von Discretion!" — Nach kurzem Schweigen fuhr er fort: „Also hat man diese Vermuthung sich selbst gestattet und gleich die nöthigen Vorkehrungen getroffen — mit einer Ueberlegtheit, die einem vollendeten Diplomaten Ehre machen würde! Nun, wenn sie bewirken wollte, daß in meinem Herzen gegen sie keine Neigung aufkomme, so kannst Du ihr sagen, daß ihr dies vollständig gelungen ist! Verstand und Moral und Grundsätze, daß ein ganzes Nonnenkloster damit versorgt werden könnte! Und zugleich ein Bevormundungstrieb, welchen der Professor auf den richtigen Posten gewiesen hat! Directrice eines Erziehungsinstituts: dafür ist sie geboren! Aber sie soll ihre Predigt nicht umsonst gehalten haben! Die Dummheit, zu der ich mich so eben noch habe verleiten lassen, soll die letzte sein! Ich bin nicht der Mann, zu lieben, wo ich verachtet werde!

Nur eine leiſe Andeutung davon, und die letzten Spuren von Schwachheit ſind mir aus der Seele getilgt. Sie hat Recht, die weiſe Donna! — und ich meinerſeits will für eine neue Beſtätigung ſorgen. Wenn ich es machen wollte, wie der Weislingen, dann wär' ich nicht nur ſo ſchlecht wie dieſer, ſondern noch viel ſtupider!"

Der Freund ſchwieg. Alfred, ohne ihm die Hand zu geben, ſagte: „Ich begehe meinen „Abſchied vom Garten" jetzt ſchon! Gott befohlen! — Ich bin gründlich geheilt von der guten Geſellſchaft!"

VIII.

In zornig ſtolzer Aufregung verließ Alfred den Garten. Die Entrüſtung hielt ſeine Seele noch eine Weile auf der Höhe. Nach und nach aber ſanken die Wogen in ſeinem Innern — und ein anderes Gefühl erlangte die Oberhand.

Er war von dem Mädchen, der er wahre Hochachtung, Verehrung gewidmet, aufs tiefſte gekränkt worden! Was hatte er gethan, daß ſie ihm ſo begegnen konnte? Was gab ihr ein Recht, ihn mit einer Verachtung von ſich zu weiſen, als ob er ein Verbrecher wäre?

Sie hatte erfahren, daß er ein bisher geliebtes Mädchen nicht mehr lieben konnte. Stand es ihr zu, ihn darum zu verurtheilen? Durfte ſie ſich herausnehmen, ihm ihre Verdammung, unter dem Schein der Verdammung eines Schauſpielcharakters, ins Angeſicht zu erklären?

Er, obwohl verletzt, hatte auf ſie gehorcht und ſich von der Vertheidigung ihres Geſchlechts ergreifen, begeiſtern laſſen. Er hatte, was er fühlte, durch einen Blick ſeines Auges kundgethan — und war ſchnöde weggeſtoßen worden!

Für Liebe, Verehrung und Dank: Verachtung —

Beleidigung! — die Seele ſchmolz ihm bei dieſen Gedanken — es fing an zu gähren in ihm — Thränen des Zornes und der Scham traten ihm in die Augen.

Unſer Freund wußte nicht und konnte ſich jetzt nicht ſagen, daß der Blick, den er auf Emma gerichtet, etwas an ſich hatte, was ein Mädchen wie dieſe wohl verletzen und erzürnen konnte. Nicht nur lag darin eine Zärtlichkeit, zu der man ihm durchaus kein Recht zugeſtehen konnte, ſondern es ſprach zugleich das Selbſtgefühl eines Mannes daraus, der gewohnt war, zu ſiegen! Der Beifall, den er ihr ſpendete, hatte etwas unbewußt Vornehmes; der Mann, der einem Schwachen glich, nahm ſich heraus, was ein Starker nicht gedurft hätte! —

Von alledem hatte Alfred keine Ahnung; darum fühlte er ſich jetzt unerklärlich beleidigt und ſah in Emma den Hochmuth und despotiſchen Sinn einer verwöhnten Unwiderſtehlichen. Sie war ſchön und geſcheidt in einem Maße, daß ſie ſich für einen Mann zu gut und über Liebe erhaben fühlte! Sie hatte alle Eigenſchaften, einen Mann glücklich und ſtolz zu machen, mit Ausnahme jener einzigen, die allen übrigen erſt Werth giebt: ſie hatte keine weiblich hingebende, liebende, liebeſchöne Seele!

Gottlob — ihm diente ſie zu etwas! Er erkannte an ihr, worauf es bei einem Weibe ankam! — Er hatte es gewußt und ſich's geſagt; aber es hatte doch

nur oberflächlich in seiner Seele gestanden und keine Wurzel gefaßt. Jetzt war es in die Tiefe gedrängt, Inhalt seines Wesens, Lebensüberzeugung geworden!

Alles ist Flitter und Nebensache — nur Eines ist Alles und Hauptsache: die Liebe, die das Weib mit unwiderstehlicher Macht an Dein Herz führt! Die Liebe, die Du in ihr erregt hast und die für Dich bebt und lodert! — Das Weib, das Dich liebt, diese ist für Dich bestimmt, und diese allein wird Dich glücklich machen! Diese nur ist schön und gut, und diese nur dauert aus in Güte und Schönheit!

Vor seine Phantasie stellte sich Toni mit aller Innigkeit, die sie in den holdesten, glücklichsten Momenten gegen ihn bewiesen hatte. Mitleid sprach aus ihren Mienen — Liebe, Vergebung! — Heftig und glückselig schlug sein Herz. Er sehnte sich ihr entgegen; — er sah sie in der glänzenden Schönheit der Liebe, er liebte sie! Die Verdunkelung seines Geistes war gewichen; sein unverständiges Herz war verständig geworden und fähig des Glücks — Gottlob, er besaß es, und er wußte und fühlte, was er besaß! —

Wie an jenem ersten Tage ging er dem Dorfe zu — unwillkürlich und wollend! — Ihr, der Geliebten, hätte der erste Besuch gelten sollen! Sie allein verdiente ihn! Indeß — es war besser so! Das Schicksal hatte es in seinem Namen anders — klüger eingerichtet!

Die Nacht war gekommen; aber vom wolkenloſen Himmel ſchien der Mond, der geſtern voll geweſen, und goß ein Licht aus, das in die Gefühle des Liebenden wunderbar einklang. Dunkel und Klarheit, ſich wechſelſeitig mildernd — ein ſanftes Reich der Schatten — Elyſium, wo Glück herrſchte, aber ſtilles, innerliches, das Glück in Gedenken und Ahnung! —

Da ſtand das Haus! Niemand erwartete ihn jetzt — er kam unverhofft und er kam mit dem Vorſatz der Entſcheidung! — Entſchloſſen trat er hinein.

In der Flur traf er den Wirth, der mit einer brennenden Kerze in die Bauernſtube gehen wollte. Er grüßte den Alten, wie man nach längerer Abweſenheit einen Bekannten grüßt. Jener erwiderte! „Sie ſind auch wieder da, Herr Aſſeſſor? Freut mich!“ Und ohne ſich weiter aufzuhalten, ging er in die Stube.

Alfred ſah ihm nach. Aus dem vollen braunrothen Geſicht hatte um ein Gutes weniger Freundſchaft geſehen wie ſonſt und zugleich eine Art von ſpöttiſchem Lächeln. Indeſſen — wie die Dinge ſtanden, war's erklärlich.

In der Herrenſtube ſah der Eingetretene an dem Tiſch in der Ecke nur einen von der Geſellſchaft — den Regiſtrator. Er ging auf ihn zu und ſprach nach gewechſelten Grüßen ſeine Verwunderung aus, ihn allein zu finden! Der alte Herr erwiderte nicht ohne Befangenheit: „Ja, ſo geht's in der Welt! Alles nimmt ein

Ende und oft ſchneller als man denkt! — Der Hauptmann iſt verreiſt, der Oberaufſchläger iſt unwohl, und die anderen Herren ſind ſo weggeblieben! — Ob wir uns wieder zuſammenfinden, wie dieſen Sommer, das iſt die Frage!“

Alfred machte eine bedauernde Bewegung, ſetzte ſich und ſah umher. Wo war Toni? — Die Thüre ging auf — es kam die Schweſter und ſtellte ſein Glas mit einem „Wohl bekomm's“ auf den Tiſch. Alfred dankte und ſagte: „Wo iſt Toni?“

„Ich weiß wirklich nicht, wo ſie g'rad iſt“, erwiderte die Schweſter.

„Sie iſt doch zu Hauſe?“ entgegnete er.

„O ja“, verſetzte ſie, nickte grüßend und ging hinweg.

Er fand es um Vieles anders, als er ſich's vorgeſtellt hatte! — Sie waren verſtimmt und trutzten mit ihm — die ganze Familie!

Toni kam nicht! — Sie war ihm alſo böſe, ernſtlich böſe! Sie trug's ihm nach — ſie zog ſich zurück! — Er hatte ſchwereres Spiel mit ihr, als er ſich's gedacht!

Schweigend und düſter ſaß er da. Der Regiſtrator ſchien durchaus keinen Beruf zu fühlen, ihn durch Unterhaltung aufzuheitern; er ſchwieg und kaute mit einem Eifer Brod, als ob er zeigen wollte, daß es ihm jetzt unmöglich ſei, zu reden.

Alfred erhob ſich. Die Ungewißheit, in der er ſich befand, die Unruhe, die ihn erfüllte, litten ihn nicht auf dem Stuhle. Er mußte hinaus — in die Luft! — Er verließ die Stube und ging durch die Hinterthüre in den Garten.

Die Wipfel der Bäume rührten ſich und glänzten ſilbern im Schein des höher ſtehenden Mondes. Die Zauber der ſchönen Nacht übten auf Alfred ihre Wirkung. War die Schönheit doch beſeelt durch die Erinnerung, die ihn ſchmerzlich und ſüß bewegte! — Er ging umher und ſann und ſchaute. — Plötzlich ſtand er und ſtarrte nach einer Seite, als ob er etwas Unglaubliches geſehen! War es —? Nein, es war nicht möglich! — Und doch — ja, ja, es war keine Täuſchung! Wie entfernt noch, die Geſichter waren vom Strahl des Mondes beſchienen — — es war Toni und ein ihm unbekannter junger Mann — Arm in Arm!

Unbeſchreiblich erregt, bebend, mit heftigen Schritten ging Alfred auf ſie zu. Jene, das Geräuſch vernehmend, traten auseinander und ſahen dem Kommenden entgegen: beide ruhiger, als man hätte erwarten ſollen! Als das Mädchen ihn erkannte, floß doch eine Röthe über ihre Wangen, und ihr Kopf ſenkte ſich mit einer gewiſſen Befangenheit. Alfred, fühlend, welche klägliche Rolle er ſpiele, machte eine heroiſche Anſtrengung, um ruhig zu bleiben. Mit einer ſo höflichen Ironie als möglich, ſagte er: „Ich bitte um Verzeihung! Ich habe

Sie geſtört, aber ganz gegen meine Abſicht! — Hätt' ich irgend vermuthen können —"

Toni hatte ſich gefaßt und erwiderte, auf den jungen Mann deutend: „Es iſt mein Vetter, Heinrich Ender!"

„Ah!" rief Alfred; „dann iſt's begreiflich! Vetter und Bäschen können wohl im Mondſchein ſpazieren gehen und ſich liebkoſen!"

Toni, mit einem Ausdruck von Unwillen, der nicht ohne Würde war, entgegnete: „Wenn Sie ſpotten wollen, Herr Aſſeſſor, dann will ich's nur lieber gleich ſagen: dieſer Herr hier iſt nicht nur mein Vetter — er iſt mein Bräutigam! — Und wenn wir miteinander ſpazieren gehen, ſo glaub' ich, hat Niemand das Recht, uns einen Vorwurf zu machen!"

Das war ein Schlag! — Sonderbar! Noch vor wenigen Stunden hätte die Nachricht, daß Toni ſich mit einem Andern verlobt habe, auf Alfred nichts weniger als einen erſchreckenden Eindruck gemacht! Jetzt aber war er dagegen völlig unbewaffnet. Er fühlte ſich im erſten Moment wie vernichtet! Alle verſchmähten ihn, wendeten ſich von ihm, flohen ihn! Er war verachtet, mißhandelt, betrogen, wohin er ſchaute! — Unſägliche Beſchämung ergriff ihn, ſchneidendes Weh ging ihm durch die Seele! — Und wenn er ſich früher allzuſicher gefühlt hatte und mit übergroßem Selbſtbewußtſein durch die ſchöne Welt gegangen war, jetzt büßte er dafür — über alle Maßen.

Er hatte keine Wahl. Er mußte ſeiner Erſchütterung Herr werden. Zu dem Willen kam der Zorn und der Stolz, und es gelang ihm. Nach einer todtenſtillen Pauſe ſagte er: Ich wünſche Glück, Fräulein! — Wenn ich im erſten Moment betroffen war, dürfen Sie mir das nicht übel nehmen! Sie werden zugeben, es kam für mich unerwartet! Den Herrn Bräutigam habe ich nicht bloß nie geſehen, ich hab auch nie von ihm gehört!“

Toni, mit dem Ernſt einer Seele, die in ihrem Recht iſt, entgegnete: „Wir kennen uns lange! Seine Mutter hat einen Gaſthof in ** “ (ſie nannte eine kleine Stadt in der Nähe). „Er iſt zwei Jahre in der Fremde geweſen und vor Kurzem heimgekommen, um das Geſchäft zu übernehmen.“

„Und da hat er ſich“, verſetzte Alfred mit bitterem Accent, „gleich die beſte Gaſtgeberin ausgeſucht in der ganzen Gegend?“

„Ich glaube“, entgegnete das Mädchen, „ich paſſe dazu!“

Eine neue Stille folgte. Dann ſagte Alfred: „Nun, meinen Glückwunſch hab' ich abgeſtattet — und jetzt will ich nicht länger läſtig fallen! — Adieu!“

Er wandte ſich, um zu gehen

Toni hatte bewegt für ſich hingeſehen. „Herr Aſſeſſor“, rief ſie nun mit einem Nachdruck, der eben ſo viel Befehlendes wie Bittendes hatte, „bleiben Sie!

— „Heinrich“, ſagte ſie zu dem jungen Mann, „ich hab' mit dem Herrn zu reden — laß' uns allein!“

Der Bräutigam — blond, von rundem und rothem, hübſchem Geſicht, mit einer gewiſſen Eleganz in ſeiner Haltung und merkbarer Sicherheit in ſeiner Miene — hatte ruhig geſtanden. Er war von Toni offenbar unterrichtet. Jetzt gab ſie ihm zum Ueberfluß noch die Hand mit einem Blick, der ihm ſagte: „Du weißt, daß Du Dich auf mich verlaſſen kannſt!“ — und er, mit einer Miene des vollſten Vertrauens, neigte ſich und ging hinweg.

„Herr Aſſeſſor“, begann das Mädchen, „Sie dürfen nicht glauben, daß ich Sie jetzt ſo fortlaſſe! — Sie benehmen ſich gegen mich, als ob ich Ihnen Unrecht gethan hätte — als ob Sie mich verklagen könnten! — Das iſt aber durchaus nicht der Fall, und ich kann nicht dulden, daß Sie mit dieſem Glauben von mir weggehen!“

„Fräulein Toni“, erwiderte Alfred nach kurzem Schweigen gemeſſen, „was ich im erſten Moment geſagt habe, müſſen Sie meiner Ueberraſchung zu Gute halten und mir verzeihen! — Jetzt, wo ich die Sache ruhig betrachte, muß ich Ihnen zugeben, daß Sie die vollſte Freiheit beſaßen, über Ihre Liebe und Ihre Hand zu verfügen. Ich hatte nicht das geringſte Recht mehr darauf —Sie konnten beſchließen und thun, was Sie wollten! — Aber ein Bischen ſchnell, kommt mir's

vor, haben Sie gehandelt, und ſich von der alten Liebe zu einer neuen gewendet!“

„Schnell?“ entgegnete das Mädchen mit einem ſchmerzlichen Vorwurf im Ton.

„Ich meine doch“, verſetzte er, „das iſt der Ausdruck! — Im Lauf einer Woche —“

„Hab' ich eingeſehen gelernt“, rief Toni, „was ich thun mußte, — um meinetwillen — hauptſächlich aber um Ihretwillen!“

Alfred, betroffen, ſchwieg.

„Seien wir aufrichtig mit einander“, fuhr das Mädchen fort, „und ſagen wir uns, wo wir das letzte Mal beiſammen ſind, keine Lügen vor! — Ich habe Sie geliebt, Alfred — und wie, das brauch' ich Ihnen nicht erſt zu ſagen. Ich hab' an Ihnen gehangen mit ganzer Seele, und bin ſo glücklich geweſen — kein Menſch hätte mich von Ihnen losreißen können! Und Sie haben mich wieder geliebt! Es hat eine Zeit gegeben, wo Ihre Liebe zu mir nicht kleiner war, als die meinige — und ich war ſelig und hab' an keinen Andern mehr gedacht, als an Sie! — — Wem iſt aber dann die Liebe vergangen?“ fuhr ſie bitter fort. „Nicht mir, ſondern Ihnen. — Sehen Sie? Sie können jetzt nicht einmal widerſprechen!“

Alfred, in der That, ſchwieg — und verharrte im Schweigen.

Toni betrachtete ihn — und erhob den Kopf.

„Glauben Sie, daß ich einen Mann haben will, der mich nicht liebt? Und wenn mich so Einer heirathen wollte und böte mir Alles an — ich möcht' ihn nicht! — Ich habe nicht nöthig, geheirathet zu werden um Gotteswillen — ich bekomm' schon noch einen Mann, der mich wirklich gern hat, und bei dem die Liebe auch aushält!"

Alfred fand noch immer kein Wort der Entgegnung. Das Herz des Mädchen aber war voll — es mußte überströmen. „Ich hab' es am ersten Abend gemerkt", fuhr sie nach kurzem Innehalten fort, „daß es mit Ihrer Liebe vorbei ist! Kein Wort ist Ihnen mehr von Herzen gegangen! Sie hatten keine Freude mehr bei uns — Alles war genöthigt — Sie mußten sich plagen, nur um eine freundliche Miene zu machen! — Und ich mußte das sehen! Ich! — Ich kann Ihnen sagen, ich war gekränkt, daß ich meinte, das Herz müßte mir zerspringen! — Aber ich hab' doch wieder gehofft! Wenn Ihnen nur wieder ein Bischen Freundlichkeit gerathen ist, dann hab' ich Ihnen wieder geglaubt! — Aber dann hat freilich auch das ein Ende genommen! — An dem letzten Abend, wo Sie bei uns gewesen sind, da hab' ich gesehen, warum Sie mich nicht mehr lieben! Ich habe gesehen, daß Sie eine Andere lieben! — Und den Tag darauf", setzte sie mit gedämpfter Stimme hinzu, „hab' ich diese Andere selbst gesehen!"

Ein Schweigen folgte. Nach einer Weile fuhr ſie fort: „Nun war's aus! Ganz aus! — Ich wußte, daß Sie für mich verloren waren ein für allemal! — Sprechen Sie nichts dagegen, ich bitte Sie! — In meinem ganzen Leben bin ich nicht ſo unglücklich geweſen, wie da — ich glaubte, ich müßte geradezu verzweifeln! — Aber unſer Herrgott hat eine Hülfe für mich bereit gehabt! — Am andern Morgen nach dem Tag, an den ich denken werde, ſo lang ich lebe, kam Heinrich zu uns. Seine Freude, mich zu ſehen — das Bedauern wegen meines Leidens (denn ich gab mich für krank aus und war es auch!) — die Herzensgüte, die er mir zeigte, die Achtung, womit er mich anſah — das iſt ein wahrer Troſt für mich geweſen! Ich hab' doch wieder geſehen, daß man mich ſchätzen kann! — Er hat, wie er uns geſtand, ſeit ſeinem letzten Beſuch bei uns keinen andern Gedanken gehabt, als um mich anzuhalten, und war deswegen jetzt gekommen. Jemand muß ihm von Ihnen geſagt haben, und er hat darum zuerſt mit meiner Mutter geſprochen. Aber die wußte es, und hat ihm geſagt, daß es mit uns aus wäre. Und dann iſt er zu mir gekommen und hat mich gefragt, ob ich ſeine Frau werden wollte. Ich hab's kommen ſehen — und hab' Ja geſagt! Ich habe mir gedacht: nun haſt Du einen braven Mann, der Alles auf Dich hält und bei dem Du auch Deine Ehre haſt; — und Er iſt wieder frei und kann thun, was er will!"

Nach kurzem Schweigen, mit einem Blick auf Alfred, fuhr sie fort: „Hab' ich nicht recht gehandelt? — Hätt' ich etwa zu ihm sagen sollen: warte noch — ich muß mich erst ein halbes Jahr grämen um den Ungetreuen —? — Herr Assessor, zu dieser Gattung von Mädchen gehör' ich nicht — und will auch nicht zu ihnen gehören."

Bewegt, mit allem Selbstgefühl einer Gekränkten, stand sie vor ihm, um dessen traurig geschlossene Lippen ein kaum wahrnehmbares flüchtiges Lächeln spielte. Dann, gelassener, fuhr sie fort: „Seit zwei Tagen bin ich seine Braut. In dieser Zeit hab' ich einsehen gelernt: es ist in jeder Beziehung besser so — und g'rad so hat's kommen müssen! — Ich hab' nicht für Sie gepaßt! — Der Assessor, muß ich Ihnen sagen, hätte mich keineswegs abgeschreckt! Ich hätt' recht gut die Frau eines solchen Herrn werden können! Und wenn mein Mann auch noch weiter hinaufgekommen wäre — darein hätt' ich mich schon gefunden! Aber Sie selbst mit Ihrem ganzen Wesen, Sie sind für mich zu vornehm! Ich bin nicht die Rechte für Sie: — Gott sei Dank, daß das noch zu rechter Zeit aufgekommen ist! Sie hätten immer was an mir auszusetzen gehabt, und mir hätt' immer was gefehlt! Aber für den Mann, den ich jetzt bekomme, da fehlt mir Gottlob nichts; — da hab' ich vielleicht noch etwas mehr, als nöthig ist! — Nun", fuhr sie nach einem

Blick auf ihn fort, „so eine brauchen Sie auch! — Bewerben Sie sich jetzt um sie. Ich wenigstens“, fügte sie mit einem stolzen Verziehen des Mundes hinzu, „ich bin kein Hinderniß mehr!“

Alfred war verwandelt. Jedem Worte, das Toni in dieser ihrer Erklärung sprach, hatte er zustimmen müssen. Die Entschlossenheit, womit sie das angebotene neue Geschick ergriff, war ihm nicht als ein Mangel an Gemüth und Zartgefühl, sondern als die Tugend eines kerngesunden Wesens erschienen. Sie war dazu vollkommen berechtigt; und der Stolz, der sie dazu trieb, war ein guter Stolz.

Unser Freund war in seinem Innersten zu redlich, um irgend zu verlangen, daß die nicht mehr Geliebte, anstatt Herz und Hand eines Andern anzunehmen, um das verlorne Glück hätte trauern sollen. Er wußte, daß der nicht mehr Liebende auch keine Liebe mehr verdient, und daß das Herz, welches einer neuen wirklichen Liebe entgegenkommt, ein rechtfühlendes, rechthandelndes Herz ist.

Toni, durch die Vernunft, Natürlichkeit und Ehrlichkeit ihres Denkens und Verhaltens, hatte seine volle Achtung gewonnen. Er fühlte den ganzen Werth eines solchen Weibes — und fast ein Neid erhob sich in ihm gegen den, der sie die Seine nennen sollte.

„Toni“, begann er nun mit einer Herzlichkeit, deren Bedeutung durch ein gewisses Wanken der Stimme noch

erhöht wurde, „Sie haben recht gehandelt! Sie ſind rein von jeder Schuld — ich allein habe gefehlt! Wenn ich nun unglücklich werde und ohne Freude, ohne Befriedigung durch's Leben gehe, ſo hab' ich Niemanden anzuklagen, als mich ſelber!“

Dieſe Worte und der Accent, womit ſie geſprochen wurden, trafen das Mädchen in die Seele. Sie hatte ein ſolches Zugeſtändniß nicht erwartet, und die Trauer, womit es gemacht wurde, rührte ſie. „Nun“, erwiderte ſie, „wenn Sie das ſelber ſagen, dann iſt's gut. Aber, daß Sie jetzt unglücklich werden, das will ich nicht glauben! Im Gegentheil — jetzt können Sie gerade glücklich werden!“

Alfred machte eine verneinende Bewegung.

„Warum denn aber nicht?“ fuhr Toni fort. „Sie können ja nun um Diejenige anhalten, die Sie lieben!“

Alfred erwiderte mit einem Laut ſchmerzlicher Ungeduld: „Toni, Toni, Sie wiſſen nicht, was Sie reden!“

„Wie“, entgegnete das gute Mädchen mit ernſtlichem Antheil, „iſt ſie alſo nicht mehr frei? Iſt Ihnen ſchon Einer vorgezogen?“

Alfred ſchüttelte den Kopf. „Laſſen wir das!“ rief er.

„Aber wenn das nicht iſt“, verſetzte Toni, „warum ſind Sie dann muthlos? Warum thun Sie ſo verzweifelt —“

„Sie iſt erhaben über die Liebe!“ fiel Alfred heftig ein. „Sie hat Verſtand und Klugheit und Weisheit, aber kein Herz! Sie überſieht uns und ſieht über uns hinweg — wir ſind nicht werth, daß wir den Saum ihres Kleides berühren!“

Toni ſah ihn an; dann ſchüttelte ſie das Haupt. „So hat ſie mir nicht ausgeſehen!“ entgegnete ſie. „Ich glaube mich auch auf Geſichter zu verſtehen; und ich behaupte, die da, die kann lieben, ſo gut wie irgend eine! — Wenn es an weiter nichts fehlt, dann, glaub' ich, brauchen Sie nicht zu verzagen!“

Alfred, mit ſchneidendem Ernſt, erwiderte: „Toni, Sie ſind gut, daß Sie mich tröſten wollen! Aber Sie reden ohne Kenntniß der Verhältniſſe! — Dieſes Mädchen hat mich bereits in einer Weiſe beleidigt, daß es für mich Ehrenſache iſt, ſie nicht mehr als vorhanden zu betrachten. — Sprechen wir nicht mehr von ihr — nicht eine Silbe!“

Toni, durch dieſe Entgegnung erſchreckt, ſah ihn an und ſchwieg ſtill.

Alfred trat näher zu ihr, ergriff ihre Hand und ſagte: „Ich habe Sie verloren — und ich weiß, was ich an Ihnen verloren habe! Allein ich hab' es nicht beſſer verdient, — und mitten in dem Leid über meinen Verluſt empfind' ich wahre Zufriedenheit über Ihr Glück! Sie werden glücklich ſein, Toni! Sie haben es verdient; — die Wünſche aller guten Menſchen

ſind mit Ihnen — und ſie werden in Erfüllung gehen!“

Toni, gerührt, drückte ihm die Hand.

Alfred betrachtete ſie und ſeine Augen wurden feucht. „Toni“, ſagte er feierlich bewegt, „wir dürfen ſo nicht von einander ſcheiden. Wenn das Glück der Liebe für mich dahin iſt, ſo will ich nicht auch die Freundſchaft verlieren. Freunde können Diejenigen ſein, die ſich wechſelſeitig achten. Ich ſchätze Sie von ganzem Herzen, ich ſchätze Sie hoch; — und Sie, nachdem ich Ihnen das aus vollſter Seele geſagt habe, Sie werden mich nicht verachten wollen!“

„Nein, Alfred!“ rief das Mädchen. „Nein! In keiner Weiſe! — Und“, ſetzte ſie leiſer hinzu, „ich werde Sie nie vergeſſen!“

Alfred dankte ihr mit einem wehmüthig zärtlichen Blick. Er legte ſeinen Arm um ihren Hals, küßte ſie auf die Stirn, die ſie ihm entgegenkommend bot, und ſagte: „Leb' wohl!“

„Leb' wohl!“ hauchte ſie.

Sie ſchüttelten ſich die Hände und Alfred verließ den Garten.

IX.

Wir müſſen uns nun zu einer andern unſerer Perſonen wenden, die, wie zu fürchten ſteht, bei den Leſern noch nicht ganz den Antheil und die Neigung gefunden hat, die ſie verdient.

Es war vier Tage ſpäter — gegen Abend. In einem nicht großen, aber ſchön eingerichteten Zimmer ſaß Emma. Draußen praſſelte der Regen und ſauſte der Wind; und obwohl das Dunkel, das durch die Stube floß, dieſe nicht unheimlich machte, ſo konnte es doch auch keine heiteren Gedanken anregen — es begünſtigte vielmehr trübe, melancholiſche Gefühle.

Das Mädchen ſaß auf einem kleinen Sopha zwiſchen Fenſter und Bücherſchrank. Sie war in Nachdenken verſunken, und man hörte, während ihr Buſen ſich hob und ſenkte, nur ihr leiſes Athmen. Das Geſicht, das wir nur froh, ſicher und überlegen geſehen haben, ſprach eine Sorge und eine Trauer aus, worüber der Geiſt, wie es ſchien, vergebens Herr zu werden trachtete. Wer ſchärfer zuſah, hätte auch etwas von Schuldbewußtſein darin erblicken können.

Um dieſen Seelenzuſtand zu erklären, müſſen wir den Leſer mit der Veränderten näher bekannt machen

und ihre letzten Erlebniſſe von ihr ſelber aus betrachten.

Emma war das einzige Kind ihrer Eltern. Sie verrieth früh eine ungewöhnliche Begabung und zeigte einen Geiſt und eine Auffaſſung, daß der Vater mehr als einmal ſagte: „Wie ſchade, daß es kein Knabe geworden iſt!“ Für ein Mädchen war ihr Lerntrieb in der That faſt zu groß; da er ſich aber mit einer gewiſſen Stetigkeit äußerte und ihr ganz natürlich zu ſein ſchien, ſo kamen die Eltern ihm entgegen und ließen ihr Unterricht in Allem ertheilen, wonach ſie Verlangen trug. So eignete ſie ſich, außer den gewöhnlichen Schulkenntniſſen, neuere Sprachen an, lernte Muſik und Zeichnen, und las, herangewachſen, die beſten deutſchen Bücher, wobei der Vater, der ſelbſt eine ſchöne Bibliothek beſaß, ihr als Rathgeber diente.

Wer ſie beobachtete, konnte keinen Anlaß zum Tadel finden. Sie genügte ihrem Drang nach Bildung mit derſelben Anmuth, womit Andere des Geſchlechts dem Drange genügen, nichts zu lernen und nur flüchtiger Unterhaltung nachzugehen. Bei ruhigem Gemüth und niemals übertriebener Arbeit blieb ſie geſund und entfaltete ſich zu ungewöhnlicher Schönheit. — Die Eltern hatten Urſache, auf eine ſolche Tochter ſtolz zu ſein; und ſie waren es auch.

Als ſie das neunzehnte Jahr erreicht hatte, verlor ſie ihre Mutter. Sie zog ſich ganz und dauernd von

den Vergnügungen ihres Alters zurück und lebte ausschließlich der Familie. Der Vater hatte seine verwittwete Schwester zu sich gerufen, damit sie dem Hause vorstehe. Diese war aber mehr bequem als herrschbegierig, theilte das Regiment bald mit Emma und gewöhnte sich nach und nach daran, mehr ihr zu folgen, als sie zu führen.

Unter diesen Umständen bildete das Mädchen in sich eine entschiedene Selbstständigkeit aus. Die Lektüre wurde eifrig fortgesetzt. Sie las nicht nur poetische, sondern auch historische, kulturhistorische, ästhetische und moralische Werke, wie sie heutzutage dem Verständniß weiterer Kreise geboten werden. Sie urtheilte, unterschied und machte sich einen Begriff von dem Besten, was in Dichtung und Erkenntniß geleistet worden ist.

Bei alledem war und blieb sie doch nur Weib. Sie eignete sich Alles, was ihr Interesse einflößte, nur für sich, zu ihrer eigenen Bildung an. Alles wurde für sie nur ein Schmuck, und hinter Allem, was sie gelernt hatte, stand die weibliche Seele, die sich daran erfreute und es nur zu schönem Spiele handhabte.

Kein schriftstellerischer Trieb, wie er gegenwärtig in begabten Frauen so häufig auftritt, rührte sich in ihr. Eben so wenig ein lehrhafter. — Der Professor, der in ihr die künftige Vorsteherin einer Erziehungs-Anstalt erblicken wollte, hatte ihr wahres Wesen nicht erkannt. Bei allem geistigen Leben war kein Drang in ihr,

nach ihrer Anſchauung Andere zu bilden und ihre Ueberzeugungen in andere Seelen zu verpflanzen. Sie wollte ihre Einſichten erweitern und nur der Schönheit und des Lichtes froh werden, das vor ihrem nachdenkenden Geiſte aufging.

Das Ideal ihres Lebens war, den Mann zu finden, den ſie liebte, und dem ſie mit Allem, was ſie war und hatte, ſich weihen konnte. Für ihn lebte ſie, für ihn bildete ſie ſich! Allerdings fand ſie ihn nicht; aber das ſtörte die Ruhe ihres Gemüthes in keiner Art. Sie hatte in dieſer Beziehung das vollſte Vertrauen; — und ſie durfte es haben!

Wir brauchen nicht zu ſagen, daß ſie, von ihrem erſten Erſcheinen in der Geſellſchaft an, eine gute Zahl Herzen klopfen gemacht hatte. Gar mancher junge Mann kam ihr huldigend entgegen; aber keiner wußte ſie für ſich einzunehmen, und keiner durfte auf die Erfüllung ſeiner Wünſche hoffen. Wenn ihre Schönheit anzog, ſo ſchüchterte ihre Haltung ein oder ſchreckte geradezu ab. Nach und nach kam ſie unter den Bewerbern in den Ruf der Kälte, des Stolzes, des weiblichen Hochmuths — und die Gekränkten gefielen ſich darin, ihr ein Loos zu prophezeien, das die gerechte Strafe ihres Benehmens wäre!

Ihr zweiundzwanzigſtes Jahr war vorüber, als der Vater vom Regierungsrath zum Director in der größeren Kreishauptſtadt aufſtieg. Was ſie in dieſer für Ein-

drücke hervorbrachte, haben wir geſehen. Die neuen Verhältniſſe und Menſchen, die ſie kennen lernte, ermunterten und erfriſchten ihr ganzes Weſen. Sie machte die Beſuche, die ihr die Sitte gebot, mit Vergnügen, und richtete ihre Blicke wieder mit frohem Antheil nach außen. Die Welt, von der ſie ſich zurückgezogen hatte, gefiel ihr wieder.

Als ihr an jenem Abend bei der Präſidentin Alfred vorgeſtellt wurde, hatte ſie ein eigen angenehmes Gefühl. Die ganze Erſcheinung gewann ihre Sympathie und imponirte ihr mehr, als es bis jetzt einem Mann gelungen war. Die Zuſtimmung zu ihren Worten — eine Zuſtimmung, die eine Belehrung einſchloß! — der geiſtvolle Beiſtand, den er ihr gegen den Profeſſor gewährte, freute ſie und ſchmeichelte ihr. Ihr Herz war im Begriff, zu ſeinen Gunſten zu ſprechen, als die Aufklärung, die ſie erhielt, ſie wieder auf ſich ſelber zurückführte. Von einer plötzlich entſtandenen wirklichen Neigung konnte keine Rede ſein. Es wurde ihr leicht, ſich für das gerühmte Naturkind und für ein Liebespaar zu intereſſiren, wovon der Mann ihren Beifall hatte.

Wohl hatte ſie ihren Stolz, unſere Emma! Ihr war es nicht nur lieb, daß ſie das Wohlgefallen, welches Alfred ihr eingeflößt, nicht merkbar kundgegeben, ſondern es freute ſie und ſie war mit ſich zufrieden, daß die Mittheilung des Acceſſiſten über die Gebunden-

heit Alfreds ihre Stimmung kaum auf einen Moment getrübt hatte, und das Vergnügen ihrer Seele, noch dazu mit erhöhtem Schwunge, sofort wiederkehrte. Das Bild des Assessors rückte von ihr weg, in die Ferne! Sie verlor es aber nicht aus den Augen und setzte vielmehr etwas darein, für ihn und sein Schicksal mit schwesterlicher Theilnahme sich zu interessiren.

Nachdem ihr dies nun gelungen war und sie sich als Gönnerin des Paares wohlgefiel, hörte sie, daß der Liebhaber kalt geworden sei und die Liebende, die verlassen zu werden fürchte, sich gräme! — Sie dachte sich in das gekränkte Mädchen hinein — Mitleid erfüllte sie! Alfred hatte seit jener ersten Unterredung sich ihr selber nicht mehr genähert: daß eben sie die Ursache seiner Umwandlung sein könnte, dies zu denken, hatte sie nicht den mindesten Anlaß; und wenn sie sich nun fragte, was an dem grausamen Verhalten gegen eine Jungfrau, wie man sie ihr charakterisirt hatte, wohl Schuld sein möge, konnte sie nur an sträflichen Unbestand, nur an die leichtfertige Gesinnung des Mannes und an den Ueberdruß denken, welchen hingebende Liebe in ihm zu erregen pflegt.

Es war hier eben wieder Einer, der untreu zu werden drohte, wo er allen Grund hatte, treu zu bleiben! — Emma fühlte sich als berufene Vertreterin ihres gekränkten Geschlechts, und sie hielt sich für befugt, den Sündigen durch ihr Urtheil über jene Goethe'schen

Charaktere zu ſtrafen. Als er nun gar die Zärtlichkeit, die einer Andern gehörte, mit Selbſtgefälligkeit ohne Weiteres auf ſie übertragen wollte, da war ſie geradezu beleidigt, entrüſtet, und vollzog den letzten und ſtrengſten Act ihres Gerichts.

Welche Berechtigung zu alledem ſie ſich zuſprechen mochte — nachdem ſie ſich zurückgezogen hatte, war ſie doch keineswegs mit ſich zufrieden. Es kam ihr vor, als ob ſie zu hart geweſen — als ob ſie ſich in etwas gemengt hätte, was ſie nichts angegangen! Ihr Herz kam in eine Bewegung, wie nach Verübung einer That, deren man ſich nicht zu rühmen hat. Ihre Gefühle bekämpften ſich und verwirrten ihr die Seele.

Als ſie im Saal, wo die Geſellſchaft ſich verſammelte, Alfred nicht mehr erblickte, fühlte ſie wahres Bedauern; und wie ſpäter eine ältere Frau in ihrer Nähe fragte, wo denn der Aſſeſſor Mühlenberg hingekommen ſei, wurde ſie roth.

Von Unterhaltung konnte an dieſem Abend keine Rede mehr ſein. Emma erklärte ſich für müde und bewog ihre Tante, früh mit ihr nach Hauſe zu gehen.

Von dem, was Alfred an jenem Abend noch auszuführen gedachte und von dem Geſchick, das ihn treffen ſollte, hatte ſie natürlich keine Ahnung. Sie kannte den, welchen ſie verurtheilt hatte, noch keineswegs ganz und wußte nicht, welcher Gefühle, welcher Entſchließungen er fähig war.

Drei Tage verbrachte ſie zurückgezogen — aufgeregt und beunruhigt. Umſonſt hielt ſie ſich das Unrecht eines Mannes vor, der ein liebendes Mädchen verlaſſen will, gegen die er keinen Grund zur Klage hat! Sie konnte jene erſte Entrüſtung nicht mehr in ſich erwecken! Sie dachte an die Möglichkeit, daß die Erkaltung ein anderes Motiv haben könne, als leichtfertigen Flatterſinn; daß ſie, wenn auch nicht allein verſchuldet, doch mitverſchuldet ſein könne durch das Mädchen! — Ja, einmal ſagte ſie ſich: „Und wenn es ihm begegnet iſt, nichts mehr für dieſes Mädchen zu fühlen, kann er eigentlich was dafür? Kann die Liebe, wie ſie gekommen iſt, nicht auch wieder gehen, und iſt ſie mit Fleiß, mit bloßem Willen feſtzuhalten?“

Wenn ſie dieſen Gedanken wieder bekämpfte und ſich die Tugend und die Stärke vorhielt, die der Treue fähig ſind, ſo hatte er ſich doch neben andern auch in ihr hören laſſen und kam dem Verurtheilten zu Gute.

Am vierten Tage, vor Tiſch, ging ſie durch die Hauptſtraße der Stadt. Aus ihren Gedanken aufſchauend ſah ſie Alfred gegen ſich herankommen. Ihr Herz begann zu klopfen, mit Anſtrengung hielt ſie ihre Bewegung nieder und ſuchte zur Erwiderung des erwarteten Grußes ihrem Geſicht eine ruhige Freundlichkeit zu geben. Die Mühe war überflüſſig. Alfred ging an ihr vorüber, ohne ſie zu beachten. Er ſchien in Gedanken verloren und konnte ſie möglicherweiſe

nicht erkannt haben. Aber das Gewiſſen ſagte ihr: „Er iſt von dir beleidigt — und er haßt dich!“

Alles dies ging jetzt an der Seele des Mädchens vorüber, als ſie Nachmittags allein war. Sie hatte ſich gegen einen Mann etwas herausgenommen, der nicht einmal zu ihren näheren Bekannten gehörte; ſie hatte ſeine Entrüſtung und Feindſchaft ſich zugezogen und ihren Frieden verloren. Sie war in eine falſche, widerwärtige Stellung gerathen, und das Vertrauen zu ſich ſelber, das ihr eine ſo ſchöne Sicherheit gegeben hatte, war aus ihr gewichen. — Und keines der Bücher, die zierlich neben ihr im Schrank aufgeſtellt waren, konnte ihr helfen! Sie nahm eines nach dem andern heraus, um ſich zu zerſtreuen; — es gelang ihr nicht.

Plötzlich ertönte die Klingel; — es klopfte an ihre Thür, und auf ihr „Herein“ erſchien, mit allen Zeichen der Eile, der Profeſſor. Nach einer leichten Kopfneigung ohne Weiteres auf ſie zugehend, rief er: „Wiſſen Sie die Neuigkeit ſchon?“

Emma war aufgeſtanden und ſah ihn betroffen an. „Was iſt geſchehen?“ fragte ſie.

„Unſer Alfred hat Unglück“, verſetzte er. „Seine Geliebte — ſeine Braut — hat ſich mit einem Andern verlobt und denkt mit Nächſtem Hochzeit zu machen!“

Emma war beſtürzt. Höchſt widerſprechende Gefühle gingen durch ihr Inneres. Ohne ihre Aufregung verbergen zu wollen, rief ſie: „Wie iſt das gekommen?“

„Denken Sie", entgegnete der Profeſſor; „von der Präſidentin, letzten Sonntag, ging er direkt zu ſeiner Schönen, um eine ſolenne Verlobung zu begehen!"

„Woher wiſſen Sie?" fiel das Mädchen ein.

„Ich weiß es", erwiderte er. „Ich weiß Alles! — Nicht von ihm ſelber; aber — aus der beſten Quelle!"

Emma errieth die Quelle und fragte nicht weiter.

„Ja, ja", fuhr der Profeſſor mit dem ſarkaſtiſchen Humor fort, der zu ſeiner Phyſiognomie zu gehören ſchien, — „wir ſind neulich gerade nicht ſehr human mit ihm umgegangen! — Ich war unſchuldig! — Aber Sie! — Sie, mein Fräulein?"

„Nun?" fragte Emma mit unſicherer Stimme.

„Der Acceſſiſt hat mir gebeichtet", verſetzte jener. „Der Fall iſt eigen. Wir glaubten einen Mann wegen vermeintlich projectirten Verraths gegen ſeine Geliebte züchtigen zu müſſen. Die Gelegenheit, es sub rosa oder vielmehr in effigie zu thun, war günſtig; — wir benutzten ſie — das Geſchlecht hatte ſeine Rache. Derweil iſt's aber umgekehrt! Als wir auf den vermeintlichen armen Sünder die Pfeile ſchleuderten, die ſein Herz durchbohrten, hatte die Schöne bereits dem neuen Bräutigam (der nebenbei ein hübſcher Junge ſein und einen ganz ſtattlichen Gaſthof beſitzen ſoll!) das Händchen gereicht zum Bunde fürs Leben; und als der arme Geſell zu ihr eilte, um von dem grauſigen Unwetter, das ihn betroffen hatte, ſich unter das Dach

der Liebe zu flüchten, kam er vom Regen in die Traufe! Er traf die Geliebte, um derentwillen er ſich ſo harte Dinge hatte ſagen laſſen müſſen, in den Armen eines Andern!"

Der Profeſſor ſagte dies mit ſeiner Art von Laune; aber auf Emma wirkte es als peinlicher Ernſt. Das hatte noch gefehlt, um ihre Seele in Aufruhr und Verwirrung zu bringen! — Ein Mann war von ihr beleidigt ohne Grund — ohne allen Verſtand und Sinn! — Wohin war ſie gekommen!

Mit geſenktem Haupt und bewegtem Buſen ſchaute ſie zu Boden. Nach und nach gelang es ihr, der Aufregung Herr zu werden, und ſie ſagte: „Wenn es ſo iſt, dann hab' ich ihm Unrecht gethan — und ich bedaure es! Nach dem, was mir mitgetheilt wurde, konnte ich aber nur annehmen, daß ein treues, gutes Mädchen verlaſſen werden ſollte! — Wie kam der Herr Acceſſiſt dazu, mir ſo etwas zu ſagen?"

„Er hat ſich eben auch täuſchen laſſen!" rief jener. „Die Flammen im Herzen Alfreds (wie das eben ſo geht!) waren in der That einigermaßen geſunken, die Schöne hing das Köpfchen — der gute Kamerad ließ ſich rühren, empfand Mitleid, wollte helfen — und wußte nicht, daß ein praktiſches Landkind ſich am beſten ſelber zu helfen weiß!"

Emma ſchwieg. Dann ſagte ſie: „Und wie nimmt es Herr Mühlenberg?"

„Wie ich's von ihm erwartet habe!“ entgegnete der Profeſſor. „Er iſt fertig mit dem Geſchlecht! — Fertig leider auch mit der guten Stadt, wo er ſolche Unbill erfahren mußte! — Er iſt entſchloſſen, um ſeine Verſetzung einzukommen, und wie ich ihn kenne, haben wir ihn geſehen!“

Emma's Geſicht hatte ſich entfärbt; — die letzten Worte trafen ſie ins Herz. Mit leiſem Beben, nach Haltung ringend, ſtand ſie da. Aber eben an dieſer letzten Mittheilung richtete ſie ſich wieder auf. Wenn Alfred Mühlenberg die Stadt verließ, ſo that er es wegen des Verraths, den er erfahren hatte, und nicht wegen einer kränkenden Rede, welche er hatte anhören müſſen. Verglichen mit dem Unrecht, das die Geliebte gegen ihn verübt hatte, war das ihrige gar nichts! Kaum einen Beitrag konnte ſie gegeben haben zu den Mißgefühlen, die ihm den hieſigen Aufenthalt verleideten!

Trotzdem empfand ſie nun ein dringendes Verlangen, ihn wiſſen zu laſſen, daß ſie ihre ungerechte Vorhaltung bereue. Wenn er den Kreis hieſiger Freunde verließ, dann ſollte er wenigſtens nicht ſcheiden mit einer falſchen Meinung von ihr! Er ſollte ſie richtig beurtheilen, wie ſie ihn beurtheilen gelernt!

Aus dieſen Gedanken ſich erhebend, warf ſie einen Seitenblick auf den Profeſſor, der nach Abfeuerung des letzten Schuſſes der Dinge wartete, die da kommen

ſollten. Die Prüfung, die ſie vornahm, ſchien nicht zu ſeinem Gunſten auszufallen; — ſie ſchüttelte den Kopf.

War der alte Hausfreund und wackere Geſelle kein Pedant (wozu er durch ſeinen Beruf einiges Recht gehabt hätte!), ſo war er doch ein Kauz, der mehr nach momentaner Eingebung handelte, als es einem unter Umſtänden lieb ſein kann. — Emma fühlte bei dem Anliegen, das ſie hatte, mehr Vertrauen zu dem jüngeren Manne. Nach einer Pauſe begann ſie zum Profeſſor: „Würde der Herr Acceſſiſt wohl die Freundlichkeit haben, mich auf einen Augenblick zu beſuchen?“

Jener ſah ſie verwundert an. „Er würde ſich natürlich die größte Ehre daraus machen“, ſagte er mit der Ironie beginnender Verſtimmung. Und mit beinahe verlegenem Geſicht fügte er hinzu: „Ich ſoll ihn wohl beſtellen?“

Emma nickte. „Wenn er morgen vor Tiſch mir eine Minute ſchenken könnte, würde ich ihm ſehr dankbar ſein!“

„Schön“, erwiderte der Schulmann. „Sie werden zwar nicht viel mehr erfahren, als Sie jetzt ſchon wiſſen; allein bei dem Intereſſe, das Sie an dieſer Angelegenheit nehmen und das nur immer zu wachſen ſcheint —“

„Ein begangenes Unrecht ganz kennen lernen und wo möglich wieder gut machen zu wollen, iſt, hoff' ich, nichts Tadelnswerthes!“

„Im Gegentheil! — Nur immer gerad' fort auf der Linie des Rechts! Wenn ja der Schritt einmal rechts oder links ein wenig d'rüber hinausirren und ein kleines Fehlerchen gemacht werden ſollte, dann ſogleich angehalten, ſittlich gerügt und feierlich wieder eingelenkt!"

Emma konnte nicht umhin, ihn heiter anzuſehen. „Sie ſagen das mit einem Ton, als ob mein Verfahren nicht Ihren Beifall hätte!"

„Doch!" entgegnete er mit ſchlecht verhehlter Ungeduld. „Außerordentlich! Aber allerdings —"; er hielt inne.

„Nun?" fragte jene.

„Es iſt gut", verſetzte er abbrechend. „Sie ſind die Weisheit und die Tugend und die Beſonnenheit in Perſon! Die Jungfrau, wie ſie ſein ſoll! — Ich beſorge Ihren Auftrag. Adieu!"

Und ohne Weiteres verließ er die Stube.

Emma ſah ihm nach — und zuckte die Achſel. — Sie hielt für gut, nicht nur der Tante, ſondern auch dem Vater von dem, was geſchehen ſollte, ein Geſtändniß abzulegen. Nach der Stellung, die ſie im Hauſe einnahm, erhielt ſie die Erlaubniß, zu thun und zu laſſen, was ſie für nöthig anſehen mochte.

Am andern Tag, um die gewünſchte Zeit, erſchien der Acceſſiſt. Nach der erſten Begrüßung ſagte Emma: „Herr Acceſſiſt, Sie haben mich verleitet, gegen Herrn

Aſſeſſor Mühlenberg einen Fehler zu begehen, der mir leid thut! Helfen Sie mir ihn wieder gutmachen und den Zürnenden verſöhnen!“

Der Acceſſiſt erwiderte: „Was ich thun kann, ſteht Ihnen zu Dienſten. Aber — das Letzte wird ſchwer ſein.“

Emma ſah ihn betroffen, mit einem Schatten auf ihren Zügen an. „Wenn ich ihm erklären laſſe, wie ich dazu gekommen bin! — Wenn ich ihm ſagen laſſe, daß ich bereue —“

„So ſollte das den letzten Stachel aus ſeiner Seele nehmen! — Aber dennoch — ich fürchte, es wird nichts helfen!“

„Nichts helfen!“ wiederholte ſie mit einer Miene des Vorwurfs.

„Denn“, fuhr der Andere fort, „Beides iſt ſchon geſchehen! — Was Sie mir jetzt ſagen, hörte ich geſtern vom Profeſſor. Ich wollte Ihren Wünſchen zuvorkommen und beſuchte den grollenden Achilleus frühmorgens in ſeinem Zelt. Wieder nahm ich die eigentliche Schuld auf mich, ſuchte klar zu machen, wie natürlich Sie dazu gekommen wären, zu ſagen, was Sie dachten und fühlten —“

„Und das machte keinen Eindruck?“

„Keinen verſöhnenden! Er blickte ſo düſter wie zuvor und erwiderte endlich mit bitterer Gelaſſenheit: Es mag ſein! — Aber Das, wie alles Andere, werd' ich bald hinter mir haben!“

Emma war ſtill; ihr Buſen ſchlug. Dann ſagte ſie: „Daß er der Ungetreuen zürnt, iſt natürlich; daß er aber eine herzlich bedauerte, zurückgenommene Kränkung nachträgt, das iſt nicht edel!“

Der Acceſſiſt nickte. „Das Merkwürdige bei der Sache iſt, daß er die Abgefallene nicht nur nicht verdammt, ſondern ihr auch nicht ernſtlich böſe zu ſein ſcheint! Er bekennt, er ſei wirklich kälter gegen ſie geworden; ſie habe an ſeiner Liebe zweifeln können und in ſo fern ein Recht gehabt, eine andere Liebe, zu der ſie Vertrauen empfand, anzunehmen!“

„Das iſt ja außerordenlich milde!“ verſetzte Emma. „Und uns zürnt er?“

„Und ſchweigt mit dem Trübſinn eines verhärteten Menſchenfeindes. Alle Thatkraft und Lebensluſt ſcheint aus ihm gewichen, — er hat keinen anderen Gedanken, als von hier fortzukommen.“

Eine Pauſe folgte. Dann ſagte Emma: „Unter dieſen Umſtänden können wir nichts thun, als ihm glückliche Reiſe wünſchen! — Es thut mir leid, wahrhaft leid! Aber mehr als dieſes erklären und Abbitte leiſten, das kann ich nicht.“

„Sie haben damit,“ verſetzte jener, „mehr gethan, als er erwarten konnte!“

Emma ſchwieg. Dann ſagte ſie: „Nehmen Sie meinen Dank und empfangen Sie meine Vergebung für die Sünde, die Sie mich begehen ließen, wenn auch ich

keine Vergebung erlangen kann. Wir waren Beide getäuſcht — unſere Entſchuldigung wird nicht angenommen — ergeben wir uns!“

Sie reichte dem jungen Manne die Hand; dieſer ſprach nochmal ſein Bedauern aus und empfahl ſich.

Als das Mädchen allein war, ſank der Muth der Faſſung und eine tiefe Beklommenheit bemächtigte ſich ihrer. Wir hängen Alle vom Erfolg ab. Wenn eine unſerer Handlungen Verwirrung ſtiftet, dann ſehen wir ſie ganz anders an, als wenn ſie Glück und Frieden bringt. Wäre unſerer Emma berichtet worden, ihr Verhalten gegen Alfred habe dieſen völlig wieder zu der Geliebten zurückgeführt, ſie wäre ſich jetzt vielleicht groß erſchienen! Der wirkliche Ausgang warf auf ihr Benehmen das abſtoßende Licht der Eigenmächtigkeit, der widerlichen Prätenſion — und mit der Anſchauung deſſelben quälte ſie ihre Seele.

Es half nichts, daß ſie ſich die Motive, die ſie getrieben hatten, und ihre gute Abſicht wieder vorhielt. Sie hatte in das Leben eines Menſchen eingegriffen auf eine bloße Meinung hin, ohne daß ſie ſich von ihm und ſeinen wirklichen Beziehungen vorher die rechte Kenntniß verſchafft; — das war unrecht von ihr — unbeſonnen, und die Art, wie ſie es gethan, unweiblich.

Ihre ganze Lebensführung, ihre Art zu denken und zu urtheilen, fing an ihr zweifelhaft zu werden. War dieſe denn ſo gut, als ſie bis jetzt angenommen? Hatte

ſie ſich ſelber im Vergleich mit anderen Mädchen nicht über Gebühr erhoben? Waren dieſe, wenn ſie an Kenntniſſen und Einſicht hinter ihr zurückblieben, nicht an ſchönern und weſentlichern Eigenſchaften ihr voraus? — Das Vertrauen, das ſie bisher erfüllt hatte, begann zu wanken — und in die Zukunft ſchauend fühlte ſie ein Zagen, das faſt ein Verzagen genannt werden konnte.

Nachdem ſie eine Zeitlang in Unruhe und Schmerzen verbracht hatte, richtete ſie ſich auf. Ihr Geiſt war nicht geartet, dauernd in Trauer zu verſinken. Eine gewiſſe Ruhe der Ergebung nahm Platz in ihr. Aber dieſe Ergebung hatte freilich einen ſchwermüthigen Charakter und wenig Tröſtliches in ſich.

Bei Tiſch theilte ſie dem Vater und der Tante das Mißlingen des Begütigungsverſuches mit und ſprach ihr ernſtliches Bedauern darüber aus. Zum Vater ſetzte ſie mit einem gewiſſen Lächeln hinzu, ſie würde künftig ihre Zunge beſſer im Zaume halten — ſie wäre gewitzigt! Der alte Herr, wenn er dieſem Bekenntniß gegenüber kein Wort des Tadels ausſprechen wollte, ſchüttelte doch mit großem Ernſt den Kopf. Die Tante nahm es leichter. Sie behauptete, Emma habe Alles gethan, was mit Ehren geſchehen mochte; — ſie könne den empfindlichen Herrn ziehen laſſen!

Nach Tiſch kam Beſuch, eine Freundin der Familie mit zwei Töchtern. Sie machte einen Vorſchlag,

der nicht nur Emma, ſondern auch der Tante ſehr überraſchend klingen mußte: nach N. zu gehen und dort Kaffee zu trinken. Das Wetter ſei ſchön und den Kaffee mache die Toni vortrefflich!

Die Frau war offenbar ohne alle Kunde von den eigenthümlichen Beziehungen Emma's zu Toni.

Frau von Helming lächelte. Emma ſtand einen Moment nachdenklich, dann ſagte ſie: „Wie meinſt Du, Tante? Wollen wir den Spaziergang machen? Ich wäre dafür."

Die Einladung wurde angenommen.

Auf dem Wege zeigte das Mädchen eine begreifliche Aufregung. Sie fühlte ein ganz beſonderes Verlangen, Toni zu ſehen und womöglich aus ihrem eigenen Munde Aufklärung zu erhalten über ihr Verhältniß zum Aſſeſſor und die Art, wie es gelöſt wurde.

Im Wirthshaus angelangt, verfügte man ſich in die obere Stube. Toni erſchien, um ſich nach den Wünſchen der Herrſchaften zu erkundigen. Emma, unter dem Schein unbefangener Reden, betrachtete die ihr ſo vielfach intereſſant Gewordene — und ſie erhielt eine Ahnung von ihrem Weſen und Charakter. Die Wirthstochter, der Nebenbuhlerin Antwort gebend, war bei aller Höflichkeit gemeſſen und zeigte ein ruhig ernſtes Selbſtgefühl, wie es nur bei einem reinen Gewiſſen beſtehen kann.

Die Neugierde Emma's konnte ſich durch dieſe Beobachtung nur ſteigern.

Als Toni den Kaffee brachte, knüpfte ſie ein Geſpräch mit ihr an und war dabei ſo gewinnend, daß die Gute nach und nach zutraulicher wurde. Als einmal das braune Auge mit einem gewiſſen Blick des Verſtändniſſes in das blaue ſah, drückte Emma den Wunſch aus, mit der Tochter des Hauſes einen Gang durch den Garten zu machen. Toni erklärte ſich dazu bereit.

Unten betrachtete man zuerſt die einfachen Anlagen. Emma lobte ſie und fand es begreiflich, daß die Herren aus der Stadt hierher ſo gern ihre Spaziergänge richteten! Auf dieſe Bemerkung antwortete Toni mit einem flüchtigen Lächeln und einem Ausdruck von Zurückhaltung. Die Abſicht der Städterin war dem klugen Dorfkinde kein Geheimniß mehr, ſie fand ſich aber nicht bewogen, ihr entgegenzukommen.

Jene mußte einen Entſchluß faſſen. „Wiſſen Sie denn ſchon", ſagte ſie plötzlich, „daß einer Ihrer Gäſte, der Aſſeſſor Mühlenberg, die Stadt verlaſſen will?"

Toni ſah ſie überraſcht und fragend an.

„Ein Freund von ihm", fuhr Emma fort, „hat mir geſagt, daß er geſonnen ſei, um ſeine Verſetzung einzukommen."

„Ich habe nichts davon gehört", erwiderte Toni mit Ernſt; „aber ich begreif' es!"

Nun konnte Emma nicht mehr an ſich halten. „Und das läßt Sie ſo ruhig?“ rief ſie, indem ihre Wangen ſich zu färben begannen.

Toni maß die Fragende mit den Augen; dann ſagte ſie: „Wenn etwas geſchieht, was man ſelber ſchon ſo gedacht hat, dann kann man ſich nicht übermäßig verwundern!“

Emma ſchüttelte den Kopf und erwiderte faſt mit einer Miene des Vorwurfs: „Man kann aber doch annehmen, daß Sie, Fräulein Toni, an dieſem Entſchluß gar ſehr betheiligt ſind! — Verzeihen Sie, wenn ich davon rede; aber es iſt ja ſtadtkundig!“

Toni verzog den Mund nicht ohne Ueberlegenheit. „Man täuſcht ſich eben!“ verſetzte ſie. „Wenn Herr Mühlenberg nicht mehr in der Stadt bleiben will, ſo bin ich daran vollkommen unſchuldig!“

Emma betrachtete ſie mit Erſtaunen. „Aber man nimmt doch allgemein an —“, rief ſie und hielt fragend inne.

„Weil man nicht weiß“, fuhr Toni fort, „was zwiſchen uns vorgefallen iſt! — Wir haben uns gegeneinander ausgeſprochen, und ſind als gute Freunde von einander geſchieden. Er hat mir zugeben müſſen, daß er mir in keiner Art einen Vorwurf machen kann, daß er an dem, was geſchehen iſt, allein die Schuld hat — und er beklagt ſich nun auch gar nicht über mich!“

„Was iſt denn aber dann die Urſache? rief Emma, ſchon nicht mehr ohne Befangenheit.

Toni ſchaute ſie ruhig, durchdringend an. „Iſt das ſo ſchwer zu errathen?“ entgegnete ſie mit einem leichten Achſelzucken. „Sie, Fräulein, wenigſtens ſollten darauf kommen!“

Das war klar. Emma, die ſich erkannt und angeſchuldigt ſah, wurde roth. „Sie deuten auf mich“, ſagte ſie dann, „und ich ſehe, daß Sie mehr wiſſen, als ich geglaubt habe! Wie kann aber das, was er von mir erfahren hat, ihn zu dem Entſchluß bringen, die Stadt zu verlaſſen? Ich habe davon gar keine Vorſtellung! Allerdings hab' ich ihm Unrecht gethan! aber ich habe es ihn wiſſen laſſen und habe es zurückgenommen, was kann er mehr verlangen?“

Toni ſchwieg, indem ſie mit einem Hauche von Spott für ſich hinſah.

Emma fuhr fort: „Mein Schickſal iſt wahrhaftig eigen! Ich mache zufällig die Bekanntſchaft dieſes Herrn; die Rede kommt auf ſein Verhältniß mit Ihnen; ich höre von ſeinen Freunden Ihr Lob und ich intereſſire mich für Sie, ohne Sie zu kennen. Eine Zeit darauf ſagt man mir: der Herr ſei kalt gegen Sie geworden und drohe Sie zu verlaſſen, obwohl Sie ihm in keiner Weiſe einen Grund dazu gegeben! Darüber werde ich böſe — ich bin nun einmal ſo, daß mich ſolcher Leichtſinn, ſolche Gewiſſenloſigkeit aufbringt! —

und als ich eine Gelegenheit finde, ihm meine Meinung zu ſagen, laſſ' ich ſie nicht unbenützt. Ich hab' mich Ihrer angenommen gegen ihn: das iſt mein ganzes Verbrechen!"

Toni horchte hoch auf. Da ſie an der Wahrheit des Geſagten nicht zweifeln konnte, ſo rief ſie mit dem Tone der Ueberraſchung und Erkenntlichkeit: „Das haben Sie gethan?" Und ſie richtete auf Emma einen faſt zärtlichen Blick. „Dafür dank' ich Ihnen", rief ſie, „von Herzen!" — „Aber ſonderbar!" fuhr ſie fort. „Wahrhaftig ſonderbar! Er hat etwas verdient — ihm hat etwas gehört; aber daß Sie es thun mußten! — daß er das hören mußte von Ihnen, das iſt doch wirklich auffallend!"

„Ich hätte allerdings beſſer gethan", bemerkte Emma, „in dieſe Angelegenheit mich gar nicht zu mengen. Wenn ich hätte ahnen können, was ich jetzt weiß, dann würde ich mich wohl gehütet haben, ihn mit meinem Urtheil über ſein Benehmen zu verletzen. Aber, wie geſagt, ich hab' mich gegen ihn entſchuldigt; und daß er nun um meinetwillen ſeine hieſige Stellung und ſeine Freunde verlaſſen will, das iſt geradezu unglaublich!"

„Es iſt doch ſo", verſetzte Toni.

Jene machte eine Bewegung der Ungeduld. „Dann iſt er von einer unbegreiflichen Empfindlichkeit!" rief ſie.

Das Dorfkind betrachtete die Erregte. „Fräulein", ſagte ſie, „Ihre Reden klingen aufrichtig und ich kann

nicht daran zweifeln, daß Sie denken, wie Sie ſprechen. Aber wenn Sie mir's nicht übel nehmen wollen, ſo muß ich Ihnen doch ſagen, daß ich in dieſer ganzen Sache Sie nicht begreife! Haben Sie denn nie bemerkt, wie es mit dem Herrn Aſſeſſor eigentlich ſteht? — Iſt Ihnen nicht einmal eine Ahnung davon gekommen?"

Emma, durch Wort und Blick Toni's betroffen, ſchwieg. Ihr Herz fing an zu pochen — ſie ahnte die Wahrheit!

Toni betrachtete ſie und nickte. „Es ſcheint doch", rief ſie; — „wenigſtens jetzt kommt Ihnen ein Schein davon! — Ja, ja", fuhr ſie fort, „es iſt uns Allen ſonderbar gegangen bei dieſer Geſchichte — auch dem Aſſeſſor! Sie haben ihm harte Reden gegeben, weil er gegen mich kalt geworden ſei! Wer iſt denn aber daran Schuld geweſen? Niemand anders als Sie!"

Die Wangen Emmas überdeckten ſich mit glühender Röthe. „Ich?" rief ſie faſt auffahrend. „Aber ohne alle Abſicht von meiner Seite —!"

„Dadurch wird's nicht anders", verſetzte Toni. „Er hat Sie geſehen — und ich bin ihm dann nicht mehr gut genug geweſen! Ich hab' es gemerkt, ich hab' mich davon überzeugt, und wie dann ein braver, lieber Menſch gekommen iſt und um mich angehalten hat, und ich geſehen habe, daß er mich wahrhaft ſchätzt und liebt, dann hab' ich mich mit ihm verlobt. Ich hab' damit gethan,

was ich mit Rechtem und mit Ehren thun konnte, und ich bin jetzt allerdings getröſtet, wenn's auch nicht ſo leicht gegangen iſt, wie Sie zu glauben ſcheinen! Was aber ihn betrifft, ſo kann ich Ihnen ſagen, ihm hab' ich damit keinen Poſſen geſpielt! In das Unglück hat er ſich ergeben — Sie dürfen mir's glauben! Aber in das andere hat er ſich nicht ergeben — und das werden Sie auch begreifen! Seine Liebe zu mir hört auf, weil er Sie liebt — und Sie grade ſind's, die ihm wegen ſeiner Untreue kränkende Reden giebt! Und Sie müſſen das doch ſehr hart und ſtolz gethan haben — beſinnen Sie ſich nur! Denn er iſt darüber außer ſich geweſen, ich hab' gar nicht mehr von Ihnen reden dürfen! — Finden Sie's jetzt noch ſo unbegreiflich, daß er an einen andern Ort verſetzt ſein will? Daß die Entſchuldigung, die Sie ihm haben ſagen laſſen, bei ihm nichts wirkt? Er liebt Sie ohne alle Hoffnung, wie er annimmt; — und er ſoll Sie ſehen und ſich abhärmen um nichts und wieder nichts? — Er kann nichts Beſſeres thun, als fortgehen!"

Toni ſchwieg mit dem Ausdruck des Bewußtſeins, das Rechte geſagt zu haben. Emma ſtand in großer Verwirrung. Nach einer Weile begann ſie: „Ich erfahre hier Dinge, von denen ich keine Ahnung gehabt habe. Wenn Herr Mühlenberg artig geweſen iſt gegen mich — das, was Sie mir ſagen, hat mir nicht im Traum einfallen können! Einmal hat er ſeinen Beifall

mit einer Prätenſion ausgedrückt, hinter der ich alles Andere eher vermuthen durfte, als Liebe, wie ich's verſtehe — und darauf hat er von mir allerdings noch etwas ſehr Hartes hören müſſen! — Iſt's denn wirklich ſo, wie Sie ſagen? Bilden Sie ſich nichts ein?"

„Es iſt Wort für Wort ſo", erwiderte jene. „Seit er Sie geſehen hat, liebt er Sie, und wie — davon hab' ich die Erfahrung gemacht!"

„Dann", fuhr Emma fort, „hab' ich ihn freilich ſchwer gekränkt! — Es thut mir leid — unendlich leid! — aber was kann ich mehr, als dies erklären?"

Toni ſah für ſich hin und lächelte unmerklich. Dann wendete ſie ſich zu Emma und ſagte: „Sie haben die Rede auf den Aſſeſſor und mein Verhältniß mit ihm gebracht — und ich bin ganz aufrichtig gegen Sie geweſen. Seien Sie nun auch aufrichtig gegen mich — wer weiß, wozu es gut iſt!" Und mit einem ſchalkhaften Aufblick fuhr ſie fort: „Sind Sie denn wirklich ſo ſtolz, daß Sie die Männer gering ſchätzen und Ihnen keiner gut genug iſt? Hat denn gar keiner Ausſicht, Ihnen gefallen zu können?"

Emma wendete den Kopf, Toni hatte aber vorher noch einen Schein von Lächeln bemerken können.

„Sie ſind freilich ſehr ſchön", fuhr ſie darum unerſchrocken fort, „und ſehr geſcheidt, und man ſagt, daß Sie mehr wiſſen, als mancher Mann! Aber glauben Sie, daß das zum Glück des Lebens Alles iſt? Ich,

mit meinem geringen Verſtande, möcht' es doch bezweifeln!"

Jene blieb ſtumm; aber aus ihrem Auge ging ein Blick, der nicht entmuthigend war. Das gute Mädchen trat zu ihr, faßte ihre Hand und fuhr fort: „Denken Sie denn allein über den Aſſeſſor anders, als wir Andern? Ich kann Ihnen ſagen, daß nicht blos ich ihn liebenswürdig gefunden habe; er wäre noch gar Mancher in der Stadt willkommen geweſen, ich weiß das genau! Und Sie allein ſollten eine Ausnahme machen und gleichgültig ſein gegen ihn? Sie ſollten gar nichts fühlen können — unter gar keiner Bedingung?"

Emma ſchüttelte den Kopf mit Lebhaftigkeit. Toni fühlte aber, daß das keine Verneinung ihrer Frage, ſondern nur ein Tadel ihrer Kühnheit war; — ſie ſchaute ihr ſcharf ins Geſicht — bittend, fragend, launig. Emma konnte ein Lächeln nicht zurückhalten. Da rief die Gute triumphirend: „Sie ſind nicht ſo ſchlimm, wie er Sie gemacht hat! — Noch iſt nicht alle Hoffnung verloren!"

„Toni, was fällt Ihnen ein!"

„Ereifern Sie ſich nicht", entgegnete das Mädchen, — „bei mir hilft's doch nichts." Und mit Ernſt — mit dem Tone wahrer Theilnahme fuhr ſie fort: „Sehen Sie, wie er das letztemal hier geweſen iſt, da hat er ſich ſo gut benommen, daß ich ihn jetzt gern auch glücklich ſähe! Er dauert mich — ich bekenn' es Ihnen!

Wenn er ſich gegen mich auch vergangen hat, ſo iſt er dafür geſtraft, empfindlich geſtraft — ich wenigſtens bin damit zufrieden! Und wenn ich jetzt etwas für ihn thun könnte, es würde mir das größte Vergnügen machen! — Fräulein", fuhr ſie zuredend — ſchmeichelnd, beinahe zärtlich fort, „er iſt Ihnen nicht ganz gleichgültig! Geſtehen Sie's!"

Emma, auf dieſe jähe Anrede, wurde roth. Aber ſchnell gefaßt, erwiderte ſie mit Ernſt: „Sie ſtrafen mich dafür, daß ich die Rede auf dieſen Herrn gebracht habe!"

Eine Stille folgte. Toni fühlte, daß ſie nicht weiter gehen könne, und mit natürlichem Takt lenkte ſie wieder ein. „Nun", ſagte ſie mit einem Ton der Ergebung, „ſo laſſen Sie uns doch nicht ganz umſonſt darauf gekommen ſein! — — Es thut Ihnen alſo wirklich und ernſtlich leid, daß der Aſſeſſor Ihretwegen fort will?"

„Wie oft hab' ich das geſagt!"

„Dann muß es Ihnen lieb ſein, wenn er hier bleibt", verſetzte jene. „Nun, wenn er das hörte — ſo, daß er nicht daran zweifeln könnte — ich glaube, er würde bleiben."

„Wo wollen Sie hinaus?" rief Emma. „Soll ich ihm das vielleicht ſelber ſagen oder ſchreiben?"

„Das wäre nicht nöthig. Das würde ich übernehmen."

Emma war erregt. „Fräulein Toni", ſagte ſie, „Sie

wiſſen, was ein Mädchen gegen einen Mann kann, — Sie werden aber auch wiſſen, was ſie nicht kann. Ich kann dem Herrn Aſſeſſor ſagen laſſen, daß ich meinen Irrthum bereue; ich kann ihm aber nicht ſagen laſſen, es wäre mir lieb, wenn er bliebe! Sie werden das ſelber fühlen! — Wenn Sie in dieſer Sache an ihn ſchreiben wollen, ſo hab' ich nichts dagegen; ja, ich kann Ihnen geſtehen, es iſt mir eine Beruhigung. Ich muß Sie dann aber bitten, daß Sie nichts ſchreiben, was auf meine Mädchenehre einen Schatten werfen könnte!"

Toni ſchüttelte den Kopf und ergriff ihre Hand. „Sei'n Sie außer Sorge", rief ſie. „Ich werde nichts ſagen, als was ich darf und kann und was Ihrer Würde durchaus nicht zu nahe tritt! Auch ohne daß ich gelehrt bin, weiß ich doch, was ſich ſchickt. Es muß etwas für ihn geſchehen, das iſt klar, und wenn Sie ihn auch nicht lieben können, eine Freundlichkeit wenigſtens hat er von Ihnen verdient! — Und ich meine doch, wenn ich wieder gut gegen ihn bin, dann können Sie's auch ſein!"

Emma, durch den Herzensklang dieſer Worte gerührt, lächelte mit Liebe und drückte ihr die Hand.

Toni's Angeſicht glänzte. „Es macht mir wahres Vergnügen", rief ſie, „daß ich noch etwas für ihn thun kann! Wenn ich ihm auch nicht Alles ſagen kann, was ich möchte, — was ich ihm ſage, wird ihm doch ein

Troſt ſein! — Ich dank' Ihnen, Fräulein! Von ganzer Seele!"

Emma ließ ihr Auge auf dem Geſichte ruhn, aus dem eine innige, edle Genugthuung ſprach, und rief mit Bewegung: „Sie ſind ein gutes Mädchen, Antonie! Es freut mich, Sie kennen gelernt zu haben! Aus dem Grund meines Herzens!"

Toni nickte mit einem dankbar heitern Ausdruck. „Und Sie ſind beſſer", erwiderte ſie, „als Sie ſich den Anſchein geben wollen — viel beſſer!"

Emma lächelte, während ihre Augen in feuchtem Glanze ſchimmerten. Dann ſagte ſie: „Laſſen Sie uns jetzt wieder hinauf gehen! Niemand ſoll merken, wovon die Rede geweſen iſt; — das Geheimniß muß unter uns bleiben! —"

Die Mädchen ſpielten ihre Rolle gut, ſo daß auch Tante Helming nicht zu errathen vermochte, ob ihre Vermuthung eingetroffen! — Als die Geſellſchaft das Haus verlaſſen hatte, ſetzte ſich Toni in der obern Stube nieder und ſchrieb:

„Lieber Freund!

Sie haben mir Ihre Freundſchaft angeboten und ich habe ſie angenommen, und jetzt will ich Ihnen beweiſen, daß ich wirklich Ihre gute Freundin bin. Wer, meinen Sie, daß heute bei mir geweſen iſt? Fräulein Emma Franke. Sie iſt mit ihrer Tante gekommen und mit noch einigen Frauenzimmern — aber ſo ganz zufällig

wird's doch nicht geweſen ſein! Denn ich hab' wohl ſehen können, daß ſie gern mit mir über etwas ſprechen möchte; und endlich hat ſie mich aufgefordert, in den Garten zu gehen mit ihr, und da hat ſie von Ihnen geſprochen! Sie hat mir geſagt, was ich noch nicht gewußt habe, nämlich daß Sie fort wollen aus der Stadt; — und ſie hat gemeint, daran wär' ich Schuld. Ich hab' ihr aber geantwortet, daß ich das beſſer wüßte, und hab' ihr's recht deutlich gemacht, was allein die Urſache davon ſein wird! Ich kann Ihnen ſagen: es hat eine große Wirkung gemacht! Sie hat ſich zwar ſehr zurückgehalten und ſich nichts vergeben; und als ich mich erbot, an Sie zu ſchreiben, da hat ſie mir nur erlaubt, Ihnen zu ſagen, wie außerordentlich leid ihr das Geſchehene thue! Daß es ihr auch lieb wäre, wenn Sie hier blieben, das darf ich Ihnen durchaus nicht ſchreiben — ſie hat's verboten. Aber es iſt doch ſo, glauben Sie mir. Was man mir nicht ſelber ſagt, das kann ich errathen; und was ſie nicht ſagen kann, das kann ich gar wohl ſagen; ja, es iſt meine Pflicht und ich muß es ſagen! Glauben Sie mir, Sie ſind von dieſem Fräulein nicht gehaßt und nicht verachtet; im Gegentheil, wenn mich nicht Alles täuſcht, ſo iſt ſie Ihnen gut, mehr als ſie ſelber weiß! So beunruhigt, wie ſie war, iſt man nur, wenn man ſich für jemand ganz beſonders intereſſirt! Und wie wir fertig waren, hat ſie mir die Hand gedrückt und mich ein gutes

Mädchen genannt und mich mit einem Blick angesehen! Ich sag' Ihnen: glücklich ist sie gewesen und gerührt und ihre Hand hat gezittert in der meinigen!

Nun ja, mein lieber Freund, ich hab's eben diesmal besser gewußt, als Sie! Ich hab' es ihrem Gesicht angesehen, daß sie ein Herz hat, so gut wie Andere! Und das hat sie jetzt gezeigt! Wenn die einmal an etwas hängt, dann hängt sie mit Leidenschaft daran und bleibt dabei — darauf können Sie sich verlassen! Und im Grund ihres Herzens ist sie ein braves Mädchen; ich könnte mich gar wohl mit ihr verstehen!

Jetzt folgen Sie mir — ich rath' Ihnen gut! Legen Sie ihren Mißmuth ab — Sie haben dazu nicht den geringsten Grund mehr! Und anstatt fortzugehen, gehen Sie lieber zu Fräulein Emma Franke! Sie hat mir den Auftrag gegeben, Ihnen ihr Leidwesen zu melden und ihre Reue, und sie hat mich sehr deutlich merken lassen, daß es eine große Beruhigung wäre für sie, wenn Sie hier blieben. Dafür müssen Sie sich bei ihr bedanken; — wenn Sie es unterließen, wär's nicht höflich! — Was Sie dann noch weiter thun wollen, das ist Ihre Sache und geht mich nichts mehr an.

Daß sie sich meiner angenommen hat, ohne mich zu kennen, das ist doch recht schön von ihr, und das thut nur ein nobles Mädchen. Namentlich, wenn das noch wahr ist, was ich glaube! — Sie verdient, daß es ihr ganz nach Wunsch geht!

Ich bin in meiner tiefſten Seele vergnügt, daß ich Ihnen das ſchreiben kann! Nach dem Abſchied von Ihnen hat mir doch noch etwas gefehlt — und das iſt's geweſen! Daß Sie, wenn Sie jetzt auch glücklich werden (und ich für meine Perſon zweifle nicht daran!) — daß Sie es durch meine Hülfe werden und es mir danken müſſen, das ſchmeichelt mir, ich will's Ihnen geſtehen — das macht mich glücklich, und ich bin in meinem Leben nie ſo ſtolz und zufrieden geweſen, als in dieſem Augenblick. Ja, ich bin Ihre Freundin, ich hab's bewieſen; und jetzt müſſen Sie ſchon auch mein Freund ſein und bleiben!

Alſo tröſten Sie ſich wieder und faſſen Sie guten Muth, und ſei'n Sie liebenswürdig — Sie können's ja, wenn Sie wollen! — Und wenn's Ihnen gut geht, dann denken Sie an mich — an Ihre wahre und treue Freundin Toni. — —"

Sie überlas den Brief, nickte billigend, mit wahrer, tiefer Zufriedenheit, — ſiegelte ihn und trug ihn ſelbſt auf die Poſt.

X.

Es war Sonntag gegen elf Uhr. Die Strahlen der Sonne fielen in das Zimmer Emma's und machten es ungemein heimlich. Die Temperatur bei geschlossenem Fenster war sommerlich mild; und es herrschte rings eine Stille, die zu träumerischem Denken einlud. Unsere Freundin saß auf dem Sopha. Sie hatte seit ihrer Unterredung mit Antonie nichts wieder vernommen. Dies machte sie aber nicht unruhig. Sie hatte gethan, was ihr zukam. War sie durch eine leidenschaftliche Erregung zu weit geführt worden, so hatte sie es bereut und zurückgenommen. Ihr Geständniß kam an den Gekränkten durch die beste Vermittlerin. Die Genugthuung, die ein gutes Gewissen giebt, durchdrang ihr Inneres.

Gelassen schlug ihr Herz. Mochte auch Alles möglich sein, es schien doch nur etwas Erfreuliches, etwas Gutes kommen zu können! So wenigstens fühlte ihre Seele.

Plötzlich ertönte die Klingel, kräftig gezogen wie von Männerhand. Sie richtete sich rasch im Sopha auf und lauschte. Ihre Wangen färbten sich.

Die Thüre ging auf, es erschien — der Pro-

feſſor. — Emma erhob ſich ruhig und hieß ihn willkommen.

Der Humoriſt näherte ſich mit einer drolligen Miene. „Sie haben mich zwar", begann er, „gewiſſermaßen abgeſetzt und damit auf meine Dienſte verzichtet! Allein da der junge Herr, wie er mir geſtern ſelber geſtehen mußte, auch nichts auszurichten vermochte, ſo will ich Gnade für Recht ergehen laſſen und Ihnen unbeſtellt eine gute Nachricht bringen!"

„Sie ſind edel", erwiderte Emma. — „Worauf bezieht ſie ſich?"

„Auf die Frage des Moments!" verſetzte jener mit Bedeutung. „Auf die Angelegenheit, die Ihnen ſo große Theilnahme eingeflößt hat!"

„Eine gute Nachricht?" fiel das Mädchen ein.

„Urtheilen Sie", entgeguete der Profeſſor. „Vor einer Stunde, das gute Wetter zu benutzen, ging ich promeniren — durch die Stadt. Ich dachte eben an den Wolf in der Fabel, als ich, um eine Ecke biegend, vor unſerem Aſſeſſor ſtand. Ausruf und Gruß! Ich betrachtete ihn — und verwunderte mich höchlichſt. Freudig und muthig ſtand er da! Eine Zufriedenheit, eine Sicherheit ſprach aus ihm, die förmlich etwas Triumphirendes hatte. — Ich bekenne, daß ich der Sache zunächſt eine für uns nicht ſchmeichelhafte Erklärung gab. „Sie ſind ſo vergnügt!" ſagte ich; — „iſt Ihr Geſuch ſchon genehmigt? Wann gehen Sie

fort? Wann werden Sie das verhaßte Pflaster hinter ſich haben?“ — Er lächelte, ein wenig erröthend, mit einer gewiſſen Schlauheit. „Fällt mir gar nicht ein, von hier weg zu gehen!“ entgegnete er. „Wie kommen Sie darauf?“ — „Das nenn' ich eine Frage“, rief ich, indem ich ihm einen Blick der Rüge zuwarf. „Haben Sie denn vorgeſtern noch einen andern Gedanken gehabt?“ — „Ach, mein Lieber“, verſetzte er, zwiſchen Vorgeſtern und Heute ſteht ein Ereigniß, das mir dieſes Vorgeſtern in die Nacht abſoluter Vergeſſenheit gedrängt hat! Sie ſprechen von längſt vergeſſenen Zeiten, wenn Sie mich an Vorgeſtern erinnern! Nein, ich bleibe hier! Ich gelobe mich der edlen Stadt — ich gelobe mich der Geſellſchaft, ich gelobe mich der Freude des Lebens!“

Der Profeſſor, den Dialog reproducirend und ihn gleichſam ſpielend, hatte rechts und links für ſich hingeſehen. Auf einmal, ſeinen Blick auf Emma gerichtet, rief er: „Aber wie ſehen Sie aus? — Hilf Himmel, was iſt das?“ — Eine tiefe Stille folgte. Dann, mit einem unwillkürlichen Seufzer, fügte er hinzu: „O, der Glückliche!“

Emma hatte ſich verrathen. Die Neigung ihres Herzens, leiſe gekeimt, unterdrückt und umgewandelt, ſich wieder erhebend in Hoffnung und wachſend in der Stille, ſie hatte ſich durch die Gewißheit der Gegenliebe, welche der Bericht des Freundes ihr zweifellos

bezeugte, unaufhaltſam vollendet. Das ſüßeſte Gefühl durchloderte ſie, Liebe, Sehnſucht und Wonne erfüllten ihr Herz und verklärten ihr Angeſicht. Auf den Zuruf des Profeſſors erröthend, ſchaute ſie zu Boden mit einem Reiz, einer Lieblichkeit, daß der alte Freund ſie mit Staunen betrachtete, nicht ohne eine Regung von Neid gegen den Bevorzugten und mit einem Zug wehmüthigen Humors.

Nachdem er für ſich genickt, rief er: „Endlich! — Endlich! — Nachdem man ſo viele Unglückliche gemacht hat und, über menſchliche Regungen erhaben, im Aether des Geiſtes allein ſich wohl zu fühlen ſchien, ſieh, da erfährt man, daß man auch ein Herz hat! daß man auch empfinden kann! — Und Er hat das ſchlafende geweckt — Er! Welch' ein Licht geht mir auf! Welch' ein zweiter Sinn offenbart ſich mir hinter dem erſten, der Betragen und Worte nur ſcheinbar erklärt hat! — Noch iſt nicht jedes Räthſel gelöſt, — aber Eines weiß ich jetzt! Auch Sie ſind ein Weib! Auch Sie, Fräulein Emma! Und was für eines!"

Das Mädchen lächelte glückſelig, wenn auch etwas verlegen.

Die Klingel ertönte wieder. Die Hausmagd kam und meldete Herrn Aſſeſſor Mühlenberg. — Bei dieſem Namen wich aus Emma's Wangen die Farbe; aber nur auf einen Moment, um ſofort glühender wiederzukehren. Sie trat zu dem Profeſſor, gab ihm die

Hand, und ſagte: „Lieber Freund, gehen Sie zur Tante! — Auch der Vater iſt zu Hauſe! — Und vorläufig — Verſchwiegenheit!“

Der Profeſſor, nach einem unbeſchreiblichen Blick (er drückte Befangenheit und Trauer, aber zugleich Antheil und humoriſtiſche Selbſtverſpottung aus) entfernte ſich durch die Seitenthüre. — Eine Minute ſpäter trat Alfred vom Gang ein.

Die achtungsvolle Höflichkeit, womit er grüßte, verbarg nicht die Bewegung ſeines Herzens, eben ſo wenig aber den Ernſt einer entſchloſſenen Seele.

„Mein Fräulein“, begann er, „Sie haben eine Meldung an mich ergehen laſſen und mich durch dieſen Beweis von Güte, ich darf wohl ſagen, mir ſelbſt wiedergegeben! — Nehmen Sie meinen wärmſten, herzlichſten Dank dafür!“

Emma, mit gleicher Bewegung und gleichem Ernſt, erwiderte: „Es war meine Pflicht, Herr Aſſeſſor!“

„Es war Großmuth!“ verſetzte Alfred. „Aber ich bedurfte ihrer! Und nie hat eine edle That mehr und raſcher Gutes gewirkt, als dieſe an mir!“

Er hielt inne und ſah für ſich hin wie Einer, der überlegt. Dann, mit einem Blick der Bitte, ſagte er: „Fräulein, darf ich Ihnen ein Bekenntniß ablegen? Darf ich Ihnen eine Geſchichte erzählen?“

Emma nickte.

„Laſſen Sie mich denn“, begann er „vor Allem

geſtehen, daß ich zu den Menſchen gehöre, die an die Welt und an die Menſchen Anſprüche machen. Ich denke mir, wie es in dieſer und jener Sphäre ſein ſollte, und da muß ich finden, daß die Wirklichkeit hinter meinen Gedanken oft überraſchend weit zurückbleibt!“

Ein unmerkliches Lächeln umſpielte die Lippen des Mädchens. Alfred, ermuthigt, fuhr mit einer gewiſſen Laune fort: „Wer ſeine Studienzeit gut benutzt und Poeten lieſt und eine höhergeſtimmte Seele hat, der pflegt ſich gewiſſe Vorſtellungen von den Frauen anzueignen. Keine größere Luſt in den Jünglingsjahren, als ſich von dem Geſchlecht das lieblichſte, edelſte, verehrungswürdigſte Bild zu machen. Kommt man dann in ihre Geſellſchaft, ſo widerſprechen ſie für's Erſte dieſem Bilde nicht. Man ſieht reizende Weſen, imponirende Geſtalten; — Züge, welche ein reiches und tiefes Seelenleben ankündigen. Knüpft man aber, um dieſes kennen zu lernen, ein Geſpräch mit ihnen an, dann ſteht man verwundert. Man hört ſie Intereſſen bekennen, die mit dem idealen Aeußern in auffallendem Widerſpruch ſtehen! Von den Gedanken und Gefühlen, die man in dem ſchönen Bilde glaubte vorausſetzen zu müſſen, entdeckt man wenig, ſehr wenig, oft gar nichts! — Dieſe Erfahrung, wie ich verſichern kann, iſt nicht ſehr wohlthuend. Macht man ſie wiederholt, dann kann Einem endlich die Geduld ausgehen. Man iſt

beſchämt — erzürnt über ſie und ſich; man ſagt den Scheingeſtalten ab und flieht ihre Geſellſchaft.“

„Zu raſch und zu ſtreng!“ wandte Emma ein. „Viel zu ſtreng!“

„Mag ſein“, entgegnete Alfred. „Ich erzähle aber eine Geſchichte! In dem Augenblick, wo mich der letzte Verſuch deſperat gemacht hatte, ſah ich ein Mädchen — hübſch, natürlich, anmuthig, herzlich, Aeußeres und Inneres in vollkommenem Einklang. Sie gab ſich nicht für idealer als ſie war; die Gedanken und Empfindungen, die ihr Geſicht vermuthen ließ, hatte ſie wirklich; — ſie täuſchte nicht — ſie hatte es nicht nöthig! — Wir gewannen uns lieb, und ich war glücklich. Glücklich! Eine Reihe von ſchönen Tagen! — Die Wahrheit zwingt mich, es zu geſtehen!“

„Es iſt das Wenigſte, was Sie thun können!“ rief Emma.

„Auch dieſes Glück ſollte vorübergehen“, fuhr Alfred mit einem Ton des Bedauerns und melancholiſcher Ergebung fort. — „War das Mädchen von Natur und von Charakter vortrefflich, ſo mußte ich an ihr, die meine Frau werden ſollte, doch mehr Ausbildung des Geiſtes wünſchen. Nun, das Fehlende nachzutragen, das war ja die ſchönſte Aufgabe gerade für mich! — Ich ſtellte ſie mir, freute mich ihrer, machte mich an die Arbeit — und erlebte eine zweite Enttäuſchung!“

Emma horchte mit Antheil — mit Neugierde!

„Ihr ſelbſt genügte, was mir nicht genügen konnte! Meine Zumuthung verſtimmte ſie, der Mangel an Intereſſe, den ſie kundgab, verſtimmte mich; — nach den guten Tagen kamen die ſchlimmen. — Ich erkannte, daß die wahre Bildung eine andere Natur iſt; eine natürliche Blüthe, die gewachſen ſein muß — ein Vermögen, das nicht nachgetragen werden kann, mindeſtens nicht durch einen Andern!“

„Um ſo weniger“, bemerkte die Hörerin, „als der Andere in der Regel zuviel verlangt und in ſeiner Ungeduld Alles viel zu raſch haben will!“ — Sie ſchwieg und ſchaute ihn an. „Und da nicht Alles ſo kam, wie Sie's erwartet hatten, da verminderte ſich Ihre Liebe? Als die Geliebte nicht allen Ihren Wünſchen entſprach, da erkaltete Ihr Herz?“

„Nein!“ entgegnete Alfred mit einem unwillkürlichen Vorwurf in ſeiner Miene. „Zu den Egoiſten und Schwächlingen, denen ſolches begegnet, gehöre ich keineswegs!“ — Nach einem Schweigen fuhr er gelaſſener fort: „Es that mir leid und ich hätte es gerne anders gehabt; aber meine Geſinnung konnte ſich darum nicht ändern! — Ich liebte ſie, wie ſie war; ich ſetzte meine Verſuche fort, und ich freute mich des guten Willens, der endlich in ihr zu erwachen ſchien. Feſt ſtand mein Entſchluß, ihr Alles zu halten, was ich ſie hatte hoffen laſſen.“

„Und Sie wurden nicht kälter gegen ſie? Die Nachrichten, die an mich kamen —„

„Doch, doch“, fiel Alfred mit Reſignation ein. „Aber aus keinem der Gründe, die auch Sie vorausſetzen zu müſſen glaubten!“ — Und mit bitter ſtolzem Ausdruck fuhr er fort: „Ich habe nichts gemein mit jenen Goethe'ſchen Figuren, mit denen ich verglichen worden bin! Nicht hat mir Liebe und Treue Langeweile gemacht! Nicht bin ich erfüllt worden von leidenſchaftlicher Sehnſucht nach Veränderung und neuen Reizen! Nicht iſt mir eine Sirene in den Weg getreten, die mich geblendet und mir das wackere Kind, die redliche Seele verleidet hätte! — Aber“, fuhr er mit ſinkender Stimme fort, „ein anderes Unglück hatte mich getroffen.“

Er ſchwieg. — Emma ſtand lautlos.

„Ich habe Sie geſehen!“ ſetzte er hinzu.

Eine Röthe ging über Emma's Geſicht, und ſie machte eine Bewegung, als ob ſie ſich abwenden wollte.

„Bleiben Sie!“ rief Alfred. „Ich bin gekommen, vor Ihnen meine Beichte abzulegen, und feſt entſchloſſen, ſie zu Ende zu bringen! Sie haben mich verkannt, — Sie müſſen meine Rechtfertigung hören!“

Emma nickte — ergeben, ſich faſſend.

Jener fuhr fort: „Ich habe Sie geſehen, geſprochen — und einen unwiderſtehlichen Eindruck erfahren! Denn ich mußte mir ſagen: Was Du gewollt haſt,

daß jene ſei, was ſie aber nicht werden kann, das iſt dieſe von ſelber!"

Emma entgegnete mit unwillkürlicher Abwehr.

„Ich hab' einen Blick", rief Alfred, „und ich rühme mich der Fähigkeit, in das Innere der Menſchen zu ſehen! — Wir haben damals über ein ſonderbares Thema geſprochen; und es giebt Männer, welche die Sicherheit in Ihrem Auftreten nicht ganz weiblich gefunden hätten!"

Emma, durch Befangenheit und Ernſt hindurch, lächelte.

„Mich konnten Sie nicht täuſchen!" fuhr er fort. „Ich ſah nicht ein Mädchen, in welcher Geiſt und Verſtand das Gefühl überwucherten, ſondern ein fühlendes Herz, das durch Geiſt und Verſtand ſich zu ſchützen wußte! Ich ſah eine richtig denkende, tief und edel empfindende Seele! — Die wandelnden Blumen, die in zarter Zurückhaltung ein ſo reiches, ideales Innere zu verbergen ſcheinen, aber öfters ſo wenig denken, wie die wirklichen Blumen — jene holden Feengeſtalten von außen, ſie hatten mich ſchon allzu oft und allzu ärgerlich betrogen! Ich freute mich der mannesähnlichen Entſchloſſenheit, womit Sie für Ihr Geſchlecht in die Schranken traten! — Was ſoll ich ſagen? Ich verſtand Sie, verſtand Sie ganz — mein Loos war entſchieden!"

Eine tiefe Stille war entſtanden. Alfred begann wieder:

„Glauben Sie nicht, daß ich mich gewiſſenlos und feig, ohne mich zu wehren, der neuen Leidenſchaft ergeben habe! Nie hat ein Menſch mehr gekämpft, eine Neigung in ſich zu vertilgen, eine andere feſtzuhalten und wieder anzufachen! — Es gelang mir nicht! Kein Grund, keine Vorſtellung half! Ich konnte bei der Andern Geiſt und Herz anſtrengen, nicht nur zu ſcheinen ſondern zu ſein, was ich war: es fehlte die Hauptſache! — Die natürliche Seele mußte es endlich merken: und gekränkt, entrüſtet — mit vollſtem Recht wandte ſie ſich von mir ab!“

Emma ſtand regungslos und ſah zu Boden.

„Als ich von meiner Tour zurückkehrte, wußte ich nicht, was bereits geſchehen war; — trotz allem und allem war mein Wille, das Band, das mich an Antonie knüpfte, nicht nur nicht zu löſen, ſondern vielmehr unauflöslich zu knüpfen! — Ich ſah Sie zum zweiten Mal — und erfuhr eine Behandlung, die ſich mir grauſam, höchſt grauſam ins Herz drückte. Sie war unverdient; aber ſie half mir. Sie heilte mich von der Einbildung, die ſich dämoniſch wieder in mir erhoben hatte; ſie wies mich auf meine Pflicht! Ich wandte mich dieſer leidenſchaftlich zu und wollte ſie in derſelben Stunde noch erfüllen! — Was ich erfuhr, wiſſen Sie!“

„Dort also verkannt, verachtet, zurückgestoßen — hier aufgegeben! Von dieser getrennt durch eine neue Liebe, zu der ich ihr das Recht gegeben — von der andern geschieden durch die unausfüllbare Kluft, welche kränkende Mißhandlung zwischen ihr und mir aufgerissen! — Ich war mir des ehrlichsten Willens, des ernstlichsten Kampfes, des Sieges über mich selbst bewußt; das schmähliche Schicksal, das ich erfahren, erbitterte, vergiftete meine Seele; die Wogen des Zornes und der Verzweiflung schlugen mir über dem Haupte zusammen! Konnte ich noch eine Hoffnung haben? War nicht jede Bemühung, mein Loos zu ändern, ehrwidrig? Mir blieb nur Eines: Die Flucht aus dem Orte, der meine Schande gesehen, um in neuen Verhältnissen ein neues Leben zu beginnen. — Was, ich frage Sie, konnte mir in dieser Gemüthslage die Nachricht sein, daß Ihnen das Unrecht, welches Sie mir angethan, leid thäte, — leid thäte, nachdem Sie gehört, daß ich verlassen sei? — Durch diese Erklärung war vielmehr der letzte Faden zwischen uns abgeschnitten. Ich hatte keine Klage — keine Forderung mehr an Sie und konnte nun erst recht gehen, wohin ich wollte!“

„Meine Eingabe um Versetzung war geschrieben — wenige Tage noch und ich war fort — — da kam der Brief, den die edle, brave Toni mit Ihrer Bewilligung geschrieben! — Er war nöthig; beim Himmel, er war nöthig! Aus ihm allein konnte ich sehen, daß Sie durch

die Erklärung Ihres Bedauerns mich nicht blos abfertigen wollten; — daß Sie mich ſchätzten; — daß Sie mir freundlich geſinnt waren! — Die Wirkung glich der eines Zauberſpruches, der dem Kranken plötzliche Heilung bringt! Mit vollſtem Selbſtvertrauen erhob ich mich; — die Nacht war vergangen, die Sonne glänzte mir ins Angeſicht, und mit der Morgenfriſche des Geiſtes ging ich wieder an mein Tagewerk."

„Eines erkannte ich als meine Pflicht. Sie glaubten an mich -- und Sie ſollten erfahren, wie ich wirklich bin! Sie ſollten jede Falte meines Herzens kennen lernen! Sie ſollten mich nicht für beſſer halten, als ich bin — aber auch nicht für ſchlechter! Unter allen lebenden Weſen am wenigſten Ihnen möchte ich anders erſcheinen, als ich bin!"

Die letzten Worte ſollten nachdrücklich klingen; aber die Stimme that ihre Dienſte nicht mehr ganz — ſie war unſicher und die Augen waren feucht geworden. Der Bewegte ſchwieg. Nach einer Pauſe, mit neuer Faſſung, ſetzte er hinzu: „Mein Vorſatz iſt ausgeführt — und ich bin fertig. Sie haben meine Beichte gehört, mein ganzes Weſen liegt klar vor Ihrer Seele; — ich hoffe, ich hoffe zuverſichtlich, Sie werden die Achtung, von der Sie mir einen ſo gütigen Beweis gegeben, nicht zurücknehmen wollen!"

Emma, mit edler Haltung, mit einem Ton des Herzens entgegnete: „Ich danke Ihnen von ganzer Seele!

— Vergeben Sie mir die Verwirrung, die ich angeſtiftet! Ich habe in Ihr Leben eingegriffen, ohne es zu wollen — ohne zu wiſſen, was ich that! — Sie zeigen mir, was geſchehen iſt; — ich ſehe, was ich gethan, zum erſten Mal in klarem Licht, und es laſtet auf mir wie eine Schuld, die wir blindlings begangen haben und für die wir uns doch verantwortlich fühlen."

„Möge Sie nichts reuen, Fräulein, was Sie gethan haben!" rief Alfred. „Ich danke Ihnen für Alles! Was von Ihnen kommt, iſt mir zum Segen und zur Freude, Alles, Alles, ohne Ausnahme!"

Dieſen Worten und dem Blick, der ſie begleitete, konnte das Mädchen nicht widerſtehen. Ein Strahl des Dankes und der Liebe ging aus ihrem Auge und fiel wonnevoll auf den Glücklichen. Unaufhaltſam drang die Zärtlichkeit ihres Herzens auf ihr Angeſicht und leuchtete daraus. — —

Alfred, entzückt, berauſcht, ergriff ihre Hand und rief: „Emma, könnten Sie mich lieben! Wär's möglich? — Reden Sie! Ich bitte Sie um Gotteswillen — reden Sie!"

Emma, der die Gewißheit ihres Gefühls die Herrſchaft gab über den Sturm deſſelben, erwiderte: „Mein Herz iſt frei geblieben — ich hab' es aufgeſpart für Denjenigen, der mich wahrhaft liebt! — Sie lieben mich — ich ſeh' es — — und ich", fuhr ſie, während ihre Augen mit Thränen ſich füllten, lächelnden Mundes

fort, „da ich nun doch, ohne mein Wiſſen, die Veranlaſſung geworden bin, daß Sie Ihre Geliebte verloren haben, ich bin Ihnen eine Vergütung ſchuldig! In Gottes Namen denn! Ich kann Ihnen meine Hand nicht geben, denn Sie haben ſchon Beſitz davon genommen und halten ſie feſt —“

„Mein Eigenthum!“ rief Alfred jubelnd. Und er küßte die Hand, und ſah ihr ins Auge! Von Liebe und Wonne überwältigt, umfing er die Selige und drückte den Kuß der Liebe auf die ſchönen Lippen. Die Gute, als ob ſie ihn, der um ihretwillen ſo viel geduldet hatte, überſchwänglich belohnen wollte, preßte ihn aus klopfende Herz mit bebender Innigkeit. — —

Als der Aſſeſſor Mühlenberg nach einer Weile in das Zimmer des Regierungsdirektors Franke trat, war dieſer nicht mehr ganz ohne Kenntniß deſſen, was er hören ſollte. Der Profeſſor, ſich ſelber dazu autoriſirend, hatte ihm die nöthigen Andeutungen gegeben. Da für den Bewerber nicht nur die Liebe der Tochter, ſondern zugleich alle jene äußerlichen Vorzüge ſprachen, die bei einem ſo erfahrenen Beamten ins Gewicht fallen mußten, ſo ertheilte er die erbetene Zuſtimmung mit Würde, Herzlichkeit und Rührung.

Nachmittags war Toni mit ihrem Bräutigam in der obern Stube allein. Sie hatte ihm, auf deſſen Verſchwiegenheit ſie rechnen konnte, das Geſpräch mit Emma und den Inhalt ihres Briefes an den Aſſeſſor

mitgetheilt — und Heinrich Enders Geſicht drückte ruhigen, aber vollen Beifall aus. Da erſchien die Magd und übergab an Toni ein Schreiben. Sie erbrach, las es, und ihr Geſicht leuchtete in Selbſtgefühl, Bewegung und Freude.

Der Brief war von Alfred und lautete:

„Liebe, theure Freundin!

Ich habe Ihren Rath befolgt — und bin nun mit Emma verlobt. Dies wäre nicht möglich geweſen ohne Ihren gütigen, großmüthigen Beiſtand! Sie ſind das beſte Weſen, das ich kenne — wenn es eine Gerechtigkeit in der Welt giebt, müſſen Sie auch das glücklichſte werden! Ich bin ſtolz darauf, mich Ihren Freund nennen zu dürfen, und werde es bleiben in ewiger Dankbarkeit. Wenn es Ihnen Freude gemacht hat, mir dieſen Freundſchaftsdienſt leiſten zu können, ſo iſt es für mich die ſüßeſte Genugthuung, ihn anzunehmen und Ihnen dafür auf immer verpflichtet zu ſein. Haben Sie meinen innigſten herzlichſten Dank und leben Sie wohl — auf Wiederſehen! — —“

Toni übergab das Blatt ſchweigend ihrem Bräutigam. Dieſer las es und ſeine Augen, die erſt glänzten, wurden endlich feucht. Er ſah die Geliebte mit glückſeligem Stolz an, umfing ſie, zog ſie an ſeine Bruſt und küßte ſie herzinniglich. — Wenn das Verhältniß der Beiden noch einer Weihe bedurfte, jetzt hatte es dieſe erhalten! —

Am ſelben Abend noch verſammelte man ſich im Hauſe des Regierungsdirectors zu einem kleinen Feſtmahl, wozu auf den Wunſch Emma's auch der Profeſſor und der Acceſſiſt geladen waren. Als dieſer, durch den Profeſſor in die letzten Vorgänge eingeweiht, dem Paar gratulirte, ſtellte ſich dem Bräutigam der Umſtand vor die Seele, daß der Vertraute zur Erreichung des Zieles doch weſentlich mitgewirkt habe, und er ſprach ihm ſeinen Dank dafür mit der Laune des Glücklichen aus.. Jener erwiderte: „Was ich gethan habe, war die abſichtsloſe Folge meiner Freundſchaft und eines freundſchaftlichen Pflichtgefühls. Das Beſte zu dem ſchönen Ausgang haben die Frauen gethan! Und wenn das Glück, das ich hier vor mir ſehe, mein tiefſtes Herz erfreut, ſo kann ich mich doch nicht enthalten, auch der Hochachtung Worte zu geben, die mir die Handlungsweiſe unſerer Freundin Toni eingeflößt hat!“

„Sie können dieſes Mädchen“, rief Emma bewegt, „nicht höher ſchätzen, als ich! Ich habe kaum eine ſo liebenswürdig gute Seele kennen gelernt — und werde nie vergeſſen, was ich ihr ſchuldig bin!“

Alfred, mit einem zärtlichen Blick, drückte ihr die Hand.

Zwei Freier.

I.

„Alſo behalt' es wohl! Du ſtellſt Dich an die Gartenthür; wenn es dreimal klopft, iſt Eduard draußen, Du riegelſt auf, führſt ihn an der Mauer hin ins Haus und durch den Seitengang zu dieſer Thür."

Mathilde, die Tochter des Rentiers Wieſenborn, indem ſie an ihr Dienſtmädchen Nanni dieſe Worte richtete, zeigte auf die Seitenthüre des eleganten Zimmers, das Beide kurz zuvor betreten hatten. Jene erwiederte vergnügt: „Ganz wohl, Fräulein! — Ach, wie freu' ich mich —"

„Geh", fiel Mathilde ein, „es iſt Zeit!"

Nanni entfernte ſich.

Die Zurückgebliebene ſtand in einer Aufregung, die ſie vergebens zu beme iſtern ſuchte. Sie ſah eine Weile nachdenkend für ſich hin; dann, indem ihre ſchönen Züge einen edlen Ausdruck annahmen, rief ſie: „Ich kann nicht anders handeln! — Niemand ſoll mir nachſagen, daß ich mein Wort gebrochen habe! Die Liebe und die gelobte Treue haben mehr Rechte, als der Befehl der Eltern! Es iſt meine Pflicht, ich muß verſuchen, ſie umzuſtimmen — — und nun keine Verzagtheit mehr!"

Entſchloſſener ging ſie im Zimmer auf und ab. „Sie werden mir entgegenhalten, welch ein vortrefflicher Mann Herr von Schenk iſt — wie ganz geſchaffen, ein Mädchen glücklich zu machen — — nun ja, leugn' ich's denn? Er iſt einer der beſten Menſchen, die ich kenne; aber — ich liebe Eduard! — Ja, Eduard", ſetzte ſie mit innigem Ton hinzu, „Du kannſt auf mich rechnen! Je geringer ſie von Dir denken, je mehr ſie Dir Unrecht thun, deſto mehr lieb' ich Dich! — Herr von Schenk hat Alles — Du haſt nichts als meine Liebe, und die ſoll Dir bleiben! Du ſollſt meine Hand und mit ihr Alles haben, was ich habe!"

Nach dieſen Worten ſah ſie im Zimmer umher, machte eine Bewegung, als ob ſie ſich auf etwas beſonnen hätte, ging nach der Thür, durch die ſie mit Nanni eingetreten war, und ſchob den Riegel vor. Dann trat ſie zu dem Fenſter auf der Gartenſeite und horchte. Kopfſchüttelnd, weil ſich noch immer keine Tritte hören ließen, ſah ſie auf die Uhr, die auf einem zierlichen Schranke ſtand; aber der Blick mußte ſie beruhigen, — ſie ließ ſich auf einen Armſtuhl nieder und gab ſich ihren Gedanken hin. —

Mathilde war das einzige Kind Wieſenborn's. Ihr Vater, der ſich als Compagnon eines Großhändlers von Anfang an in günſtigen Verhältniſſen befand, hatte ſie ſorgfältig erziehen laſſen, ſie aber zu Hauſe ſelber verwöhnen helfen, indem ſeinem Aufbrauſen in der Regel

eine nachgiebige Stimmung folgte, wo ſie, die ihren Willen hatte, ihn meiſt durchſetzen konnte. — Zum Glück war ſie von Herzen gut und beſaß in ihrem Geiſt eine Anlage zu nicht gewöhnlicher Bildung und Denkweiſe.

Sie hatte etwas Dichteriſches an ſich: einen Sinn, die Wirklichkeit, die ihr Freude machte, verſchönernd aufzufaſſen und liebevoll in ihrem Innern zu hegen. Dazu einen heroiſchen Zug, womit ſie fähig war, Pflichten auf ſich zu nehmen und das für recht Erkannte gegen Widerſtand von außen beharrlich zu verfechten. Ihres guten Willens und ihrer vortrefflichen Zwecke ſich bewußt, machte ſie nun aber an die Welt auch Anſprüche! Sie ſetzte voraus, daß man ihr zu Liebe gar Vieles zu thun vermöchte, und ihre Zumuthungen waren zuweilen von großer Naivetät. — Ein eigenthümliches Bild hatte ſie ſich von der Ehe gemacht. Als Tochter eines, man durfte jetzt ſagen, reichen Vaters konnte ſie den Gatten in jedem Betracht glücklich machen. Was war natürlicher, als daß dieſer ihr dafür das ganze Leben hindurch die reinſte Liebe und Verehrung widmete? Sie dachte ſich ſelber unvermerkt als Herrin und erſte Perſon im Hauſe, den Gemahl als zweite, und für den Fall, daß dieſer ſie von Herzen ehrte, fühlte ſie ſich wohl im Stande, ihm beiläufige Mängel nachzuſehen.

Mit dieſen Geſinnungen entſchied ſie als Mädchen von ſiebzehn Jahren ihr Lebensgeſchick; — ſie vergab

ihr Herz an einen jungen Mann, der fröhlich von Gemüthsart, liebenswürdig von Manieren war — als ihr Vetter Gelegenheit hatte, traulich mit ihr zu verkehren, und nichts verſäumte, ſie für ſich einzunehmen.

Eduard Wild, ihr verwandt von Seiten der Mutter, zählte ſechs Jahre mehr, und verbrachte ſchon als Gymnaſialſchüler ſeine Ferien zum größten Theil in ihrem Hauſe. Sein Spiel mit der Kleinen gewann einen ernſten Charakter, als dieſe zu einer ſchönen, durch den Ausdruck ihrer Eigenheiten beſonders reizenden Jungfrau heranwuchs. Eduard, der mit viel jugendlichem Leichtſinn eine gewiſſe Klugheit verband und ſich von dem holden Bäschen ſehr angezogen fühlte, widmete ihr einen Cultus, der ſie rührte und gewann. Sie ſah den hübſchen, flotten, unterhaltenden Studioſus juris von der beſten Seite, überzeugte ſich, daß er der Mann ſei, ſie glücklich zu machen, namentlich aber, von ihr beglückt zu werden, und wendete ihm nun alle Huld ihres phantaſievollen Weſens zu. Kurz nach ihrem ſiebzehnten Geburtstag kam es zur Erklärung und der Bund der Herzen wurde geſchloſſen. Man fand aber nicht für gut, den Eltern, die von dem wenig bemittelten, lebensluſtigen Studioſus keine beſonders hohe Meinung hatten, ein Geſtändniß zu machen, ſondern wollte ihnen das Verhältniß verbergen, bis Eduard, im Beſitz einer Stelle, mit Ehren um die Hand der Geliebten anhalten konnte.

Nach beſtandenem Examen betrat dieſer den Vorhof des Staatsdienſtes in der Reſidenz, wohin zu kommen ſeinen Bemühungen geglückt war. Die ſchöne Erbin, die dem achtzehnten Jahr entgegenging und die man ungebunden hielt, konnte aber in der Handelsſtadt nicht länger mehr ohne ſolide Verehrer bleiben. An den Vater gelangten Anträge, und die Tochter hatte Mühe, ſie mit guter Art abzuweiſen. Sie fühlte, daß ſie bei fortgeſetzten Bewerbungen ihr Verhältniß zu Eduard doch endlich würde geſtehen müſſen, und da ſie keine Hoffnung hatte, die Beiſtimmung der Eltern zu erlangen, ſo redete ſie dem Vater, der ſich ſchon länger nach Ruhe geſehnt hatte, mit Eifer zu, ſich vom Geſchäft zurückzuziehen und ſeinen Aufenthalt auf dem Lande zu nehmen. Wieſenborn folgte ihr; er kaufte eine von dem Handelsort ungefähr eine Tagreiſe entfernte, ſtattliche Villa, die man ihm angetragen hatte, und richtete ſich dort vollſtändig ein.

Ein Mädchen wie Mathilde iſt man indeß nirgends ungeſtraft. Nachdem längere Zeit kein Heirathsluſtiger ihre Ruhe geſtört hatte, kam durch den Kauf des Nachbargutes ein Mann in ihre Nähe, der auf die Eltern gleich beim erſten Beſuch einen ſo vortheilhaften Eindruck machte, daß in ihnen ſelber der Wunſch aufſtieg, ihn zum Schwiegerſohn zu bekommen. Er hatte die Univerſität abſolvirt, es aber vorgezogen, der Verwaltung ſeines Vermögens und ſeinen Studien zu leben,

war dreißig Jahre alt, ſtattlich von Wuchs, gewinnend von Sitten, mäßig in ſeinen Gewohnheiten, gut und edel von Charakter. Hermann von Schenk (ſo hieß der Nachbar) erſchien wieder und wieder in der Villa, und die Eltern ſahen bald mit großer Genugthuung, daß ſeine Wünſche mit den ihrigen Hand in Hand gingen. Die Zeichen ſeiner Liebe zu Mathilde wurden immer deutlicher; die Eltern erwarteten eine Anfrage, und dieſe gelangte zuletzt an ſie. Mit Würde, kaum im Stande, ihre Freude zurückzuhalten, ertheilten ſie dem Freier die Erlaubniß, der Tochter ſich zu erklären. — Sie zweifelten keinen Augenblick, daß dieſe die Werbung günſtig aufnehmen werde; denn ſie ſchien von den Aufmerkſamkeiten, die Schenk ihr widmete, geſchmeichelt, unterhielt ſich gern mit ihm und hing, wenn er ſprach und erzählte, an ſeinem Angeſicht mit dem vollſten Vertrauen. Damit ſie aber vorher doch mit ſich zu Rathe gehen könnte, theilten ſie ihr des Nachbars Abſicht mit, hinzufügend, daß die Werbung ihren ganzen Beifall habe.

Das Mädchen erſchrak, verbarg aber den eigentlichen Eindruck, den die Mittheilung auf ſie gemacht hatte, und entgegnete: ſie ſei auf's Höchſte überraſcht, müſſe aber aufrichtig bekennen, daß ſie vor dieſer Heirath eben die größte Scheu empfinde! Die Mutter nannte das eine Redensart und ſprach die Erwartung aus, daß ſie nicht ſo thöricht ſein werde, mit der Hand

dieſes Mannes das Glück ihres Lebens von ſich zu ſtoßen. Der Vater ſtimmte bei und äußerte ſich über Schenk mit dem wärmſten Lob.

Mathilde erbat ſich eine Friſt zur Ueberlegung und zog ſich zurück. Durch die Gefahr, die ihrer Liebe drohte, war ein außerordentlicher Entſchluß offenbar gerechtfertigt. Keinen der frühern Bewerber hatten die Eltern ſo dringend unterſtützt, und keiner war auch an ſich ſo achtungswerth, ſo tadellos, wie dieſer; ihn nach Art der frühern abzuweiſen, war unmöglich. Es mußte etwas geſchehen, und zwar etwas Entſcheidendes.

Eduard, der ihr — dem ſie geraubt werden ſollte, erſchien der Liebenden im ſchönſten und rührendſten Lichte. Sie fühlte einen unendlichen Zug zu ihm, dem die Eltern mit ihr jede Freude des Lebens nehmen wollten; Thränen traten in ihre Augen — Thränen der Liebe, des Mitleids, der Begeiſterung. Sie ſetzte ſich nieder und ſchrieb ihm, er ſolle zu ihr eilen, um ſich mit ihr in geheimer Zuſammenkunft zu berathen: das Glück ihrer Liebe und ihres Lebens ſtände auf dem Spiele! Nachdem ſie Zeit und Art und Weiſe, wie er unbemerkt zu ihr gelangen könne, genau angegeben, ließ ſie durch Nanni, die von ihr gewonnene Mitwiſſerin des Verhältniſſes, den Brief zur Poſt beſorgen, und harrte mit ruhigern Empfindungen.

Drei Tage waren vergangen. Die Liebende hatte viel überlegt, wie ſie die Eltern am beſten umzuſtimmen

und zu gewinnen vermöchte, war aber zu keinem Schluß gekommen, und wendete die Möglichkeiten auch jetzt noch prüfend hin und her. — Das Schlagen der Uhr zeigte ihr an, der Moment, den sie dem Geliebten bestimmt hatte, sei erschienen. Sie stand auf, trat ans Fenster — und ihr Gesicht erglänzte. Sie hörte die Tritte des Geliebten, der den Laubengang herkam! — Wer sie erblickt hätte, die schlanke Gestalt in der zierlichen Fülle, wie sie, glühend in liebender Aufregung, ihre großen dunkeln Augen auf die Thür heftete, während in ihren Zügen ein heldenmüthiger Ausdruck die Oberhand gewann, der würde den Glücklichen, den sie zu sich entboten, beneidet haben!

Die Thür ging auf, der Erwartete erschien, Mathilde flog in seine Arme, pries ihn, daß er so pünktlich gekommen, und gab ihm die zärtlichsten Namen. Der junge Mann, erröthet, glücklich, dankte ihr in den wärmsten Ausdrücken. Ein schärferes Auge, als es jetzt der Liebenden zu Gebote stand, hätte aber in seinem Wesen eine eigenthümliche Befangenheit und eine Sorge wahrnehmen können, die durch die gegenwärtige Situation allein nicht gerechtfertigt schien.

„Gute, beste Mathilde!“ rief er nach der letzten Kundgebung ihrer Zärtlichkeit. — „Aber Dein Brief war so allgemein! Was ist's, das auf dem Spiele steht? Was droht unserer Liebe? Erzähle!“

Das Mädchen sah für sich hin. Dann sagte sie:

„Du weißt, daß ich vor zwei Jahren meinem Vater zuredete, ſeinen bleibenden Wohnſitz auf dem Lande zu nehmen — aus Liebe zu Dir!“

„Ich weiß, ich weiß“, verſetzte Eduard.

„Entfernt von Bewerbern um meine Hand wollt' ich nur Dir und unſerm künftigen Glück leben.“

„Theure Mathilde!“ rief jener, ihre Hand faſſend.

„Aber bald nach Deinem letzten Beſuch ſtarb unſer alter Nachbar, das Gut wurde feil, und ein junger Mann, Herr von Schenk, zog als Eigenthümer ein.“

„Ah!“

„Um nur gleich die Wahrheit und das Schlimmſte zu ſagen“, fuhr Mathilde fort, „dieſer Herr von Schenk iſt ein vortrefflicher Mann.“

„Im Ernſt?“ entgegnete Eduard lächelnd mit einem leichten Zug von Verlegenheit.

„Nur einige Jahre älter als Du; hübſch, ein ſehr angenehmer Geſellſchafter und von größter Gutmüthigkeit. Dabei ſehr gebildet und — reich!“

Jener wurde unruhig. „Und dieſer Herr von Schenk?“ rief er. „Ich bitte Dich, rede!“

„Dieſer Herr von Schenk war in letzter Zeit viel in unſerm Hauſe, er hat Partien arrangirt, denen ich mich nicht entziehen konnte, er hat das Herz meiner Eltern, beſonders meines Vaters, gewonnen, er hat ihm ſeine Abſicht angedeutet, bei mir um meine Hand an-

zuhalten, mein Vater iſt entzückt, und ich muß jeden Moment erwarten —"

„Himmel!" fiel der junge Mann ein; „das iſt ja eine Fluth von ſchlimmen Neuigkeiten! — Aber Du, liebe Mathilde — Du ſelbſt?"

„Ich", verſetzte ſie mit Selbſtgefühl, „habe an Dich geſchrieben und Dich hieher gerufen!"

„Ja, Du biſt gut", rief er, „Du bleibſt mir treu —"

„Ich hab' es Dir gelobt", erwiederte das Mädchen, „und ich halt' es!"

Eduard ergriff ihre Hand und rief: „Edles Herz! — Aber was iſt zu thun? Was ſollen wir —"

„Das iſt eben die Frage", entgegnete Mathilde. „Ein Grund, den die einzige Tochter gegen einen Freier wohl geltend machen könnte, fällt leider weg: Herr von Schenk iſt ein Mann, an dem ich nichts auszuſetzen weiß!"

Die Lippe Eduard's verzog ſich. „Alſo ein förmliches Ideal!" erwiederte er. „Der Mann, wie er ſein ſoll —"

„Scherz bei Seite", bemerkte ſie, „es fehlt ihm nichts, als — meine Liebe!"

„Dann fehlt ihm Alles!" rief jener, zärtlich ihre Hand faſſend, „und ich — ich beſitze Alles!"

„Ja", erwiederte ſie lächelnd, „für mich wohl — aber nicht für meine Eltern!"

Eduard zuckte die Achſeln. „Das iſt wahr“, ſagte er.

„Wenn mein Vater Herrn von Schenk aufs Höchſte ſchätzt, ja bewundert, ſo weißt Du, guter Eduard, daß in Bezug auf Dich nicht das Gleiche der Fall iſt.“

„Leider!“

„Vater und Mutter“, fuhr Mathilde fort, „halten Dich für ... ein wenig leichtſinnig — flatterhaft — vergnügungsſüchtig! — Ja, und auch Clementine von Berneck, die mit ihrem Vater in die Reſidenz gezogen iſt, hat mir vor einigen Wochen geſchrieben, daß Du Dich recht gut unterhältſt!“

Eduard, den dieſe Worte eigen getroffen hatten, ſah ſie prüfend an. „Du ſtehſt in Briefwechſel mit Fräulein von Berneck?“ fragte er.

„Sie hat ihn ſelbſt begonnen“, verſetzte Mathilde; „und — mir war's lieb, etwas von Dir zu hören!“

Eduard neigte ſich dankend. „Nun ja“, ſagte er, „ihr Bruder, der Lieutenant, iſt einer meiner Freunde. — Auf dieſen“, ſetzte er lächelnd hinzu, „hat ſie ſich wohl berufen?“

„Sie hat nichts von ihm geſchrieben“, erwiederte Mathilde.

„Meine Liebe“, verſetzte der junge Mann ſich zuſammennehmend, „Du kennſt mich. Ich bin geſelliger Natur und im Grund meiner Seele vergnügt, wo ich auch bin — weil Du mir gehörſt! Doch jetzt will

man Dich mir entreißen, und jetzt gilt's Ernſt — Ernſt und Beſonnenheit!" Nach einigem Beſinnen fragte er, entſchloſſen aufſehend: „Biſt Du fähig, etwas zu wagen?"

„Das", verſetzte Mathilde, „glaube ich gezeigt zu haben."

Eduard ſchwieg. Dann fuhr er fort: „Wenn Du Dich entſchließen könnteſt, mit mir zu entfliehen —"

„Wie?" rief das Mädchen.

„Dann würde Herr von Schenk zurücktreten und Deine Eltern wären gezwungen, uns zu verzeihen."

Mathilde ſah ihn betroffen an. „Eduard", rief ſie, „was forderſt Du! — Ich ſollte meinen Eltern, die mich über Alles lieben, ſolchen Kummer, ſolche Schande bereiten? — Das ſagſt Du nicht im Ernſt!"

Jener, der ſie ſcharf angeſehen, erwiederte: „Verzeih mir! Die Größe der Gefahr erſchreckte mich und gab mir einen Gedanken ein, wobei ich nur an mich dachte! — Aber ich ſinne vergebens —"

„Handeln wir offen und ehrlich!" rief das Mädchen. „Gehen wir von hier zu meinen Eltern, ſagen wir Alles — — Du ſchüttelſt den Kopf?"

„Du kennſt Deinen Vater", entgegnete Eduard. „Bei ſeinen Anſichten über mich, bei ſeiner Hochachtung vor Rang und Reichthum hätte ich beleidigende Reden, vielleicht eine ſchmähliche Behandlung zu erwarten. Ich bin arm, aber ich halte auf Ehre!"

Mathilde ſah betreten für ſich hin. „Es iſt wahr“, ſagte ſie. „Er muß vorher zu Deinen Gunſten geſtimmt werden, Du mußt eine Fürſprache haben! Ich bin zu allem entſchloſſen — aber wie find' ich Zeit dazu? — Jeden Moment kann der Freier eintreffen!“

Sie ſchwieg nachdenklich. Mit einem Male fuhr ſie auf und rief: „Halt, da kommt mir ein Gedanke!“

„Ein Rettungsgedanke?“

„Ein ſeltſamer Gedanke“, erwiederte ſie mit einem Ausdruck, der ein entſprechendes Bedenken verrieth; „aber der beſte, den ich habe! — Ja“, ſetzte ſie hinzu, „ſo iſt Hoffnung, und ich muß es wagen!“

„Aber was, liebe Mathilde, was?“ rief jener.

Das Mädchen ſah ihn mit freundlicher Ueberlegenheit an. „Das bleibt vorderhand mein Geheimniß, lieber Eduard!“ ſagte ſie. „Ich bin heiter bei aller Aufregung! In Gottes Namen!“

Jener, mit großem Ernſt, entgegnete: „Mathilde, hör' auf einen Mann, der die Welt doch etwas mehr kennt, als Du! Die Sachen ſtehen ſo, daß ich Dich ohne eine Entſcheidung nicht wieder verlaſſen kann. Haſt Du ein Mittel, ſo gebrauch es muthig, daß es zu einer Entſcheidung kommt. Verſagt es Dir, ſo müſſen wir entſchloſſen zu einem andern greifen. Sonſt iſt Alles verloren für mich und für Dich!“

„Vertraue mir!“ erwiederte das Mädchen. Und mit einem anmuthig heroiſchen Ausdruck ſetzte ſie hinzu:

„Ich ziehe für Dich ins Feld, und mit dem Sieg kehr' ich wieder! — Für jetzt", ſagte ſie dann, „erlaube mir, daß ich Dich einen Moment allein laſſe!"

Sie ging zur Thür, die auf den Hausgang führte, riegelte ſie auf und verließ das Zimmer.

Eduard ſchaute ihr nach, nickte und machte unwillkürlich eine Bewegung des Bedauerns. „Das gute Mädchen", ſagte er. „Sie liebt ſo treu wie jemals!" — Er ſchwieg und ſah für ſich hin, wie Einer, der eine Frage ſcharf ins Auge faßt. Mit einem Seufzer fuhr er fort: „Es bleibt mir keine andere Wahl! Da der Abgrund, der mich zu verſchlingen droht, — hier die Hand, die ſich mir liebevoll entgegendrängt, um mich zu retten! Ich muß ſie annehmen, es geht nicht anders — was unmöglich iſt, iſt unmöglich! — — Und wenn ich dem braven Mädchen etwas verſchweige, betrüg' ich ſie? Mein Entſchluß iſt gefaßt. Hab' ich erreicht, was ich will und was ich haben muß, dann mach' ich das Vergangene gut — und beginne an der Seite einer wackern Frau ein anderes Leben."

Als er dies geſprochen, ging die Thür und Mathilde trat ein. „Lieber Eduard", ſagte ſie, „wir müſſen uns trennen — ich erwarte Herrn von Schenk."

„Er wird ſich Dir erklären!" rief jener.

„Höchſt wahrſcheinlich", entgegnete ſie. „Aber meine Antwort iſt bereit!"

Eduard ſah beſorgt auf ſie. „Denk an die Treue,

die wir uns gelobt! Denk an meine Liebe! Denke daran, daß —"

„Eduard!" rief sie fast unwillig.

„Die Schilderung dieses Mannes", entgegnete er; — „ich bin in Furcht, ich will's nicht leugnen. Gieb mir nochmal Deine Hand, schwöre mir —"

Mathilde schaute ihn mit einem Blick an, der Mitleid und Nachsicht ausdrückte. „Nun", rief sie, „hier meine Hand und meinen wiederholten Schwur: Liebe um Liebe und Treue um Treue, selbst gegen den Willen des Vaters!"

„Ich danke Dir!" versetzte Eduard, lebhaft ihre Hand schüttelnd. —

„Fräulein!" rief es draußen vom Corridor.

„Herein!" antwortete Mathilde.

Es war Nanni. Sie warf einen flüchtigen Blick auf den jungen Mann und sagte zu Mathilde: „Herr von Scheuk ist hier und bittet um die Erlaubniß, Ihnen aufwarten zu dürfen."

Die Liebende nickte und wendete sich zu Eduard. „Adieu! In einer halben Stunde komm wieder! — Geh!" setzte sie lächelnd hinzu, als jener zauderte; und er entfernte sich durch die Seitenthür.

Erröthet und aufgeregt sagte sie zu Nanni: „Herr von Schenk ist willkommen!"

Als das Mädchen fort war, legte sie die Hand auf ihre Brust und rief: „Still, unruhiges Herz! Du mußt — ich kann Dir nicht helfen!"

II.

Wenige Minuten, und der Gemeldete ſtand vor ihr. Sein Ausſehen verrieth eine tiefe Bewegung, die aber durch das Bewußtſein der Abſicht, die ihn hieher geführt hatte und deren Ernſt in ſeinen edeln Zügen ſich ausdrückte, gedämpft erſchien. — „Fräulein Mathilde“, begann er mit einem Ton der Achtung und Liebe, „Sie haben die Güte gehabt —“

„Sie ſind willkommen, Herr von Schenk“, erwiederte ſie mit unſicherer Stimme.

„In der That?“ entgegnete er mit halbverlegenem Lächeln.

Die Gewiſſensfrage machte das Mädchen erröthen. „Sie zweifeln?“ erwiederte ſie.

Eine Pauſe trat ein. Schenk faßte ſich und ſagte mit feſter Stimme herzlich: „Mein Fräulein, ich wage zu hoffen, daß Ihnen nicht ganz unbekannt iſt, was mich zu Ihnen führt!“

„Ich geſtehe —“

„So laſſen Sie mich offen reden“, fuhr er fort, „und hören Sie mich gütig an! — Wenn ich in der Abſicht, die Sie kennen, vor Sie trete, ſo iſt es nicht

nur der Zug des Herzens, der mich zu Ihnen führt, sondern die tiefe innige Ueberzeugung, die ich bei der ersten Zusammenkunft mit Ihnen erlangt habe: daß Sie das Wesen sind, dem ich mich selbst, meine Liebe, mein Leben weihen muß."

Mathilde schaute zu Boden.

„Ich sah Sie", fuhr Schenk fort, „wie Sie sich vielleicht erinnern, zum ersten Mal im Haus Ihrer Tante. Ich hörte Sie in der Unterhaltung mit dieser vortrefflichen Frau und — ich kaufte Leutfels."

„Wie", rief Mathilde, „Sie hätten —"

„Das Gut gekauft, um Ihr Nachbar zu werden", erwiederte er.

„Ah", rief das Mädchen mit unwillkürlichem Dankgefühl.

Jener, mit einem Ausdruck von Hoffnung, sagte: „Zwei Monate sind verflossen. Ich habe Sie näher kennen gelernt, und meine Achtung, meine Liebe ist mit jedem Tage gewachsen. Ich gewann die Freundschaft Ihrer Eltern, und, wie ich mir schmeichle, zu gleicher Zeit Ihr Zutrauen, Ihr Wohlwollen. Und nun, verehrtes Fräulein, was soll ich weiter sagen? Sie kennen meine Stellung, meinen Charakter und — mein Herz. Sagt das Ihrige Ja zu meinem Antrag, dann lassen Sie es auch die holden Lippen sagen und reichen Sie mir diese schöne, liebe —"

Er wollte ihre Hand ergreifen, aber Mathilde trat

zurück. „Herr von Schenk“, entgegnete ſie mit inniger Scheu, „wenn Sie wüßten —“

„Sie weichen aus?“ rief er beſtürzt. Mit befangenem Lächeln ſetzte er hinzu: „Verlangen Sie Bedenkzeit?“

„Nein“, rief das Mädchen entſchloſſen; „es ſoll jetzt entſchieden werden!“

„So reden Sie“, verſetzte Schenk ſich ermannend, mit Güte. „Sagen Sie, was ſie denken und fühlen; was es auch ſein mag, es wird mir das Liebſte ſein.“

„Herr von Schenk“, begann Mathilde, „ich ſchätze Sie unendlich — Sie ſind der edelſte, beſte Mann — Sie verdienen alles Glück der Erde — aber ...“

„Aber?“

„Nehmen Sie dieſes Geſtändniß großmüthig auf — mein Herz — ich kann es nicht ändern —“

„Sagen Sie's offen!“ rief Schenk die Farbe wechſelnd. „Sie lieben mich nicht?“

„Ich geſtehe —“

„Wirklich?“ fiel er ſchmerzlich lebhaft ein, — „Sie lieben mich nicht? — Ah das iſt unglücklich!“

„Ich bitte Sie um Vergebung!“ verſetzte ſie. „Inſtändig!“

„Aber mir ſchien's doch“, fuhr er nach kurzem Schweigen aufgeregt fort, „als wäre ich bei Ihnen wohlgelitten — als wären Sie mir gut — von Herzen gut?“

„Das wohl“, entgegnete ſie; „aber ...“

„Aber von da zur Liebe, zur wirklichen Liebe, iſt noch ein weiter Schritt ... wollen Sie ſagen?“

„So ungefähr“, erwiederte ſie ſchüchtern.

„O Eitelkeit, Eitelkeit“, rief der Abgewieſene, ſeinen Schmerz zurückdrängend, „wie tief ſteckſt Du im Menſchen! — Ihre Freundlichkeit, Ihr Zutrauen — ich hätte darauf geſchworen! — — Nun“, ſetzte er mit einem Seufzer hinzu, „nun bin ich freilich geheilt! Aber, mein Fräulein, ich kann's Ihnen wohl ſagen: die Empfindung, die ich habe, iſt nicht ſehr angenehm!“

Mit einem unmerklichen Lächeln des Bedauerns verſetzte ſie: „Es iſt mir auch recht ſchwer — außerordentlich ſchwer angekommen, Ihnen dies Geſtändniß zu machen. Aber wenn ſo viel auf dem Spiele ſteht —“

„Natürlich“, verſetzte er. „Wenn man heirathen ſoll und nicht liebt, da muß man ſchon reden! Ich begreife das vollkommen! — Aber nun erlauben Sie mir eine Frage. Wenn es mir nicht gelungen iſt, Ihr Herz zu gewinnen — gibt es vielleicht einen Andern, der es ſchon gewonnen hat?“

Mathilde, erröthend, ſagte nach kurzem Zögern: „Ich kann es nicht leugnen.“

„In der That?“ rief jener; — „Sie ſcherzen nicht?“

„Ich ſage die Wahrheit“, erwiderte ſie.

„So fahre hin, meine ſchöne Hoffnung!“ rief Schenk; — „nun iſt Alles verloren! — Und darf

man fragen", fuhr er nach einer Pauſe fort, „wer der Glückliche iſt?"

„Es iſt mein Vetter Eduard", erwiederte ſie beſcheiden; „Acceſſiſt in der Reſidenz — und ſeit Kurzem, von mir gerufen, in der Nähe. Wir kennen uns ſchon ſo lange! Er brachte die Ferien bei uns zu — wir machten Ausflüge — wir tanzten zuſammen —"

„Ich begreife", ſagte Schenk. „Holde Erinnerungen, Lebensfreude, Poeſie! — Sie ſind glücklich!"

„O", rief Mathilde, „noch lange nicht!"

„Wie ſo?" fragte jener.

„Sie wiſſen", entgegnete ſie, „meine Eltern wollen durchaus, daß ich Ihnen meine Hand gebe!"

„Mein Fräulein", erwiederte er mit einem ſtolzen Verziehen des Mundes, „glauben Sie, daß ich Ihnen nach dieſer Erklärung noch im Wege ſtehen werde?"

„O nein!" verſetzte das Mädchen. „Sie ſind zu edel, zu gut dazu!"

„Zu viel Ehre!"

„Aber Eduard iſt arm", fuhr ſie mit geſenktem Blicke fort, „hat noch keine Anſtellung — und mein Vater hat darüber ſeine Anſichten."

„Das iſt wahr", verſetzte Schenk begütigt.

„Mein Vater könnte uns wohl glücklich machen", fuhr ſie fort, — „er iſt ja reich! — Aber er iſt Eduard ohnehin nicht ſehr gewogen, und wenn er erſt hört, was er wünſcht, ſo fürchte ich ſehr —"

„Sie haben Recht. Er wird zornig werden, und ſtatt Herrn Eduard in ſeine Familie aufzunehmen, könnte er ihn eher —"

„Aus dem Hauſe weiſen! Leider!"

„Das iſt ſchlimm!" verſetzte Schenk, der ſich unvermerkt zum Vertrauten gemacht ſah und mit ſeiner Ritterlichkeit in die Rolle ſich fand. „Aber Sie können ja warten! Herr Eduard ſoll ſich hervorthun, und wenn er mit einem wohlklingenden Titel in Uniform erſcheint —"

„Das iſt ja gerade das Schlimme", entgegnete ſie, „daß ich nicht warten ſoll! Eduard dringt auf eine Entſcheidung; er iſt ſo ängſtlich, ſo aufgeregt! Er fürchtet, mich zu verlieren; er wird nur Ruhe finden, wenn er das Jawort der Eltern hat!"

„Ich verſtehe. Nun, da hilft dann weiter nichts: friſch zuſammen vor die Eltern getreten und das Geſtändniß gemacht!"

„Das müſſen und wollen wir", verſetzte Mathilde, deren Stimme einen eigenen reſignirten und bittenden Klang erhielt. „Aber was können wir hoffen, wenn der Vater nicht durch eine gute Fürſprache ſchon einigermaßen erweicht und für unſern Wunſch geſtimmt iſt?"

„So wenden Sie ſich", entgegnete Schenk nicht ohne eine Anwandlung von Ungeduld, „an einen Verwandten, der Einfluß auf Ihre Eltern hat!"

„Ich habe keinen ſolchen Verwandten", verſetzte das

Mädchen zu Boden ſehend. — „Ich kenne nur Eine Perſon, die bei meinem Vater im größten Anſehen ſteht und die ihn bewegen könnte, eine Entſchließung zu ändern! Wenn dieſe Perſon ſich unſrer annehmen wollte und recht warm für mich, für den armen Eduard ſpräche, ſo wäre noch Hoffnung!“

„Und dieſe Perſon?“

„Sind Sie, Herr von Schenk“, erwiderte das Mädchen leiſe.

„Was?“ rief jener auffahrend, — „ich? Das muß ich geſtehen! — Ich ſoll einem Nebenbuhler zu Ihrer Hand verhelfen?“

„Ihr gütiges Fürwort einlegen“, ſagte die Erröthete demüthig, „ja, ich bitte Sie darum!“

Schenk drehte ſich auf dem Abſatz herum. Dann ſtellte er ſich vor ſie und rief nicht ohne einen Klang von Unwillen: „Halten Sie mich für einen Engel?“

„In der That, Herr von Schenk“, erwiederte ſie, „das thu' ich, und nur deswegen —“

„Ein Engel, der einen Korb erhält!“ rief er. „Schöne Auszeichnung! — Aber man darf in dieſer Welt nur ein guter Menſch ſein, und man iſt gewiß verloren!“

„Herr von Schenk“, erwiderte Mathilde mit inniger Bitte, „verzeihen Sie mir. Ich bin in der größten Noth. Auf der einen Seite von meinen Eltern gedrängt, Ihnen meine Hand zu geben; auf der andern

von Eduard getrieben, in Angſt und Leidenſchaft getrieben — was ſoll' ich thun? Ich hab' umhergeſonnen, aber zu Niemand konnt' ich das Zutrauen haben, als zu Ihnen! Sie ſind ſo großmüthig, ſo uneigennützig —"

„Bitte!"

„Und in mir hat's gerufen: Vertrau Dich ihm ganz, er wird Deine Noth fühlen, er wird Dir helfen!"

Schenk ſah ſie an. „Alſo wirklich", ſagte er, — „nur von mir erwarten Sie Hülfe?"

„Nur von Ihnen!" erwiderte ſie mit größter Beſtimmtheit.

Jener ſchwieg. Dann, mit einem vollen Klang des Humors, rief er aus: „Nun — in Gottes Namen! Niemand entgeht ſeinem Schickſal! Und da ich nun doch einmal ein guter Narr bin, ſo will ich's auch ganz ſein! — — Fräulein — ich will Ihnen helfen!"

„O Sie edler Mann!" rief das Mädchen. „Ich hab' mich nicht getäuſcht!"

„Aber", fuhr jener fort, „auf meine Weiſe!"

Mathilde ſah ihn fragend an; er trat näher zu ihr und ſagte: „Sie geben zu, eine Strafe haben Sie hinſichtlich meiner verdient?"

„Ich geſteh's", erwiderte ſie beſchämt.

„Alſo müſſen Sie auch eine Laſt auf ſich nehmen und ſie abbüßen. — Ohnehin, wenn ich vor Ihre Eltern treten und ſagen wollte: Ich habe mich um die Hand

Ihrer Tochter beworben, ich erfahre aber, daß ein Anderer geliebt wird, und nun bitte ich recht ſehr, geben Sie dieſem Andern ihre Hand! — Das wäre doch wohl gar zu kläglich!“

„Es iſt wahr!“ verſetzte ſie unwillkürlich lächelnd.

„Sie müſſen zuerſt ins Feuer!“ rief Schenk. „Sie müſſen Ihre Leidenſchaft vor Ihrem Vater offenbaren — eine Leidenſchaft, die den Kampf nicht ſcheut, die zum Kühnſten entſchloſſen iſt, und ſich eben darum Reſpect erwirbt. Haben Sie den Feind erſchüttert, dann komm' ich ins Treffen und helf' ihn beſiegen.“

„Alſo wirklich? Und ich kann mich auf Sie verlaſſen?“

„Hier meine Hand“, entgegnete Jener, „und das Wort eines Mannes von Ehre! — Sprechen Sie mit Ihren Eltern, ich bin in der Nähe und werde zu rechter Zeit erſcheinen.“

„Nun bin ich gerettet!“ rief das Mädchen.

„Fräulein“, erwiederte Schenk den Kopf ſchüttelnd, „Sie ſind von einer Naivetät —“

Mathilde war blutroth geworden. „Verzeihen Sie, Herr von Schenk“, entgegnete ſie, „ich bin halb von Sinnen! — Gerettet aus der Noth, in die das Schickſal mich gebracht hat, wollt' ich ſagen. — Aber ewig werde ich Ihnen Dank wiſſen, die herzlichſte, innigſte Verehrung —“

„Verehrung!“ rief jener. „Ja, ja, das iſt die

Münze, womit man unſer Einen bezahlt! — Verehrung! Und das Bewußtſein der Tugend dazu, nicht wahr? — Und zu alledem: das Nachſehen!“

Mathilde horchte. „Ich höre die Stimme meines Vaters! Himmel!“ rief ſie.

„Er wird neugierig ſein!“ bemerkte Schenk die Achſel zuckend. — Nach einem Blick auf Mathilde, welche die Farbe wechſelte, rief er: „Muth! Immer friſch gewagt! — Auf Wiederſehen!“ — Er grüßte mit der Hand und entfernte ſich durch die Seitenthür.

Mathilde ſtand nachdenklich. „Was iſt das für ein Mann!“ rief ſie mit einem Ausdruck beinahe feierlicher Anerkennung. — Dieſe Probe hätte kein Anderer beſtanden! — und er übertrifft meine Erwartungen — er ſtellt nicht nur ſeinen guten Willen, ſondern auch ſeinen Geiſt zu meinen Dienſten!“ — „Er hat mich geliebt“, fuhr ſie nach kurzem Schweigen fort; — „er liebt mich noch — ich ſah's an der Trauer, die aus ſeinem Auge ſchimmerte, obwohl er ſie in liebenswürdiger Laune verbergen wollte! — Beim Himmel, Eduard, — Du darfſt Dir etwas einbilden!“

III.

Vater und Mutter traten ins Zimmer. Es waren kräftige, behäbige Gestalten, deren Züge aber mehr Lebenserfahrung, Weltverstand und bürgerliche Bravheit ausdrückten, als feinere Bildung des Geistes und Herzens. In dem runden, röthlichen Gesicht des Mannes war ein Zug, der auf einen gewissen häuslichen Humor deutete. Die Frau mußte früher schön gewesen sein; wenn aber damals auch etwas Poetisches aus ihren Augen gesehen hatte, so war es jetzt verflogen, um natürlicher Gutmüthigkeit den Platz allein zu überlassen. Im Ganzen flößte das stattliche Paar Vertrauen ein, und ein Freier der Tochter konnte sich durch ihre Art vielmehr angezogen fühlen: sie sahen aus wie Leute, mit denen bequem zu leben war.

„Nun, Mathilde", begann der Vater mit einem hoffenden Lächeln, „Herr von Schenk hat mit Dir gesprochen?"

„Ja, Vater", erwiderte das Mädchen.

„Und ihr seid einig?"

„Wir sind einig."

„Brav, meine Tochter!" rief der Alte jovial. „Ich

hab' doch immer gewußt, daß ich ein vernünftiges Kind habe! — Komm, das verdient einen Kuß!"

„Verzeihung, lieber Vater!" entgegnete Mathilde zurücktretend.

„Nun?"

„Ich muß Dir vor Allem ein Geſtändniß machen."

„Ein Geſtändniß?" rief die Frau, die befremdet auf ſie geſehen.

„Ja", verſetzte Mathilde, „ein Geſtändniß — die heiligſte Pflicht gebietet mir's."

„Die heiligſte Pflicht?" entgegnete Wieſenborn, indem er eine gewiſſe unmuthige Verwunderung ausdrückte. — „Gut, ich höre."

„Ich bin Dein einziges Kind", begann Mathilde.

„Bekannt", erwiderte Jener.

„Du biſt mit Glücksgütern geſegnet."

„Zur Noth. Auch bekannt."

„Und Du haſt keine andere Sorge in der Welt, als mich glücklich zu machen!"

„Wieder bekannt", verſetzte der Alte mit Ungeduld. „Ich hab' das immer und am meiſten dadurch bewieſen, daß ich Dir den vortrefflichſten Mann beſtimmt habe, der im Lande zu finden iſt."

„Lieber Vater", erwiderte Mathilde, „nimm all Deine Liebe und Güte zuſammen — und höre mich! — Ich kann — es thut mir unendlich leid, Dir dies ſagen zu müſſen! — ich kann Herrn von Schenk nicht heirathen."

„Was?“ entgegnete der Alte.

„Um's Himmelswillen!“ rief die Mutter.

Jener, ſich zuſammennehmend, ſah das Mädchen an und ſagte ſtreng: „Du willſt Herrn von Schenk nicht heirathen?“

„Ich kann nicht“, entgegnete ſie.

„Und warum nicht?“

„Weil ich ihn nicht liebe.“

„Wie“, rief die Frau, „iſt Herr von Schenk nicht der liebenswürdigſte Mann in der ganzen Umgegend?“

„Ich geb' es zu.“

„Iſt er nicht ein Mann von Charakter und Ehre?“ rief der Alte.

„Gewiß!“ entgegnete Mathilde.

„Iſt er nicht ein Mann von Geiſt und Bildung?“ fuhr die Mutter fort.

„Sicher.“

„Iſt er nicht ein Mann von edler, einflußreicher Familie?“ verſetzte Wieſenborn mit großem Ernſt.

„Iſt er nicht der beſte Menſch von der Welt?“ rief die Frau mit glänzenden Augen, — „das bravſte Herz unter der Sonne?“

„Alles, Alles das iſt er!“ erwiderte Mathilde. „Ich weiß das vielleicht beſſer als Jemand, und ich ſchätz' ihn unendlich. Aber die Liebe, beſter Vater, iſt etwas ganz Anderes. Das iſt ein Zug des Herzens, dem wir nicht widerſtehen können. Wenn ſie unſere

Seele erfüllt, dann ſehen wir die geliebte Perſon in einem Zauber — in einem Glanz, durch den Alles überſtrahlt wird! O das iſt ein Drang, eine Wonne! — Mit dem Geliebten zu leben", fuhr ſie fort, indem ihre Wangen höher ſich rötheten, „für ihn zu leiden, für ihn zu ſterben, iſt das höchſte, das einzige Glück! Ihm anzuhängen, ihm ganz anzugehören und mit ihm Alles zu überwinden, iſt die höchſte, die heiligſte Pflicht. Ja, lieber Vater —."

Weiter ließ der Alte ſie nicht reden. Staunend — denn allerdings hatte er von der Tochter noch nie ſolche Dinge vernommen! — war er dageſtanden und hatte blos mit Kopfſchütteln geantwortet. Jetzt rief er entrüſtet: „Sagſt Du das einem alten Geſchäftsmann? Das iſt romantiſcher Unſinn!"

„Phantaſien, liebe Tochter", fügte die Frau hinzu, „eitle kindiſche Phantaſien!"

„Nein, liebe Mutter", entgegnete Mathilde, „keine Phantaſien, ſondern reine klare Wahrheit. Mit dieſer Liebe liebe ich wirklich — einen Andern!"

„Was", ſchrie Wieſenborn, „Du liebſt —"

„Du unterſtehſt Dich?" rief die Mutter.

„Ich liebe", erwiderte Mathilde. — „ich muß lieben!"

Wieſenborn faßte ſich gewaltſam. „Und wer iſt der Mann", fragte er mit zuſammengezogenen Brauen, „den Du einem Herrn von Schenk vorziehſt? Kennen wir ihn?"

„Ihr kennt ihn“, verſetzte die Tochter, — „er ſteht Euch nahe — es iſt Vetter Eduard!“

Beide ſahen ſtarr auf ſie. „Biſt Du toll?“ — „Biſt Du von Sinnen?“ riefen ſie faſt zu gleicher Zeit.

„Der arme Schlucker?“ fuhr der Alte mit Verachtung fort.

„Der lockere Zeiſig?“ fügte die Frau hinzu.

„Ein Menſch, der nichts iſt?“ rief der Vater.

„Und der nie etwas werden wird?“ ſchloß die Mutter.

Mathilde, welche den verbundenen Angriff ausgehalten, erhob nun das Haupt. „Ihr thut dem guten Eduard Unrecht, bitter Unrecht!“ entgegnete ſie. „Reich iſt er nicht, das iſt wahr, und angeſtellt iſt er auch noch nicht. Aber er liebt mich, er liebt mich über Alles! Aus Liebe zu mir wird er thun, was in ſeinen Kräften ſteht, er wird eine Stellung gewinnen, wird höher und höher ſteigen. Wenn ihr Eure Einwilligung gebt, wenn ich die Seine bin —“

„Daraus wird nie etwas!“ entgegnete der Alte.

„Was bildeſt Du Dir ein?“ rief die Frau.

„Lieber Vater, liebe Mutter!“

„Unter keiner Bedingung!“ tobte der Alte. „Nun und nimmermehr!“

„Glaubſt Du“, fuhr die Mutter fort, „weil Du unſer einziges Kind biſt, kannſt Du uns trotzen?“

„Ich will Dir zeigen, wer Herr im Hauſe iſt!“ ſchrie der Vater.

„Ich will die Pflicht einer Mutter gegen ihr ſinnloſes Kind erfüllen“ ſetzte die Frau hinzu.

Mathilde ſtand ruhig — entſchieden da. „Liebe Eltern“, ſagte ſie, „ich kenne Eure Macht, und ich werde gehorchen, ſoweit ein Kind dazu verpflichtet iſt. Aber bevor Ihr einen gewaltſamen Entſchluß faßt, hört mich an. Ich liebe Eduard ſeit Jahren, wir haben uns Treue geſchworen — für Zeit und Ewigkeit!“

Wieſenborn zuckte verächtlich die Achſeln.

„Ich kann“, fuhr Mathilde ſich ſelbſt erregend fort, „nicht die Seine werden ohne Eure Einwilligung, das weiß ich, und ich will es nicht werden. Aber ich werde auch keinem Andern meine Hand reichen — das iſt mein feſter Entſchluß. Ich werde allein leben und — ſterben!“

„Hilf Himmel!“ rief die Mutter.

„Alberne Vorſätze“, bemerkte der Vater geringſchätzig, „die man Dir austreiben wird!“

„Ich ſage Dir, was ich denke und fühle“, entgegnete die Tochter mit Ernſt, „und was unvermeidlich kommen wird. Eduard hat mein heiliges Verſprechen, ich muß es halten, ich kann und darf es nicht verletzen. Ich würde mich ſelbſt verachten, wenn ich's thun könnte, mein ganzes Leben wäre vergiftet. Auch aus Liebe zu Euch kann ich's nicht. Darf ich Dem nicht meine Hand geben, der mein Herz und meinen Schwur hat, dann habe ich keinen fröhlichen Tag mehr! Das Glück iſt mir geraubt und das Leben verkürzt!“

„Bah“, verſetzte der Alte, „das kennen wir!“

„Du wirſt Dich anders beſinnen!“ ſagte die Frau.

„Nein“, rief das Mädchen in Thränen ausbrechend, „nein, nein! Ich werde es nicht überleben! — Ich will es nicht überleben!“ ſetzte ſie leidenſchaftlich hinzu.

„Gerechter Gott!“ rief die Mutter erſchrocken.

„Das iſt ja zum Verzweifeln!“ ächzte der Alte. „Und ich glaubte, ein vernünftiges Kind zu haben! Dummkopf! Dummkopf!“

Er wandte ſich hinweg und ging heftig im Zimmer auf und ab.

„Aber ſagteſt Du nicht“, begann die Mutter zu Mathilde, „Du wärſt einig mit Herrn von Schenk?“

„Ja wohl“, antwortete ſie, „und ich bin's auch. — Ich hab' ihm meine Liebe zu Eduard geſtanden, und er tritt freiwillig von ſeiner Bewerbung zurück.“

„Wie?“ rief Wieſenborn. „Aber er liebt Dich!“

„Eben darum tritt er zurück!“ erklärte die Tochter.

„Das begreif' ein Anderer!“ erwiederte der Alte mit grimmigem Kopfſchütteln.

In dieſem Augenblicke kam Nanni und ſagte: „Herr von Schenk wünſcht die Ehre zu haben!“

„Hör' ihn ſelbſt!“ rief Mathilde dem Vater zu, während Nanni ſich entfernte.

Schenk trat ein. „Ah“, rief Wieſenborn, „Sie kommen gerade recht! — Sie haben um die Hand meiner Tochter angehalten?“

„Ja, Herr Wieſenborn“, war die Antwort.

„Wann wollen Sie, daß die Hochzeit ſei?“

Schenk warf einen Blick auf Mathilde, die eine bittende Bewegung machte. „Die Hochzeit mit mir“, erwiderte er, — „niemals! Die Hochzeit mit einem Andern — ſo bald als möglich!“

„Siehſt Du?“ rief Mathilde dem Vater zu.

„Alle ſind toll!“ entgegnete dieſer. „Aber Sie lieben meine Tochter!“ fuhr er zu Schenk gewendet fort.

„Aus Liebe und Achtung“, verſetzte dieſer, „tret' ich zurück.“

„Siehſt Du?“ wiederholte das Mädchen.

„Herr von Schenk“, ſagte Wieſenborn, indem er ihn mit würdevollem Unmuth anſah, „ich habe mich in Ihnen getäuſcht! Ich habe Sie für einen Mann gehalten — Sie ſind ein ſchwaches Rohr, ein Spielzeug in der Hand eines überſpannten Mädchens!“

„Ich kann mich rechtfertigen“, erwiederte Jener mit Nachdruck.

„Ich glaub's nicht!“ verſetzte der Alte.

Schenk trat einen Schritt näher und ſagte: „Ich habe Fräulein Mathilde geliebt, ich habe an ihre Gegenliebe geglaubt und mich in dieſem Glauben um ihre Hand beworben. Da erfahr' ich, daß ihre Gunſt gegen mich nur freundſchaftliches Wohlwollen geweſen, daß ihr Herz einem Andern gehört! Ich gewinne davon

aus ihren Geſtändniſſen die volle Ueberzeugung — und nehme meine Bewerbung zurück."

„Wie?" rief Wieſenborn. „Die Flucht ergreifen, weil der erſte Angriff mißlang!"

„Herr Wieſenborn", verſetzte Jener, „darüber hab' ich meine eigenen Anſichten. Zur Ehe iſt und bleibt die wahre Liebe das erſte Erforderniß. Wo ſie iſt, da iſt Glück und Freude, da iſt die Fähigkeit, in tiefem Vertrauen mit einander durch's Leben zu gehen und ſeine Wechſelfälle zu ertragen. Wer um ein Herz wirbt und findet, daß es in ſolcher Liebe an einem Andern hängt, der muß zurücktreten wie ein Ungeweihter vor einem Heiligthum! Ein ſolches Band der Liebe zerreißen wollen, wäre der größte Frevel — eine Handlung der Selbſtſucht, deren ich unfähig bin!"

„So ſpricht ein Philoſoph", entgegnete Wieſenborn, „ein Phantaſt — kein Liebhaber!"

„So ſpricht und handelt gerade der Liebhaber", verſetzte Schenk mit Nachdruck, „wenn er das Herz auf dem rechten Fleck hat! Der wahre Liebhaber iſt nicht empfindlich und durch eine Abweiſung unter ſolchen Umſtänden nicht beleidigt. Er ſuchte, was nicht mehr zu finden war, er bat um etwas, das ſchon vergeben war — es iſt ſein eigenes Unglück. Sollte er nun toben, den Gekränkten ſpielen und gegen den glücklichen Nebenbuhler wüthen?"

„Ja", rief der Alte, „wenn er Ehre und Galle im Leibe hat!"

„Nein", entgegnete Schenk, „wenn er Liebe und Noblesse im Herzen hat! Wer keine Gegenliebe findet und verfolgt die Geliebte und das, was ihr theuer ist, mit Haß, der hat nie geliebt, sondern nur selbstsüchtig begehrt! Hat er geliebt, so wird sich sein Gefühl nicht in Haß, sondern in Freundschaft verwandeln; er wird auch nachher nichts Anderes wollen, als das Glück der Geliebten; und wenn er sich überzeugt hat, daß ihr Glück im Besitze des Nebenbuhlers besteht, so wird er ihr, kost' es, was es wolle, zu diesem Besitz verhelfen!"

„Das ist bewunderns — nein, abgeschmackt ist es und *lächerlich!*" rief Wiesenborn außer sich. „Und so einen Mann", fuhr er zu der Tochter fort, „willst Du nicht lieben, nicht heirathen? Du mußt ihn lieben!"

„Lieben müssen?" versetzte Schenk. „Nein, bester Herr, das geht nicht. Ich hab' auch schon resignirt und mein Absehen ist jetzt auf etwas ganz Anderes gerichtet. — Sie dürfen nicht glauben, edler Freund, daß ich einen Korb erhalten habe und weiter nichts. Auch für mich giebt es eine Empfindung, eine schöne Empfindung: Verehrung; wahre, herzliche Verehrung! — Nicht wahr?" setzte er mit einem Blick auf Mathilde hinzu.

„Ja", erwiderte diese, — „die tiefste Verehrung und ewige Dankbarkeit!"

„Da ſehen Sie! Und ich ſollte empfindlich ſein? Stolz bin ich — und dankbar will ich mich zeigen. — Lieber alter Herr“, fuhr er mit Laune drängend fort, „es hilft Ihnen nichts; wir haben zwei junge Leute, die ſich lieben — wir müſſen ſie verloben!“

„Niemals!“ entgegnete der Alte.

„Und warum nicht?“

„Eduard iſt ein leichtſinniger, charakterloſer Menſch — er ſpeculirt auf mein Vermögen, um es durchzubringen.“

„Ah!“ rief Mathilde mit vorwurfsvollem Blick.

Frau Wieſenborn hatte den Kopf geſchüttelt. „Da muß ich mich des Vetters doch annehmen“, ſagte ſie nun. „Ein Springinsfeld iſt er; aber ſein Fehler war, daß er nur immer zu wenig auf ſein Fortkommen bedacht geweſen iſt! — Er liebt unſere Tochter — iſt das ſo unnatürlich?“

„Wahrhaftig, nein!“ rief Schenk.

„Und dann iſt er doch immer unſer Verwandter!“ fuhr Jene fort.

„Dein Verwandter!“ entgegnete der Alte mit Schärfe.

„Nun“, erwiderte die Gattin, „ich dächte doch —“

„Nun ja“, verſetzte jener mit dem Humor des Aergers, „er iſt von Deinem Blut und ſollte ein Ausbund von Tugend ſein — aber keine Regel ohne Ausnahme. Er hätte vorzügliches Talent, um jährlich mit

zehntauſend Gulden Rente fertig zu werden. Aber er hat eine ſehr mittelmäßige Note erhalten, er wird keine Carriere machen und uns auf dem Halſe bleiben.“

„Du biſt ungerecht gegen Eduard“, verſetzte die Liebende, „ſehr ungerecht!“

Schenk hatte erwägend dageſtanden. „Hören Sie mich“, ſagte er jetzt. „Nach Allem, was ich über Ihren Vetter vernommen, hab' ich mir eine Anſicht über ſeinen Charakter gebildet.“

„Eingebildet!“ replicirte der Alte.

„Eduard“, fuhr Schenk fort, „iſt ein fröhlicher, gutmüthiger, liebenswürdiger Studioſus geweſen.“

„Das war er“, verſetzte die Frau mit dem Accent der Parteinahme.

„Gute Mutter!“ rief Mathilde.

„Als ſolcher hat er dem Colleg die Geſellſchaft, den Büchern das Leben vorgezogen, daher die mittelmäßige Note.“

„Schön erklärt!“ bemerkte der Alte.

„Allein im Leben hat er ſeinen Verſtand geſchärft und die Menſchen kennen gelernt; er iſt klug, geiſtreich, praktiſch geworden.“

„Beweis?“

„Haben Sie ihn nicht vor Augen?“ entgegnete Schenk. „Er hat die Liebe eines edlen, geiſtvollen Mädchens nicht nur gewonnen, er hat ſie ſich auch erhalten! Wer das konnte, der wird in kurzer Zeit

nachholen, was er im Studium verſäumt; er wird fortfahren, wie er angefangen, und von einem Poſten zum andern ſteigen."

Frau Wieſenborn ſah ihn fragend an. „Glauben Sie wirklich —"

„Iſt denn das ſo ungewöhnlich?" erwiderte jener. „Im Gegentheil, es kommt ſogar häufig vor, daß flotte Muſenſöhne, die vor lauter Geiſt und Leben nicht zum Studiren kamen, die beſten Beamten, Lehrer und Richter geworden ſind! Herr Eduard, der Gatte einer geliebten, ausgezeichneten Frau, wird in Kurzem Rath ſein; er kann Director, er kann Präſident — wer weiß? — er kann Miniſter werden!"

„Er kann aber auch gar nichts werden!" verſetzte Wieſenborn mit deſperatem Lachen. — „Herr von Schenk", fuhr er ernſter fort, „Sie haben Unrecht, dieſen leichtgläubigen Weibern ſolche Dinge in den Kopf zu ſetzen! — Rath! Director! — Ein Menſch der keine Connexionen und keine Protection hat!"

„Das iſt's, worauf ich kommen wollte!" entgegnete Schenk. „Sie wiſſen, daß ich einen Onkel Staatsrath und einen Vetter Miniſter habe!"

„Nun?"

„Ich habe dieſe Verbindungen nie benutzt; für mich war's nicht nöthig und ſonſt hat mich Niemand darum angegangen."

„Und Sie wollten —" rief Mathilde.

„Alles aufbieten bei diesen beiden sehr einflußreichen Herren, um unserem jungen Freunde eine rasche und glänzende Carriere möglich zu machen. Mein Wort darauf!"

„O, Sie wahrer Freund!" rief Mathilde mit feuchten Augen.

„Edler Mann!" setzte die Mutter bewundernd hinzu.

„Das wollen Sie thun?" rief Wiesenborn ihn ansehend. „Einen Mann, der Ihnen — das ist übermenschlich!"

„Lieber alter Herr", sagte Schenk, ihn bei der Hand nehmend, „was bleibt mir anders übrig? Wenn wir nicht glücklich sein können, müssen wir wenigstens tugendhaft sein! — Nun denn, Ihr Jawort!"

„Liebster Vater", sagte Mathilde, „ich bitte Dich in meinem und Eduard's Namen! Du kannst selbst keine Einwendung mehr machen! — Liebe Mutter, ich sehe, Du bist schon gewonnen — nimm Dich meiner an, bitte für mich!"

„Wie die Sachen stehen —" sagte die Frau.

„Bleibt keine andere Wahl", ergänzte Schenk. — „Also?"

Der Alte hatte sich vor die Tochter gestellt und sagte mit Nachdruck: „Du bist ein einfältiges Mädchen, Du bist eine ungehorsame Tochter, Du verdienst Strafe, und Du sollst sie haben! — Nimm den Burschen!"

„Ach liebſter, beſter Vater!“ rief die Glückliche.

„Bravo!“ ſetzte Schenk hinzu.

Der Alte ſah dieſen an. „Sie haben die Sache gemacht“, erwiederte er, „Ihr Abfall hat mich den Weibern in die Hände gegeben — auf Sie wälz' ich die Schuld, wenn's geht, wie ich fürchte!“

„Ich übernehme ſie“, verſetzte Schenk.

„O Vater“, begann Mathilde mit übergehenden Augen, „wenn Du wüßteſt —“

Mit humoriſtiſcher Verzweiflung entgegnete der Alte: „Jetzt noch Dank, Rührung, Thränen? — Das halte ein Anderer aus!“ Er wendete ſich ab und verließ raſch das Zimmer.

„Lieber Herr von Schenk“, ſagte die Mutter hierauf, „wenn man das Beſte nicht haben kann, muß man mit dem Guten vorlieb nehmen.“ — Zu der Tochter gewendet, ſagte ſie: „Laß mich nur machen! Ich will ihn ſchon beſänftigen! — Nun iſt's aber an Eduard, raſch zu kommen!“

„Liebe Mutter“, erwiderte das Mädchen, die Augen niederſchlagend, — „er iſt ſchon hier!“

„So ſo!“ verſetzte jene. „Abgekartet? — Indeß — jetzt um ſo beſſer! — Und Sie, Herr von Schenk — vergeſſen Sie Ihr Verſprechen nicht wegen der Empfehlungen.“

Nachdem ſie ſich vor dem Zuſagenden verneigt, folgte ſie dem Gatten.

IV.

Mathilde und Schenk ſtanden eine Weile ſchweigend. Dann ſah dieſer das Mädchen mit dem heitern Wohlwollen bewieſener Großmuth an und ſagte: „Fräulein Mathilde, ſind Sie mit mir zufrieden?“

„Ach, Herr von Schenk“, rief dieſe gerührt, „welchen Dank bin ich Ihnen ſchuldig! Welche Großmuth, welche Güte —“

„Bitte!“ rief Jener lächelnd. „Genau genommen, handle ich rein egoiſtiſch: es macht mir Vergnügen, Ihnen zu dienen, und ich diene Ihnen!“

„Um ſo edler iſt Ihr Herz“, verſetzte Mathilde, „um ſo ſchöner Ihre Seele. — Ach, Herr von Schenk“, fuhr ſie nach einer Weile fort, „wünſchen Sie ſich Glück zu dieſem Ausgang! Ich bin eines ſolchen Mannes nicht würdig. Sie müſſen eine Frau haben, die ſo gut, ſo edeldenkend iſt, wie Sie — die ein ſolches Herz über Alles liebt und einen Andern gar nicht lieben kann! — Eine ſolche müſſen Sie finden, wenn Gerechtigkeit in der Welt iſt!“

„Meinen Sie?“ verſetzte Jener, indem er ſie anſah.

„Aber ich werde darum Ihre Freundſchaft nicht verlieren“, fuhr das Mädchen fort, „nicht wahr?“ —

Ich verdiene ſie nicht, das weiß ich — aber ich bitte Sie darum! — Sie ſind mir nicht böſe? Sie wollen mein Freund bleiben?"

Er ſchlug in die gebotene Rechte ein und ſagte: „Hier, meine Hand darauf."

„Ich danke Ihnen", rief Mathilde erfreut. Nach kurzem Schweigen fuhr ſie herzlich fort: „Wenn ich mit Eduard verheirathet bin, müſſen Sie uns beſuchen! Sie werden immer unſer willkommenſter Gaſt ſein! Sie verſprechen es?"

„Mit großem Vergnügen. Es gehört ohnehin zu meinen Paſſionen, glückliche Menſchen zu ſehen!"

„Und erſt Menſchen", erwiderte ſie, „die man ſelber glücklich gemacht hat, die uns Alles verdanken! — Daß ich Ihre Freundſchaft nicht verloren habe, macht mich wahrhaft glücklich!"

„Gutes Fräulein!" verſetzte Schenk. — „Aber nun rufen Sie den Beneidenswerthen, und wenn Alles im Reinen iſt, laſſen Sie mich auch ſeine Bekanntſchaft machen."

„Sein erſter Gang", ſagte Mathilde, „ſoll zu Ihnen ſein!"

Während ſie, gegen einander gekehrt, ſich dieſe verbindlichen Worte ſagten, nahmen ſie nicht wahr, daß die Seitenthür ſachte geöffnet wurde und an der Schwelle Eduard ſich zeigte.

„Liebes Fräulein", ſagte Schenk, „leben Sie wohl!"

Mathilde, die dargereichte Hand faſſend, erwiderte gerührt: „Adieu, lieber Freund! — Auf baldiges Wiederſehen!“

„Adieu, holde Freundin!“ rief Schenk mit Liebe, gab ihr nochmal die Hand und entfernte ſich.

Mathilde, von der Mittelthüre zurückkehrend, erblickte Eduard, der die Seitenthüre ganz geöffnet hatte. „Ah“, rief ſie, „Du biſt da?“

Jener, betroffen, mit einem eigenen Blick aus dem gerötheten Geſicht, verſetzte: „Ich hab' angeklopft und glaubte ein „Herein“ zu hören. Es thut mir leid — ich ſtöre —“

„Nicht im Geringſten“, erwiderte Mathilde. „Ich ſprach mit Herrn von Schenk.“

„Und zwar ſehr vertraut, wie ich ſah!“

„Welch ein Menſch!“ rief das Mädchen ergriffen. „Der vortrefflichſte, der herrlichſte Charakter!“

„So!“ verſetzte Jener.

„Der herzvollſte, liebenswürdigſte Mann unter der Sonne!“

„Sehr aufrichtig“, erwiderte Jener. „Und ich — ich kann nun gehen, wie's ſcheint?“

„Wie?“ rief Mathilde.

„Nun“, ſagte Jener, „ich begreife wohl, daß ein gewöhnlicher, unbedeutender Menſch, wie ich, mit dem Inbegriff aller edlen und großen Eigenſchaften nicht in die Schranken treten konnte, ohne beſiegt zu werden.

Du haſt ihn geſprochen, ihn erkannt — und ich habe meinen Abſchied."

Mathilde ſah ihn mit unwilligem Staunen an. „Du biſt ſehr ungerecht gegen Herrn von Schenk und ſehr ungerecht gegen mich!" entgegnete ſie.

„Durchaus nicht", verſetzte Jener. „Ich ſehe vollkommen ein, daß Jeder ſich ſelbſt der Nächſte iſt, und daß eine junge Dame, die einen beſſern Liebhaber findet, ſich wegen des bisherigen keineswegs zu geniren braucht."

„Wie!" rief Mathilde mit dem Blicke einer Gekränkten, „könnteſt Du glauben, daß ich mein Wort gebrochen?"

„Ich habe Augen, zu ſehen", erwiderte Jener, „Ohren, zu hören, und einen Verſtand, zu begreifen."

„Du haſt keinen Verſtand, wie ich ſehe", entgegnete Mathilde vorwurfsvoll, „und ich fürchte, Du haſt auch kein Herz! Wer Andere ſo leicht der Untreue fähig hält, der iſt ihrer ſelbſt fähig!"

„Vortrefflich!" rief Eduard. „Am Ende bin ich der Schuldige?"

„Du biſt ein Thor", verſetzte ſie, „mit dem man Nachſicht haben muß! — Nun gut, was ich Dir zur Freude, zur gemeinſamen höchſten Freude mittheilen wollte, das erfahre nun zu Deiner Beſchämung! — Ich habe Herrn von Schenk offen geſtanden, daß Du mein Wort haſt, daß meine Hand Dir gehört — und

er hat ſeinem Wunſche nicht nur entſagt, ſondern er hat mir auch geholfen, den Vater zu unſern Gunſten zu ſtimmen und ihn ſo weit zu bringen, daß er nur noch eine offene, redliche Erklärung von Dir hören darf, um Dich als ſeinen Schwiegerſohn zu umarmen."

Eduard ſtand wie Einer, der nicht faſſen kann. „Das hätte er gethan", rief er mit einem Geſicht, in welchem Unglaube mit Genugthuung und Hoffnung kämpfte — „Herr von Schenk?"

„Ja, mein Freund", erwiderte Mathilde. „Und nur ihm verdanken wir unſer Glück, nur ſeinem großmüthigen Beiſtande iſt es gelungen, den Vater zu entwaffnen!"

„Schön!" verſetzte Jener mit einem Ausdruck, der ſeinen tiefen Widerwillen gegen dieſe Anerkennung verrieth.

Mathilde, nicht darauf achtend, rief mit aller Wärme eines dankbaren Herzens: „Wir dürfen ihm das nie vergeſſen!"

„Natürlich nicht", ſagte Jener mit entſprechendem Tone.

„Wenn wir verheirathet ſind", fuhr ſie mit Genugthuung fort, „wird er uns beſuchen, und er wird uns immer der geehrteſte Gaſt ſein!"

„Sehr wohl", entgegnete er mit einem bedeutſamen Nicken.

„Und daß Du mir nie mehr", ſetzte ſie mit Autorität hinzu, „ſolche Anwandlungen des Mißtrauens und

der Eiferſucht haſt, wodurch das Verhältniß zu dieſem Freunde geſtört werden könnte!“

Eduard nickte faſt heiter und entgegnete mit ironiſcher, aber noch feinironiſcher Beſcheidenheit: „Wo denkſt Du hin? Ich weiß, was man Leuten, denen man Alles verdankt, ſchuldig iſt!“

„Ein ſolcher Freund“, rief Mathilde, „iſt in der That der höchſte Gewinn! Hat man ihn gefunden, dann muß man ihn bewahren fürs ganze Leben!“

Nun hatte die Zurückhaltung Eduard's ein Ende. Mit unverkennbarem Ausdruck entgegnete er: „O ganz gewiß! — Ich werde Alles thun, was von einem einſichtsvollen Ehemanne zu verlangen iſt, und wenn Ihr beiſammen ſeid, Euch nie mehr ſo plump überfallen, wie vorhin!“

Mathilde ſah ihn beſtürzt an. „Was ſind das für Reden!“ ſagte ſie. „Könnteſt Du im Stande ſein —?“

„Ich bin Alles im Staude“, verſetzte Jener, „für eine Frau wie Du, und für einen ſo großmüthigen Hausfreund wie Herr von Schenk.“

Das Mädchen hielt die Augen ſtarr auf ihn gerichtet. „Iſt das“, rief ſie dann mit Unwillen und Schmerz, „wirklich Eduard, der vor mir ſteht? Hör' ich ſolche Reden von Dir, für den ich Alles gethan habe, was ein treuliebendes Mädchen thun kann? — Frevelhaft, wenn im Scherz geſprochen — abſcheulich, wenn ernſt gemeint! — Wie, hätte mein Vater Recht

gehabt, wärſt Du leichtſinnig und verdorben? Hätte mich die Liebe zu Dir blind gemacht?“

Gegen dieſe Erklärung aus tiefem Gefühl konnte der Wahn des Gereizten nicht Stand halten. Er war bei den letzten Worten zuſammengefahren und zeigte nun eine Miene der Reue und Selbſtverurtheilung. Mit Ergebung trat er zu Mathilde, faßte ihre Hand und ſagte in ernſtbittendem Tone: „Verzeih' mir, liebe Mathilde! — ich bin aufs Höchſte aufgeregt und eigentlich unzurechnungsfähig. Ich ſehe Dich ſchwärmen für einen Mann, den ich für meinen Rival halten muß, ich erinnere mich, was ich anderswo von den Töchtern Eva's gehört — und ein Dämon fährt mir ins Herz! — Ich bitte Dich — Vergebung!“

„Nun ja“, erwiederte ſie zögernd, „ich will es, wenn Du wieder der Alte biſt. — Ich muß aber geſtehen“, fuhr ſie ihn betrachtend fort, „daß Du mir jetzt überhaupt anders vorkommſt, als ſonſt!“

Eine Röthe ging über Eduard's Wangen. „Nun“, ſagte er, „damit Du meine Laune und mein Betragen um ſo erklärlicher findeſt, ſo ſei Dir ein Geſtändniß gemacht! Um die Unruhe zu ſtillen, die in mir tobte, hab' ich in der Zwiſchenzeit beim Wirth drüben eine Flaſche Wein getrunken, raſcher getrunken, als ich wohl geſollt hätte!“

„So!“ erwiederte Mathilde.

„Es war ein Rauch, der meinen Kopf umnebelte,

und der jetzt verflogen ist. Ich erkenne Deine Liebe, Deine Treue! Ich sage Dir den herzlichsten, zärtlichsten Dank und will sogleich zu den lieben Eltern —"

„Bist Du jetzt auch in der Fassung?" fiel das Mädchen besorgt ein.

„Ja wohl, Liebste", entgegnete er, „Alles ist vorüber! Ich gehe und kehre wieder mit dem Segen der guten Eltern! Adieu!"

Er reichte ihr die Hand und ging entschlossen hinaus.

Mathilde sah ihm nach. Dann, mit Bekümmerniß den Kopf schüttelnd, sagte sie: „Wie ist mir auf einmal? — Aengstlich, traurig, — und hier im Herzen — kalt! — Ist das Eduard, der liebenswürdige, zärtliche Freund, das schönste Bild meiner Seele? — Welche Anwandlungen! — wenn es nur Anwandlungen sind!"

Sie machte ein paar Schritte im Zimmer und blieb sinnend stehen. „Es ist", fuhr sie mit gedämpfter Stimme fort, „als ob ein Zauber, der mich befangen gehalten, plötzlich wiche! Es ist, als ob ich geträumt hätte und plötzlich erwachte — zum grauen, prosaischen Tage! — Ich habe kein Gefühl mehr für ihn, mein Herz spricht nicht mehr für ihn, die Liebe, die mich erfüllte — — Und er ist bei meinen Eltern, um ihr Jawort, ihren Segen zu holen? — Himmel", rief sie auffahrend, „was geht in mir vor! Ich wünsche, daß mein Vater — — Nein, nein, nein!" rief sie mit leidenschaftlichem

Nachdruck. „Ich bleibe treu, ich halte meinen Schwur! Und wenn es wahr iſt, was ich fürchte, ſo will ich es geduldig tragen — denn ich hab' es verdient!"

Sie ſetzte ſich an ihren Schreibtiſch, legte den Kopf auf die Hand und man hörte nichts mehr als ihr leiſes Athmen.

Die Thür ging auf, Nanni trat ein und ſagte: „Fräulein, Sie ſind allein? Hier iſt ein Brief an Sie."

Mathilde nahm ihn mechaniſch.

„Man darf gratuliren, wie ich höre?" fuhr Jene fort. „Sie werden Herrn Eduard heirathen?"

„Wenn mein Vater es zugiebt — ja!" ſagte Mathilde.

„Der iſt ja ſchon ungeſtimmt, wie mir die gnädige Frau ſagte! — Ich freue mich von Herzen über Ihr Glück, recht von Herzen!"

„Ich danke."

„Herr von Schenk iſt gut", fuhr die runde, in ihrer Art hübſche Perſon etwas cokett fort, „aber Herr Eduard iſt lieb!"

„So", verſetzte Mathilde mit einem unmerklichen Verziehen der Lippen, „gefällt er Dir auch?"

„Er iſt ſo freundlich, ſo artig!" rief Jene, — „mir wär' er der liebſte von allen Männern!"

„Sehr ſchmeichelhaft für ihn", erwiderte Mathilde. „Aber nun geh und laß mich allein!"

Nanni empfahl ſich und murmelte im Abgehen: „Was hat ſie doch? Juſt, als wüßte ſie —“

Mathilde, ſich allein ſehend, betrachtete die Adreſſe des Briefes und rief mit einer gewiſſen Freude: „Aus der Reſidenz — von der guten Clementine!“

Sie öffnete und las. Bald fuhr ſie befremdet auf, las mit wachſender Erregung weiter, und ließ endlich die Hand mit dem Briefe ſinken. In Schmerz und Entrüſtung erhob ſie ſich und rief: „Iſt es möglich? — Können Menſchen ſo ſchlecht handeln? — Unglaublich, unglaublich! — Und doch kann ich nicht zweifeln! Ihr Bruder iſt ſein Freund, ſein Vertrauter! Es iſt wahr, und es iſt eine Gunſt des Himmels, daß ich es noch zu rechter Zeit erfahre!“ —

„Großer Gott“, fuhr ſie vor Aufregung bebend fort, „Eduard ein Verſchwender, von Gläubigern verfolgt! Der Verführer eines armes Mädchens, der er die Ehe verſprochen! Gemeiner Speculant auf meines Vaters Vermögen — — abſcheulich, abſcheulich! — Und ich liebte ihn, ich wagte, opferte ſeinetwegen Alles und war blind mit ſehenden Augen!“

Eine Röthe bedeckte plötzlich ihre Wangen und ſie rief erſchüttert: „O, Rechtlichkeit des Sinnes, Redlichkeit des Herzens, Treue des Gemüthes — wie kann man etwas Anderes lieben als Dich? Du wirſt immer holder, je näher man Dich ſieht — aber der Zauber

Digitized by Google

der Falschheit sinkt hin, wenn wir mit offenen Augen zu ihm treten, und — ein Gerippe grinst uns an."

„Mein Glück ist verscherzt", fuhr sie nach einer Weile mit dem Ton stiller Verzweiflung fort, „und ich kann mich nicht beklagen. Ich weiß es — und ich unterwerfe mich. — — Aber", setzte sie nach kurzem Innehalten hinzu, „darf ich schweigen? Muß ich nicht — Ja, das ist's! Er hat diese Genugthuung verdient — er hat ein Recht darauf — und wenn ich den höchsten Schimpf erfahren sollte — er soll sie erhalten! — Vergeltung, Vergeltung!" rief sie wie außer sich, „ich will mein Schicksal haben!"

Sie setzte sich an das Pult, schrieb ein Billet, und rief ihr Mädchen herbei. „Ist Herr von Schenk noch hier?" fragte sie. Nanni, mit Staunen auf die glühend Erregte blickend, antwortete, sie hätte ihn so eben noch im Garten gesehen. „Gieb ihm dies Billet", sagte die Herrin, „sogleich!" Jene nahm es und entfernte sich kopfschüttelnd.

„So!" rief Mathilde aufathmend. „Nun geschehe, was da wolle!"

Plötzlich horchte sie nach der Thüre hin. „Ah", rief sie, „er kommt! Mit ihnen! Gut — ich bin bereit! er soll den Trank, den ich ihm bestimmt habe, tropfenweise trinken!"

V.

Vater und Mutter erschienen mit Eduard. Der Alte, auffallend begütigt und geradezu behaglich aussehend, sagte: „Nun, liebe Mathilde, da Du nicht zu uns kommst, so müssen wir der Ungeduld Eduard's nachgeben und Dich aufsuchen. — Hier, weil Du's nicht anders haben willst, ist Dein Bräutigam. Ich gestehe, daß ich ihm Unrecht gethan habe. Er hat Grundsätze, Talent, Geist, gewandte Manieren — kurz ich glaube, daß er in der Welt sein Glück machen wird."

Die Frau sah den Gatten von der Seite mit einer Schlauheit an, aus der man schließen konnte, daß der Vetter unter ihrem Beistande sich nicht nur von der vortheilhaftesten Seite gezeigt, sondern dem guten Herrn auch gesagt hatte, was er am liebsten hören mochte.

„Theure Mathilde", begann Eduard mit einem Ernst, der an Feierlichkeit streifte, „der verehrte Vater willigt ein, daß die Verlobung sogleich stattfinde. Er ist der gütigste, beste Mann —"

Wiesenborn hatte unterdeß auf die Tochter gesehen und rief jetzt: „Wie stehst Du da! — Dankst Du mir nicht?"

„Ja lieber Vater", erwiderte sie, „ich danke für das Glück, das Du mir anbietest!"

„Was ſoll das heißen?“

„Ich danke für dieſen Bräutigam.“

„Wie ſoll ich das verſtehen?“

„Ich danke für Dein Geſchenk“, erklärte das Mädchen, „und bitte Dich, es für Dich zu behalten!“

„Mathilde!“ rief Eduard ſtaunend, mit einer Anwandlung von Schrecken.

„Kind!“ ſetzte die Mutter mit ſtrengem Geſicht hinzu.

„Ruhig!“ entſchied der Alte. Und zu Mathilde gewendet fuhr er fort: „Biſt Du toll geworden? Was bedeuten dieſe Reden?“

„Sie bedeuten einfach: ich kann Herrn Wild nicht heirathen.“

„Und warum nicht?“

„Weil ich ihn nicht liebe“, verſetzte das Mädchen.

„Was?“ ſchrie der Vater. „Auch den nicht? — Das iſt ja zum Raſendwerden!“

„Haſt Du ihn denn nicht ſelber gewählt?“ begann die Mutter vorwurfsvoll.

„Allerdings.“

„Haſt Du nicht ſeinetwegen die beſte Partie ausgeſchlagen?“ rief der Vater.

„Es iſt wahr.“

„Iſt er nicht der Mann, von dem Du Glück und Ehre erwarteteſt in der Welt?“ fuhr die Mutter fort.

„Ich geb' es zu."

„Iſt er nicht der Mann, um deſſen Hand Du mich flehentlich gebeten haſt?" ſetzte der Alte grimmig hinzu.

„Mit dem Du leben, für den Du leiden und ſterben wollteſt?"

„Er iſt's, er iſt's", entgegnete die Tochter. „Ich hab' ihn auch wirklich geliebt und glaubte das Glück meines Lebens nur mit ihm finden zu können — — aber — es war nicht die rechte Liebe!"

„Nein!" rief Wieſenborn mit verzweifelndem Blick, „jetzt wird mir's zu bunt!"

„Mathilde", begann Eduard mit ſtrenger Miene, „trotz Deines ernſthaften Geſichts kann ich das Alles nur für ein Spiel — für einen Scherz halten, den ſich Deine Laune geſtattet! Aber der Moment ſcheint mir nicht gut gewählt! Ich bitte Dich —"

„Ich ſcherze nicht, mein Herr", entgegnete Mathilde ſchneidend, „am wenigſten mit Ihnen! — Ja, lieber Vater", ſagte ſie zu dieſem gewendet, „ich habe den Traum der falſchen Liebe geträumt; aber — Gott im Himmel ſei Dank! — ich bin zur Erkenntniß der wahren erwacht. O, ich unterſcheide ſie jetzt wie Licht und Finſterniß! Die falſche Liebe iſt blind, die wahre Liebe iſt ſehend. Die falſche Liebe liebt den Schein, den äußeren Reiz, die wahre Liebe liebt das Weſen. Die falſche liebt das Bild der eigenen Phantaſie, die wahre liebt den Geliebten! Die falſche Liebe iſt vergänglich

und muß es ſein; die wahre iſt ewig und jeder Schritt, den wir in ihrem Himmel thun, enthüllt uns neue Wunder und Herrlichkeiten!"

„Guter Gott", rief der Alte, „nun iſt ſie gänzlich übergeſchnappt!"

„Träumereien", verſetzte die Mutter mitleidig, „Träumereien einer überſpannten Seele!"

„Keine Träumereien, liebe Mutter, ſondern die reine Wahrheit! Mit dieſer Liebe lieb' ich wirklich — einen Andern!"

„Was?" entgegnete Jene, „wieder einen Andern?"

„Das iſt mein Letztes!" rief der Alte mit deſperatem Ausdruck.

„Aber wen denn, unglückliches Kind", fuhr die Mutter fort, „wen denn?"

Mitten in dieſer Rede war Nanni eingetreten. „Herr von Schenk!" meldete ſie.

„Gott ſei Dank!" rief Wieſenborn; „ein vernünftiger Menſch! — Willkommen!"

Nanni ging hinaus.

„Aber wen denn?" wiederholte die Mutter. „So rede, ich befehle es Dir!"

Schenk trat ein. Mathilde, mit einem Blick auf ihn, ſagte zur Mutter: „Ihn!"

„Herrn von Schenk?" erwiderte dieſe höchſt überraſcht.

„Wär's möglich?" rief der Vater.

Eduard ſah erſchreckt, mit blaſſem Geſicht auf ſie. „Ich hatte doch Recht“, murmelte er. „Aber wir wollen ſehen!“

Schenk war unterdeſſen vorgetreten. „Fräulein Mathilde“, ſagte er, „Sie haben mich gerufen —“

Das Mädchen, glühend roth, aber mit dem edlen Ausdruck eines unwiderruflich gefaßten Entſchluſſes, erwiderte: „Ja, Herr von Schenk. Ich bin Ihnen eine Erklärung ſchuldig und will ſie Ihnen hier vor meinen Eltern geben. Sie haben mir Ihr Herz und Ihre Hand angeboten. Ich habe Ihnen geantwortet, daß ich einen Andern liebe; ja, ich habe Ihnen eine Zumuthung gemacht, über deren Kühnheit ich jetzt ſelber erſtaune und erſchrecke. Sie haben mich nicht verhöhnt, — Sie haben gethan, um was ich Sie bat, mit der freundlichſten, herzgewinnendſten Großmuth. Aber die Strafe, die Sie mir ſchenkten, hat das Schickſal über mich verhängt. Meine Liebe war ein Irrthum, ein grober, ein unverzeihlicher Irrthum. Die Binde iſt mir von den Augen genommen — ich erkenne, was ich begehrt, ich erkenne, was ich verſchmäht und gekränkt habe, und aus dieſer Erkenntniß fließt mir ein Quell des Leides, der nie verſiegen wird. Mein Loos iſt verdient und ich ergebe mich darein. Nur Einen Wunſch, Einen Ehrgeiz hab' ich noch und ich muß ihn befriedigen: Sie ſollen wiſſen, daß ich mein Unrecht einſehe und Scham und Reue mich foltern! Sie ſollen er-

fahren, wie ich meine Strafe ertrage . . . und mir Ihre Achtung wiederſchenken!“

Der Gute, Liebende, deſſen Triumph ſo vollkommen war, ſtand in einer Aufregung, daß er zuerſt keine Worte hatte. Dann, ſich faſſend, entgegnete er mit herzlicher, aber noch bebender Stimme: „Das kann ich nicht, Fräulein! — Ich kann Ihnen nicht wiedergeben, was Sie nie verloren haben!“

Mathilde ſah ihn ergriffen an.

„Ich habe ſtets in Ihr Herz geſehen“, fuhr er fort, „und darum nun Geſtändniß gegen Geſtändniß! Meine Geſinnungen gegen Sie ſind unverändert, meine Gefühle —“

„Um Gotteswillen!“ fiel das Mädchen angſtvoll ein, „kein Wort weiter! — Ich darf's — ich will's nicht hören!“

„Mathilde!“ rief Schenk in ſchmerzlichem Tone.

„Nein, nein!“ erwiderte ſie, indem ſie auf die Thüre zuging, „leben Sie wohl — vergeſſen Sie mich!“

Sie eilte hinaus. Schenk machte einen Schritt gegen die Thüre, aber Frau Wieſenborn trat ihm entgegen. „Was jetzt zu thun iſt“, ſagte ſie mit Würde, „das kommt der Mutter zu! — Laſſen Sie mich mit meinem Kinde reden!“

„Sagen Sie ihr —“

Die Frau machte eine abweiſende Bewegung mit der Hand und verließ das Zimmer.

Der Vater blickte auf die Zurückgebliebenen mit Kopfschütteln und einem Ausdruck, der fast etwas Komisches hatte. „Ich falle von einem Erstaunen ins andere“, rief er. „Mir schwindelt der Kopf!“

„Am meisten“, entgegnete Eduard, „hab' ich Ursache zu staunen. Ihre Tochter hat sich gegen mich unverantwortlich benommen! Beispiellos! Es ist förmlich eine —“

„Mein Herr!“ fiel Schenk mit strengem Ton ein, „Geduld noch eine Zeit! Wie ich Fräulein Mathilde kenne, wird sie Ihnen die Erklärung ihres Verhaltens nicht schuldig bleiben!“

Eduard, von einem Gedanken getroffen, zuckte und schwieg. Aber bald ermuthigte er sich wieder und schaute entschlossen, trotzig vor sich hin, während Schenk äußerlich beruhigt stand und der Alte im Zimmer auf- und abging, wiederholt in Rufe des Staunens ausbrechend.

Endlich ging die Thür auf und die Mutter erschien mit der Tochter. Diese hatte geweint, und noch glänzten die Augen in Feuchtigkeit; aber ein Blick der Liebe ging aus ihnen und ein himmlisches Lächeln verklärte das Gesicht.

„Herr von Schenk“, begann die Mutter mit Rührung, „wenn Sie noch dieselben Gefühle hegen, wie früher, so kann ich Ihnen sagen: nie hat ein Mädchen mit mehr Liebe und Verehrung an einem Mann gehangen, als Mathilde an Ihnen!“

Der Glückliche, mit einem Ausruf des Entzückens, wollte den Beiden entgegeneilen, aber Eduard war dazwiſchen getreten und rief mit Energie: „Vor allen hat der Gekränkte das Wort!“ Zu Mathilde gewendet, mit einer Miene der Entrüſtung, fuhr er fort: „Mein Fräulein, Sie verüben in dieſem Moment gegen mich eine Untreue, die ohne Gleichen iſt! Sie haben mich geliebt, Sie rufen mich in den dringendſten Ausdrücken zu ſich, Sie erneuern Ihre Schwüre, Sie laſſen mich zu Ihren Eltern gehen und um Ihre Hand anhalten — und nun ſchenken Sie plötzlich Ihr Herz einem Andern, um den Treuliebenden an den Pranger zu ſtellen? Das iſt Verrath, der größte, den jemals ein leichtſinniges Mädchen gegen einen Mann von Ehre begangen hat!“

Der Vater, mit bedenklicher Miene, ſagte zu der ruhig Daſtehenden: „Allerdings, Mathilde, Dem haſt Du's wirklich arg gemacht!“

Die Tochter zog den Brief aus der Taſche, überreichte ihn und ſagte: „Lies meine Rechtfertigung!“

Der Alte las. Nach wenigen Zeilen machte er hoch verwunderte Augen; dann klärte ſein Geſicht ſich auf, bis es in einer eigenthümlichen, tiefen Befriedigung glänzte. „Da“, rief er, „ganz wie ich mir's gedacht habe! Nun“, fuhr er herumſehend fort, „wer von uns hat Recht gehabt? Wer hat ſeinen Mann gekannt?“

„Sie haben Recht gehabt“, verſetzte Schenk mit der

heitern Ueberlegenheit des Glücks, „wir Alle haben uns getäuſcht!“

„Erfahrung, Erfahrung, mein lieber Nachbar“, erwiderte jener. Dann, zu Eduard gewendet, ſagte er ſpöttiſch, indem er ihm den Brief übergab: „Hier, empörter Freund, lies — und halte Gericht!“

Eduard ſah in das Schreiben — und erblaßte. Eine Pauſe folgte.

„Nun“, begann Mathilde mit Hoheit, „klagen Sie mich noch an?“

„Nein“, verſetzte der Entlarvte, „ich bin beſchämt, und nehme hin, was mir gehört. Meine Handlungsweiſe iſt ſchlecht, aber ſie ſieht noch ſchlechter aus, als ſie iſt. Erſt iſt man leichtſinnig, dann verſtrickt man ſich in ein Netz, und in der Noth greift man nach dem Mittel, das Rettung verſpricht, ohne zu ſehen, daß es der Teufel iſt, der es einem an die Hand giebt und beſchönigt. Doch — wie ich auch gefehlt haben mag, ich bin hinreichend dafür geſtraft: denn“, fügte er düſter hinzu, „ich bin verloren!“

Alle ſahen mit Ernſt und einer Art von Mitleid auf ihn, das bei Mathilde freilich den ſtolzeſten Charakter hatte. — Schenk trat vor ihn und ſagte: „Mein Herr, Sie haben, wenn auch wider Ihren Willen, mir einen großen Dienſt geleiſtet. Erlange ich die Ueberzeugung, daß Sie eine Empfehlung durch Ihr Verhalten recht-

fertigen, so zählen Sie auf eine wirksame — mein Wort darauf!“

„Aber nur unter der Bedingung“, rief Mathilde, „daß er das Mädchen heirathet, dem er die Ehe versprochen und das er verlassen hat — um meinetwillen!“

Die letzten Worte, von einem Blick auf den Vater begleitet, klangen hochironisch. Eduard gönnte sich nun auch eine kleine Rache und sagte: „Sobald ich's kann, will ich's mit Freuden thun; denn ich habe sie immer geliebt!“

Mathilde, mit dem heitersten Gesicht, rief: „Ich bin nicht eifersüchtig!“

„Ich bin zu bescheiden, dies anzunehmen“, versetzte Eduard mit wiedererlangter Haltung, „und zu galant, um diese schöne Harmonie noch länger durch einen Mißton zu stören.“ — Er verbeugte sich und verließ das Zimmer.

Der Vater sah den jetzigen Schwiegersohn mit aller Freude an und sagte: „Aber Sie, bester Freund, wollen Sie's denn nun wirklich mit diesem tollen Mädchen wagen? Fürchten Sie keinen neuen Umschlag?“

„Nein, guter Papa“, erwiderte dieser: „Mathilde gehört mir und uns vereinigt ein unzerreißbares Band: der Blick, den eine redliche Seele in das Innerste der anderen gethan hat!“

Die Liebende sah ihn an und nickte. Sie sah die männlich schönen Züge glänzen in glückseliger Freude — und sie

dachte der unendlichen Güte, welche der von ihr Gekränkte gegen sie bewiesen, — des überlegenen Geistes, womit er die großmüthig übernommene Rolle durchführte! Die Gefahr, die ihr gedroht hatte, sich für's Leben an einen Werthlosen zu binden — die unverdiente Gunst des Schicksals, dies noch zu rechter Zeit erfahren zu haben, und das namenlose Glück, nun dem Edelsten zu gehören — Alles das trat vor ihre Seele und erschütterte ihr Herz. Thränen drangen ihr in die Augen, sie sank an die Brust des Geliebten. „Ja", rief sie mit einem zärtlich aufleuchtenden Blick, „uns vereinigt die Erkenntniß des Besten auf dieser Erde — die Erkenntniß der Herzensgüte, die über Alles und ewig liebenswürdig ist!"

Schenk umarmte die Geliebte, küßte sie und hielt sie zärtlich umfangen. Die Eltern sahen gerührt und glücklich auf die Glücklichen.

Unverhofft.

I.

„Glaube mir, lieber Sohn, Du findeſt keine beſſere Partie für Dich! Auguſte iſt hübſch, gut erzogen, geſund und wird Dir einen ſehr ſtattlichen Mutterpfennig ins Haus bringen. Der alte Bolzen iſt reich, ſie wird noch ebenſoviel erben. Der eine Bruder wird Dein *Nachbar*, der andere ein einflußreicher Schwager am *Hofe ſein*; kurz, Alles iſt, wie man ſich's nur wünſchen kann!“

Dieſe Worte richtete die Baronin von Hainsfeld an ihren Sohn Richard, der im Parterreſaal des Schloſſes allein mit ihr am Fenſter ſtand.

Richard war ein blondhaariger, ſchöner, wohlgewachſener, junger Mann von etwa dreißig Jahren. Seine braunrothe Geſichtsfarbe deutete auf geſunde Thätigkeit und viel Aufenthalt im Freien. In der That war er nicht nur Eigenthümer des an Feld und Wald gegen tauſend Morgen umfaſſenden Gutes, ſondern auch ein ſehr eifriger Landwirth; es war das Glück ſeines Lebens, die Oekonomie ſelber zu leiten.

Auf die Rede der Mutter ſchwieg er einen Moment. Dann ſagte er: „Im Grunde fehlt nichts, als eine Kleinigkeit: ich fühle keine Neigung zu ihr!“

Die anſehnliche Fünfzigerin lächelte mit dem etwas ſpöttiſchen Ausdruck einer Erfahrenen. „Die kommt ſchon“, entgegnete ſie, „wo ſonſt nichts fehlt!“

Der Sohn ſchüttelte den Kopf. „Sie hat nichts Einnehmendes“, entgegnete er, „nichts Hingebendes, nichts Liebes!“

„Sie iſt keine Schmeichlerin!“ verſetzte die Mutter.

„Sie denkt nur an ſich“, replicirte der Sohn.

Die Frau zuckte die Achſeln. „Wenn ſie Deine Frau iſt, wird ſie an Dich denken!“

Richard ſtand mit halbgeſchloſſenem Auge und humoriſtiſch ungläubigem Ausdruck. „Ich habe ſie nun doch oft geſehen; wenn mir nur einmal in ihrer Nähe das Herz geklopft hätte!“

Die Mutter ſah ihn an. „Für einen rationellen Landwirth“, verſetzte ſie, „biſt Du doch ſehr ſentimental!“

„Für eine Frau“, entgegnete er, „denkſt Du ſehr unpoetiſch! Ich bin denn doch noch etwas mehr als Landwirth. Ich ſchmeichle mir, ein gebildeter Menſch zu ſein, und als ſolcher mach' ich meine beſonderen Anſprüche. Aber auch als Landwirth komm' ich bei Deinem Vorſchlage zu kurz. Auguſte iſt zwar die Tochter eines Gutsbeſitzers, befindet ſich aber am wohlſten in der Stadt und hat für die Oekonomie und das Landleben keine Liebe, kein Intereſſe, kein Herz!“

Die Mutter wurde ernſt. „Mein lieber Freund“, ſagte ſie, „das ſind ſchwache Einwendungen gegen eine

Partie, für welche alle Gründe sprechen. Du meinst, Auguste denke nur an sich; ich kann Dir sagen, daß sie sehr ernstlich an Dich denkt! Sie ist ein junges Mädchen, sie liest, musicirt und leitet seit dem Tode ihrer Mutter das Haus. Daß sie eine Passion für die Landwirthschaft haben soll, wie Du, das kannst Du doch verständigerweise nicht verlangen!"

„Aber Theilnahme!" erwiderte der Sohn. „Eine gewisse Aufmerksamkeit, wenn man davon spricht." Nach einem Moment setzte er hinzu: „Auch eine recht eigentliche Liebe dazu ist möglich. Sieh' doch unsere Cousinen!"

Die Mutter warf einen Seitenblick auf ihn, der einen Vorwurf ausdrückte. „Hast Du Dir wirklich noch nicht gesagt", rief sie, „was hinter diesem Eifer eigentlich steckt?"

„Nun, was denn?"

„Du bist sehr bescheiden!" versetzte jene mit einem geringschätzigen Mundverziehen.

Richard lächelte. „Du meinst, sie wollen mir damit gefallen?"

„Und Dich erobern!" fügte die Frau mit Nachdruck hinzu.

„Was? Alle Beide?"

„Die Absicht einer Jeden ist mir sonnenklar."

„Die Eifersucht", entgegnete der Sohn mit Laune, „die Eifersucht im Namen Deiner Auguste verblendet

Dich! — Ihr Intereſſe iſt lebhaft, auffallend, wenn Du willſt; aber es ſind eben geiſtreiche Mädchen, denen der Sinn aufgeſchloſſen iſt für die Wichtigkeit, welche die Landwirthſchaft heutzutage erlangt hat. Den Reſultaten der naturwiſſenſchaftlichen Forſchungen können ſich jetzt auch Damen nicht ganz verſchließen; in der Stadt hören ſie Vorträge darüber und leſen Bücher; daß ſie alſo gewiſſe Kenntniſſe beſitzen, iſt ganz natürlich. Du kannſt nicht ſagen, daß Bernhardine und Juliane ihr Intereſſe für die Landwirthſchaft erſt hier angenommen haben, ſie ſind ſchon damit gekommen!"

„Nun", entgegnete die Baronin, „Verſtand ſpreche ich ihnen nicht ab, und da ihnen Deine Neigung bekannt war —"

„O!" fiel Richard ein.

„Traue Du nur den Mädchen!" rief jene. „Um einen Mann zu bekommen, wie ſie ſich einen wünſchen, ſind ſie im Stande, eine ganze Wiſſenſchaft zu lernen!"

Der Sohn lachte. „Und wenn's ſo wäre", verſetzte er, „wenn die Liebe zur Oekonomie eine Folge wäre der Liebe zum Oekonomen, was könnte dieſen abhalten, Diejenige von ihnen, die ihm am beſten gefiele, für ihre ſchmeichelhafte Neigung zu belohnen?"

„Sein Verſtand!" entgegnete die Mutter mit Ernſt. „Sie haben Beide kein Vermögen, ſind aber zu allen Anſprüchen erzogen!"

„Ich bin reich!"

„Für Dich. Aber wenn Du eine eitle Frau bekommſt und dann möglicherweiſe — — doch ich bin thöricht, daß ich gegen eine Drohung eifere, die Du mir nur zum Scherz entgegenhältſt! Ich denke beſſer von Deinem Geiſt, als daß ich glaube, Du könnteſt in eine ſolche Schlinge fallen! Da wär' mir die kleine Marie noch lieber. Die iſt wenigſtens beſcheiden."

„Nur allzu beſcheiden! Sie iſt ſo ſcheu, ſo verlegen; und zuweilen macht ſie ein Geſicht, als ob ſie einen um Verzeihung bitten wollte, daß ſie überhaupt lebt!"

„Frau von Weiden", entgegnete die Mutter, „hat eine ſehr kärgliche Rente, und das gute Kind iſt offenbar von ſeiner Ausſichtsloſigkeit gedrückt. Ich denke an nichts weniger, als ſie Dir zur Frau zu recommandiren, mein Lieber! Gott bewahre mich davor! Aber daß ſie nicht auch nach Dir angelt, wie die Andern, das muß ich doch loben. Deine Frau, mein Sohn, iſt gefunden. Ernſthaft und offen zu reden: ich habe bei Herrn von Bolzen angeklopft. Vater und Tochter ſind Dir geneigt, ein Wort von Dir und Auguſte iſt Deine Braut!"

Mit einem Unmuth, der ſich kaum noch in der Form des Humors halten konnte, rief Richard: „Daß Du doch das Commandiren und Arrangiren nicht laſſen kannſt! Ich verpflichte mich zu nichts, Herrin von Hainsfeld — zu gar nichts! Den Teufel auch! Soll ich nicht heirathen dürfen, wen ich will?"

„Heirathe! Nimm eine von den beiden Heuchlerinnen, die auf Dich speculiren!“

„Du verleumdeſt ſie!“

„Ich will's beweiſen!“

„Das möcht' ich doch —“ Richard hielt inne. Mit einem Blick in den Hof ſagte er: „Bernhardine kommt mit ihrer Mama; vergeſſen wir nicht, daß ſie unſere Gäſte ſind!“

Bernhardine war die Tochter eines Generals, groß, ſtattlich, eine blonde Juno. Sie betrat an der Seite ihrer würdevoll einherſchreitenden Mutter den Saal mit allen Zeichen einer frohen Aufregung. Glänzenden Antlitzes grüßte ſie und rief dem jungen Manne zu: „Nein, es giebt doch nichts Schöneres, als die Landwirthſchaft!“

Während Richard freundlich nickte, ſagte die Baronin: „Hainsfeld kann in der That ſtolz ſein. Dieſen ſchmeichelhaften Ausruf hat es Ihnen bis jetzt nun jeden Tag entriſſen!“

„Der Genuß“, verſetzte Bernhardine, „nimmt kein Ende und die Freude muß reden. Wenn man herumgeht in den Ställen und auf den Feldern, Thierwelt und Pflanzenwelt betrachtet — es giebt immer etwas Neues zu ſehen und etwas Schönes zu bewundern!“

„Ich meinerſeits“, entgegnete die Baronin, „muß bewundern, daß eine junge Dame aus der Reſidenz an

Räumen Geſchmack findet, die doch ſo manches Proſaiſche —"

„Wofür halten Sie mich, Frau Baronin?" rief Bernhardine faſt gekränkt. „Ich gehöre nicht zu den verzärtelten, ſchwachnervigen Perſonen, an die Sie zu denken ſcheinen! Ich liebe die Natur, ihre kraftvollen Aeußerungen erfriſchen mein Herz. In Ihrer Schweizerei gehe ich lieber auf und ab, als in einem Tanzſaal. Ich fühle mich ſo wohl darin, ſo heimiſch, und faſt alle Ihre Milchkühe kann ich mit Namen nennen!"

„Da haben Sie ſich ja erſtaunlich vertraut gemacht! Sie rivaliſiren mit dem Schweizer! Auch mein Sohn würde neben Ihnen nicht beſtehen!"

„Er überſchaut das Ganze", entgegnete Bernhardine mit einem Blick auf ihn. „Er iſt das Haupt, welches die Specialitäten den untergeordneten Perſonen überläßt." Nach kurzem Schweigen, zu Richard gewendet, fuhr ſie fort: „Es muß ein herrliches Gefühl ſein, eine ſo große Beſitzung von oben zu leiten, die ſchöpferiſche Kraft der Natur zu unterſtützen, zu lenken, und immer ſchönere und reichere Früchte dafür zu ernten!"

„Das iſt auch wirklich eine Freude, liebe Couſine."

Bernhardine nickte bewundernd. Dann ſagte ſie: „Ich geſtehe Ihnen, daß ich erſt in Hainsfeld begreifen gelernt habe, was Landwirthſchaft iſt. Immer habe

ich darin etwas Edles gesehen, denn ich wußte ja, daß die alten Römer sie ganz besonders hochgehalten haben und ihre größten Männer ebenso gute Oekonomen, wie Staatsmänner und Feldherren gewesen sind. Aber meine Vorstellungen davon waren doch nur sehr allgemeine; ich kannte nicht das Eigentliche, Nähere. Die Landwirthschaft ist von einer Complicirtheit, einer Mannigfaltigkeit —"

„Das will ich meinen!" rief der junge Mann.

„Und ich kenne jetzt keine Thätigkeit, die für den Edelmann schicklicher wäre! Die Gefälle hat man ihm genommen oder sehr beschnitten, und er ersetzt den Verlust durch wissenschaftliche Ausbeutung des Bodens, den man ihm hat lassen müssen. Er wird den Bauern in Benutzung desselben ein Vorbild, diese gewinnen noch einmal von ihm und er hat die Ehre, ihr Wohlthäter zu sein, während er die eigenen Einkünfte durch Verwerthung seiner Geisteskräfte steigert. Er kommt dem Spruch ‚Noblesse oblige' nach und bringt zugleich sich selber vorwärts, indem er die Aufgaben des Jahrhunderts erfüllt!"

„Vortrefflich!" rief der adelige Landwirth.

Die beiden Mütter hatten bei einander gestanden und sich scheinbar um den Fortgang des Gesprächs nicht mehr gekümmert; aber die Rede der klugen Jungfrau wurde von ihnen nicht überhört, und während die Generalin einen flüchtigen Blick der Genugthuung auf

die Tochter warf, konnte ſich die Baronin nicht enthalten, zu bemerken: „Sie ſind geiſtreich, liebe Couſine, und ſagen ausgezeichnet, was wir Landleute gerne hören. Aber etwas Anderes iſt es, über Oekonomie gut zu reden, etwas Anderes, ſie betreiben und ſich auf dem Lande aufhalten! Wer an die Abwechſelung des Lebens und an die Genüſſe der Reſidenz gewöhnt iſt, der, fürcht' ich, würde den Aufenthalt hier gar bald läſtig und langweilig finden."

Frau von Hainsfeld hatte mit dieſer Bemerkung von ihrem Standpunkt einen Fehler gemacht, den ſie gleich erkennen ſollte. Denn Bernhardine, mit dem ganzen Adel einer Verkannten, entgegnete: „Frau Baronin, ich bitte Sie, wollen Sie mir nicht ebenſo unrecht thun, wie dem Landleben! Im Gegentheil: der Aufenthalt in der Reſidenz kann einem läſtig und langweilig werden, und ich darf Ihnen ſagen, daß er mir das ſchon ſehr geworden iſt. Genüſſe! Die bloßen Genüſſe ſind es ja, woran man den Geſchmack verliert! Nur eine ſchöne Thätigkeit und die Freuden, die aus ihr hervorwachſen, feſſeln uns auf die Dauer. Wenn ich einen Wunſch frei hätte, dann würde ich nicht wünſchen, in der Reſidenz meinen Aufenthalt und auf dem Lande einen kurzen Beſuch, ſondern umgekehrt. Theater, Co[illegible]über certe und Geſellſchaften ſind intereſſant, wenn m[illegible] auf die ein paar Wochen lang im Winter beſucht; w[illegible] und mir Freuden aber dreiviertel Jahr zu koſten hat,

zuletzt völlig ſtumpf dagegen! Sogar das Gute widerſteht uns: und wie oft bekommen wir Gutes zu hören! Dagegen das Leben auf dem Lande iſt zu jeder Zeit köſtlich. Wir ſind jetzt im ſchönſten Monat, und Sie werden mir wohl erlaſſen, den Frühling zu loben. Aber die anderen Jahreszeiten wiegen ihn auf. Sommer und Herbſt bringen die Ernten, die Sinne und Herz erfreuen, und bringen Vergnügungen, die nach der Arbeit wirklich erquickend ſind. Und der Winter? Ihn ſtell' ich mir auf dem Lande eben am heimlichſten vor. Was kann es Reizenderes geben, als eingeſchneit zu werden und den Sturm ſauſen zu hören, während wir in der ſtillen, warmen Stube ſitzen bei traulichem Geſpräch oder anſprechender Lectüre? Den Männern iſt die Jagd eine Luſt, und die Frauen danken für die heimgebrachte Beute durch Lob und ſtärkenden Imbiß. Der Beſuch der Reſidenz im Winter iſt gar nicht einmal nöthig; auf dem Lande ſelber kann man behaglich die Zeit erwarten, wo der Schnee ſchmilzt, die Wieſen grün werden und die lieblichen kleinen Vögel den neuen Frühling einſingen!"

Sie ſchwieg. Dann, mit beſcheidener Senkung des Hauptes, fügte ſie hinzu: „Ich kann mir das Glück des Landlebens nur denken! Sie, verehrte Baſe, und nicht Couſin Richard, leben es, und ich muß um Verzeihung bitten, daß ich Ihnen geſagt habe, was Sie Generaler wiſſen, als ich!"

Indem ſie ſich verneigte, trat ſie zu ihrer Mutter, um für ihre gelungene Rede den gebührenden Lohn in einem zärtlichen Händedruck zu erhalten.

Richard trat zu der ſeinen und ſagte flüſternd: „Das ſollte Affectation ſein?“

„Eine ſehr geſchickte!“ erwiderte die Frau mit einem Seufzer.

„Geh!“ rief der Cavalier mit edlem Unwillen.

Auf dem Corridor ließen ſich Tritte hören; die Thür ging auf, und es erſchienen zwei Damen, die man ebenfalls augenblicklich als Mutter und Tochter zu erkennen vermochte. Sie waren Beide ſchlank, nicht zu groß und die Geſichtszüge von einer Feinheit, die an Schärfe grenzte. Die Tochter, Juliane, trat mit einer eigenthümlichen Gelaſſenheit auf und ließ alle Zeichen einer Denkerin an ſich bemerken.

Man begrüßte ſich. Richard ſagte zu Juliane: „Wie haben Sie den Morgen verbracht, beſte Couſine?“

Die Mutter, Geheimräthin von Sonnenfels, erwiderte für die Tochter: „Wir haben einen Gang auf's Feld gemacht; dann hat Juliane geleſen!“

„Sie haben ſich gewiß höchſt nützlich beſchäftigt, liebes Bäschen!“ ſprach Frau von Hainsfeld. „Aber es iſt doch ſchade, daß Sie nicht einige Minuten früher gekommen ſind; Bernhardine hat eine Lobrede auf die Landwirthſchaft gehalten, daß meinem Sohn und mir vor Vergnügen das Herz klopfte.“

Juliane konnte nicht umhin, die feinschmalen Lippen zu verziehen, als ob sie sagen wollte: das ist mir was Rechtes! Aber sie nahm schnell eine edlere Miene an und sagte: „Ich bedauere — es würde mir Freude gemacht haben! Ich habe mich aber“, fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, „auf meinem Zimmer ebenfalls mit der Landwirthschaft beschäftigt. Mich begeistern die Fortschritte, die sie gegenwärtig macht, die Aussichten, die ihr gestellt sind! Stimmen Sie mir nicht bei, lieber Vetter, daß durch ihre Verbindung mit der Naturwissenschaft für die Landwirthschaft ein neuer Tag anbricht?“

„Ich hoffe sehr viel davon.“

„Es ist erstaunlich“, fuhr Juliane fort, „was der menschliche Geist in unsern Tagen leistet! Er beherrscht die Natur, indem er die Bedingungen ihres Lebens ergründet; er klärt und vervollständigt die Erfahrung, indem er ihre Errungenschaften mit den Errungenschaften der Wissenschaft vermehrt!“

Während einer kurzen Pause, die hierauf eintrat, bemerkte die Baronin: „Das ist mir doch ein wenig zu allgemein gesagt! Könnten Sie's uns nicht an einem Beispiel anschaulich machen?“

„Mit großem Vergnügen“, erwiderte Juliane. Und indem sie sich angenehm in Positur setzte, fuhr sie fort: „Jeder weiß und von jeher hat man gewußt, daß die sorgfältige Bebauung den Acker fruchtbar macht. Warum?

Das war die Frage. Auf dieſe hat nun die Wiſſenſchaft antworten gelernt. Weil dadurch der Boden aufgeſchloſſen und die Aufnahme ſeiner Beſtandtheile in den Organismus vorbereitet wird. Nun fragt die Wiſſenſchaft aber, ob es nicht noch andere Mittel giebt, welche dieſes bewirken; und ſie findet, daß dem Boden denſelben Dienſt auch der gebrannte Kalk leiſtet. Sie empfiehlt alſo dieſen den Oekonomen; und wenn man ihn auch früher ſchon angewendet hat, ſo kann man es doch jetzt erſt rationell, mit wahrer wiſſenſchaftlicher Einſicht thun. Auch den Dünger — ich brauche nur an Knochenmehl und künſtlichen Guano zu erinnern — hat die Wiſſenſchaft gemehrt; und ſicherlich wird man auch noch jene andern Stoffe, die man bisher ihrem Schickſal überlaſſen hat, zum Gedeihen und Flor der Felder gewiſſenhaft nutzen lernen. Der Forſchergeiſt ruht niemals, und vor nichts ſchrickt er zurück! Wie herrlich iſt nun der Gedanke, alle Ergebniſſe der Forſchung durch Studien ſich anzueignen und ſie verwerthen zu können zu immer größerer Vervollkommnung des menſchlichen Daſeins! Ich für meine Perſon kenne keinen größeren Genuß, als den Weg, den die Wiſſenſchaft nimmt, zu verfolgen und ihn theilnehmend nachzugehen.“

Bernhardine konnte die Ungeduld, die ſie empfand, nicht mehr zurückhalten. „Das iſt aber doch eigentlich kein Geſchäft für Frauen!“ rief ſie. „Die Männer

mögen die Natur zergliedern und die Begriffe ſpalten, das iſt ihre Sache; aber für Frauen iſt es denn doch zu abſtract!“

„Abſtract!“ entgegnete Juliane mit geringſchätzigem Lächeln. „Nimm mir's nicht übel, meine liebe Bernhardine; aber wer heutzutag nichts lernen will, der pflegt Alles, was einige Anſtrengung erfordert, abſtract zu nennen.“

Bernhardine richtete ſich zu ihrer ganzen Höhe auf und warf ihr den Blick einer Verletzten zu.

„Was heißt abſtrahiren?“ fuhr Juliane fort. „Denken! Und ſollen wir Frauen nicht denken? Haben wir keinen Verſtand? Können wir uns von der gemeinen Erfahrung nicht erheben zu Begriffen? Ich ſollt' es doch wohl meinen! Auch unſer Kopf iſt organiſirt zur Wiſſenſchaft. Wir können ſie verſtehen, wir können theilnehmen an ihr. Es iſt nichts nöthig als guter Wille und Ausdauer!“

„Es iſt ganz erſtaunlich“, rief Bernhardine ſpottend, „wie Dir das auf einmal gekommen iſt! Vor einem Jahr noch hat Dir nicht geträumt von ſolchen Dingen!“

„Alles muß einmal anfangen“, entgegnete Juliane nach flüchtigem Erröthen. „Ich habe meine Einſichten zu erweitern geſtrebt und gefunden, daß man ohne Kenntniß der Naturwiſſenſchaft keinen Boden unter ſich hat, worauf man ſicher in ſeiner Bildung vorwärts

gehen kann. Ich habe getrachtet, mir vor allem diesen Boden zu gewinnen."

„Ja wohl", sagte Bernhardine zu sich selber, „Grund und Boden willst Du gewinnen — und den Eigenthümer dazu!"

„Geist ist Macht", fuhr die Denkerin mit Bedeutung fort. „Die Stoffe sind dazu geschaffen, vom Geist regiert, verschönt und ausgebeutet zu werden; und sollte das weibliche Geschlecht sich selber von der Herrschaft darüber ausschließen? Wenn wir die Männer vorangehen lassen in der Wissenschaft, so ist das genug. Die Herren der Schöpfung erschließen unwegsame Pfade und brechen neue Bahnen, aber wir dürfen dabei nicht in Unthätigkeit verharren und haben uns jedenfalls an den Früchten zu betheiligen. Wenn wir uns das, was die Männer hervorgebracht, erforscht, aufgedeckt haben, nicht wenigstens aneignen, dann sind wir keine Frauen, die ihnen gleichstehen, sondern Dienerinnen, die unter ihnen stehen."

„Es scheint fast", bemerkte die Rivalin, „als hätten Deine naturwissenschaftlichen Studien den Zweck gehabt, Dich zur würdigen Gemahlin eines Physikers oder Chemikers auszubilden!"

„Mich hat der reine Wissenstrieb geleitet", entgegnete Juliane mit Würde. „Die Erkenntniß trägt den Lohn in sich selber; sie bereichert den Geist und erhebt die Seele!"

„Gewiß“, verſetzte der junge Baron, der den Ausfall der Andern nicht hatte billigen können.

„Und ſie lehrt uns“, fuhr Juliane dadurch ermuthigt fort, „die Wirklichkeit und das Leben ſelber lieben und es edler genießen. Ich bin immer gern auf dem Lande geweſen und die Oekonomie hat mir ſtets lebhaftes Intereſſe abgewonnen. Aber ſeitdem ich die Werke der großen Forſcher geleſen, welche den Scharfſinn ihres Geiſtes und die Fülle ihrer Kenntniſſe der Landwirthſchaft zugewendet haben, ſeh' ich die Thätigkeit des Oekonomen mit unvergleichlich größerer Befriedigung. Es iſt ſchön, über Felder und Wieſen und Wälder und über Viehherden nach bloßer Anſchauung poetiſch zu ſchwärmen; aber es iſt ſchöner, zugleich die Urſachen und Bedingungen des Wachsthums zu begreifen und ſich an Blüthen und Früchten mit klarer Einſicht in das Weſen der hervorbringenden Kräfte zu erfreuen. Die Landwirthſchaft iſt gleichſam die Probe für die Richtigkeit der Unterſuchung. Die Vorausſetzungen, welche der Forſcher zergliedert hat, treten in der Cultur zuſammen und erzeugen ein Leben, das unſer Herz erquickt. Der Gedanke verkörpert ſich in ihr; die Wahrheit wird Schönheit, und das Häßlichſte ſogar muß zur Hervorbringung des Lieblichſten dienen!“

„Bravo!“ rief Richard, den dieſe Wendung wohlthuend berührt hatte.

Juliane, vor Vergnügen erröthend und ordentlich

zu weiblicher Anmuth verschönt, bemerkte hierauf: „Ich hoffe, man wird mir vergeben, wenn ich mich einigermaßen auch um die Seite der Landwirthschaft bekümmert habe, welche von Andern trocken und langweilig gefunden wird. Ich glaube, daß sie es nicht ist und daß jene Unrecht haben.“

Ruhig und gemessen, mit dem schönen Selbstgefühl eines erreichten Zieles, trat sie zu ihrer Mutter, welche die Siegerin mit einem Blick der Liebe und der Hoffnung beglänzte.

Der Landwirth schien sich zu besinnen. Mit Artigkeit wendete er sich dann zu Juliane und sagte: „Ihre Geständnisse, liebe Cousine, ermuthigen mich, Ihnen einen Vorschlag zu machen. Sie haben die Maschinen gesehen, die gestern eingetroffen sind?“

„O freilich“, rief Juliane. „Aber allerdings —“

„Wenn Sie's interessirt“, fuhr jener fort, „werde ich sie morgen Vormittag erklären und arbeiten lassen!“

„Das ist ja herrlich!“ rief die Glückliche.

„Ich weiß nicht“, sagte Richard mit einem Blick auf Bernhardine und die Generalin, „ob auch die andern Herrschaften —“

„Das versteht sich ja von selbst!“ rief Bernhardine mit großer Lebhaftigkeit. „Ein Vortrag von Ihnen findet bei uns die gespannteste Aufmerksamkeit! Und wenn wir auch nicht so studirt sind, Ihre Auseinandersetzung wird uns Alles klar machen. Es ist eine Mähmaschine?“

„Und ein Räderwerk, das die ſprödeſten Schollen zermalmt.“

„Ich freue mich unendlich, ſie über den Acker gehen zu ſehen! Die Maſchine erſetzt die Kräfte der Menſchen und befreit dieſe zu würdigern Arbeiten. Eine humane Seele kann ſie nur mit vollſter Genugthuung betrachten!“

Die Geheimräthin und Juliane lächelten über dieſen Eifer. Die Baronin ſchwieg. Sie ſchien in ihrem Kopf einen Gedanken zu wälzen.

In dieſem Augenblick ging die Thüre auf und zwei neue Geſtalten traten in den Saal.

II.

Wie man leicht ſehen konnte, waren es gleichfalls Mutter und Tochter, gebildete Frauen, die aber durch ihre Erſcheinung und ihr Benehmen mit den ſchon anweſenden auffallend contraſtirten. Während dieſe in eleganter und immerhin auch koſtbarer Kleidung daſtanden, war der Anzug der Beiden von einer Einfachheit, die faſt ärmlich ließ. Ebenſo groß war der Unterſchied im Ausdruck der Geſichter. Die Damen aus der Reſidenz zeigten großes Selbſtgefühl und vollkommene Zuverſicht. Man ſah ihnen an, ſie hatten dem Hauſe durch ihren Beſuch eine Ehre erwieſen; die Abſichten, die ſie hergeführt, waren im Grunde für den Eigenthümer nur ſchmeichelhaft, aus allen Gründen rechneten ſie auf eine achtungsvolle Gaſtfreundſchaft. Die Mienen der neu Eingetretenen dagegen waren reſignirt, und ſelbſt aus der Freundlichkeit, womit ſie grüßten, ſprach ein Hauch von Kummer, eine unüberwindliche Gedrücktheit der Seele. Die Geſichter waren nicht nur wohlgebildet, ſie hatten einen edlen Schnitt, aber Kleinmuth und ein gewiſſer Unmuth darüber, die ſich beide in ihnen malten, ließen ſie nicht zu ihrer Wirkung kommen.

Es waren arme Verwandte im Hause des Reichen: Frau von Weiden und ihre Tochter Marie. Sie waren nicht nur arm, sie waren reich gewesen und arm geworden. Noch vor wenigen Jahren durften sie glauben, sich in guten, behaglichen Verhältnissen zu befinden. Aber der plötzliche Tod des Vaters enthüllte ihnen, daß das Vermögen durch den Speculanten, dem es nicht genügt hatte, bis auf wenige Trümmer verschleudert war. So lastete die Armuth mit doppeltem Gewicht auf ihnen.

Die Wittwe, durch ihren verstorbenen Mann verwandt mit der Baronin, war von dieser eingeladen worden, in Hainsfeld sich aufzuhalten, bis für sie und ihre Tochter eine angemessene Beschäftigung oder irgend eine passende Stellung auskäme. Seit vierzehn Tagen befanden sie sich hier, und zwar hatten sie zuerst eine Wohnung im Hauptgebäude, neben der Baronin, inne. Als aber die Damen aus der Residenz kamen, die sich gewissermaßen selbst eingeladen hatten, mußten sie ihre Zimmer abtreten und einen entfernteren Seitenflügel beziehen.

Marie war eine von den Gestalten, die auf den ersten Blick Antheil und Mitleid einflößen. Sie glich einer Blume, welche durch die Ungunst der Witterung in ihrer Entfaltung aufgehalten worden und nun eben da, wo sie am schönsten erblühen sollte, schon zu welken beginnt. Ihr bräunlicher Teint war gebleicht, ihr Ge-

ſichtsausdruck leidend. Sie war nicht mehr, was ſie geweſen, ſondern der Schatten ihrer ſelbſt geworden, und ſie wußte es! Wenn übrigens die Baronin ſie die „kleine Marie“ nannte, ſo durfte man das nicht eigentlich nehmen: ſie war größer als Juliane, und ſtand etwa zwiſchen dieſer und Bernhardine. Aber durch ein eigenthümlich in ſich gekehrtes Weſen, womit ſie ſich nach außen klein machte, ſchien der Ausdruck doch gerechtfertigt.

Charakteriſtiſch war von Seiten der ſchon Anweſenden der Willkomm. Die Damen aus der Reſidenz dankten dem Gruß mit einer Herablaſſung, in der ſie ſich für eben ſo großmüthig wie höflich zu halten ſchienen. Die Freundlichkeit der Baronin und Richard's war herzlicher, aber man ſah doch, wie ſich's Beide mit ihnen recht leicht machten! Dem jungen Mann begegnete es, durch eine Handbewegung zu grüßen, in welcher der Vertraulichkeit ſo wenig Achtung beigegeben war, daß das Geſicht Marie's in leiſes Beben gerieth und ihre Lippen auf einen Moment die Farbe verloren.

Juliane, die ſich dermalen von Allen am ſicherſten fühlte, trat einen Schritt gegen ſie vor und ſagte mit auffallender Güte: „Wo kommen die Damen her? Sie ſehen ein wenig angegriffen aus, liebe Marie!“

Die Angeredete zuckte, aber ſie erwiderte geduldig: „Wir kommen vom Garten.“

„Und vorher“, ſetzte Frau von Weiden hinzu, „ſind wir auf dem Felſen geweſen, wo Marie das Schloß gezeichnet hat, um ein Aquarellbild davon zu machen. Droben war es heiß!“

„Sie zeichnen und malen?“ fragte die Gelehrte beifällig. „Das Erſte, was ich höre!“

„Blos zu meinem Vergnügen“, erwiderte Marie.

„Sieh, ſieh, eine Künſtlerin! Und das erfährt man erſt jetzt? Nun begreif' ich übrigens Ihre Ausflüge, Ihr einſames, träumeriſches Weſen und die geringe Aufmerkſamkeit, welche Sie der Oekonomie zu ſchenken für gut finden!“

Der Zuſatz war als eine Art von Scherz mit Leichtigkeit hingeworfen. Marie ſah ihr betroffen forſchend ins Geſicht.

„Nun“, fuhr jene fort, „das können Sie doch nicht leugnen! Sie waren nie dabei, wenn Herr von Hainsfeld uns herumführte und wenn es hier etwas zu ſehen und zu lernen gab!“

Die Lippen der Kritiſirten verzogen ſich zu einem ſchüchternen Ausdruck von Spott und ſie ſagte: „Das Intereſſe für die Landwirthſchaft war durch die Herrſchaften aus der Reſidenz ſo gut vertreten, daß ich nicht den Muth hatte, mit ihnen zu wetteifern!“ Mit einer Stimme, in welcher die Ironie ſich gänzlich verlor, ſetzte ſie hinzu: „Herr von Hainsfeld wird verzeihen!“

„O“, rief dieſer faſt lachend, „ich mache durchaus keine Anſprüche!“

Das war in einem Tone geſagt, der auf das Mädchen keine gute Wirkung äußern konnte. Sie erröthete und warf einen Seitenblick auf ihn, der eine Klage enthielt.

Bernhardine fand ſich nun bewogen, auch ein Wort einzuwerfen. „Von einem Wetteifer“, bemerkte ſie, „kann hier keine Rede ſein; es handelt ſich blos um einen Antheil, von dem ich in der That nicht begreife, wie er fehlen kann. Was ſind Gedanken, die man ſich macht, und einſame Phantaſien gegen die Anſchauung der Natur und der Einrichtungen, wodurch ſie immer ſchöner und gedeihlicher wird! Nun, morgen“, ſetzte ſie mit Bedeutung hinzu, „werden Sie hoffentlich die Gelegenheit nicht vorbeigehen laſſen! Baron Richard wird uns morgen theoretiſch und praktiſch in zwei Maſchinen einweihen, die aus England gekommen ſind.“

Frau von Weiden machte eine Bewegung des Bedauerns. „Es *thut* mir leid“, ſagte ſie mit einem Blick auf Richard, „aber wir werden dem Vortrag *nicht beiwohnen können!*“

„Wie!“ riefen Bernhardine und Juliane wie aus Einem Munde, „ſo Etwas könnten Sie verſäumen?“

„Wir werden morgen früh Hainsfeld verlaſſen müſſen“, erwiderte jene. Und zu der Baronin gewendet, fuhr ſie fort: „Der Brief, den ich geſtern

Abend erhalten habe, war von meinem Onkel Troßbach. Er hat ſeine Wirthſchafterin verloren und ladet mich ein, ſeinen Haushalt zu führen."

Frau von Hainsfeld nickte, konnte dann aber nicht umhin, ein gewiſſes Bedenken zu verrathen. „Was ich von dem Manne gehört habe —"

„Kann mich nicht abhalten!" verſetzte die Wittwe. „Uns Beide hat die Welt in den letzten Jahren nicht verwöhnt; und wenn der alte Herr grillenhaft und jähzornig iſt, ſo finden wir auf ſeinem einſamen Gütchen doch eine Unterkunft, die wir durch unſere Thätigkeit abverdienen. Wir ſind Niemand zur Laſt und erleichtern Jemand das Leben."

Die Baronin beſann ſich einen Augenblick, dann erwiderte ſie: „Allerdings! Und vielleicht iſt er nicht ſo ſchlimm, wie man ihn macht."

„Er mag ſein, wie er will", entgegnete Frau von Weiden mit einem reſignirten Lächeln, „wir ſind auf ihn gefaßt."

Bernhardine, immer noch von einer dumpfen Empfindung gedrückt, als ob ihr Juliane in der Gunſt des Landwirths einen Schritt vorausgekommen ſei, rief jetzt: „Müſſen Sie denn aber ſo ſchnell abreiſen? Können Sie, um einem Vortrag und einem Schauſpiel beizuwohnen, wie es uns in Ausſicht ſteht, nicht noch einen Tag zugeben?"

„Das hab' ich eben auch ſagen wollen!“ bemerkte Juliane.

„Sie haben gehört“, entgegnete die Frau, „was mein Onkel für einen Humor hat. Er wünſcht, daß wir ſobald als möglich eintreffen, und ich möchte ihm keine Gelegenheit geben, uns gleich mit einer Probe ſeiner Fähigkeiten zu empfangen.“

Während die Baronin die beiden Eifrigen mit einem ſpöttiſchen Lächeln anſah, bemerkte Richard mit Ernſt, faſt unwillig: „Meine Damen, laſſen wir doch jetzt dieſe Kleinigkeit!“ Er trat zu Frau von Weiden und Marie und ſagte theilnehmend: „Ich hätte Ihnen Beiden ein beſſeres Loos gegönnt, als einen alten Murrkopf zu pflegen. Aber da Sie es annehmen und entſchloſſen ſind, ſo können wir Sie nicht abhalten wollen. Unter allen Umſtänden haben Sie eine Aufgabe und können Gutes thun.“

„Entfernt von der Welt“, fügte die Wittwe hinzu, „in der wir die letzten Jahre eine ſo wenig angenehme Rolle geſpielt haben.“

„Es iſt ein Glück“, rief Marie bewegt, „ein wahres Glück!“

Dieſer Ausruf hatte etwas eigen Rührendes. Richard betrachtete das Mädchen und ſagte herzlich: „Sie ſind ſehr beſcheiden, liebe Marie. Die Welt muß Ihnen wenig geboten haben, daß Sie in Ihrem Alter ſich auf die Einſamkeit freuen. Aber“, ſetzte er mit gutmüthigem

Lächeln hinzu, „seien Sie getrost, es giebt eine Ausgleichung, und das Glück kommt oft plötzlich und da, wo man's gar nicht vermuthet hat!"

Marie erröthete, fast glücklich. Aus ihren feuchten Augen ging ein Blick des Dankes.

Wer einen Zweck hat und Ausdauer und Muth besitzt, der wird jede Gelegenheit, Etwas dafür zu thun, zu benutzen suchen. Bernhardine war noch nicht fertig. Sie trat vor, so daß sie neben Juliane zu stehen kam, und sagte zu den Scheidenden: „Ich wünsche Ihnen Glück und alles Gute auf die Reise. Aber offen muß ich gestehen, ich wäre nicht im Stande, mich von Hainsfeld so rasch zu trennen, ich würde unter den gegenwärtigen Umständen bleiben, möchte daraus entstehen, was da wolle."

Eine Röthe heroischer Entschlossenheit ging bei diesen Worten über ihre Wangen.

Die Baronin hatte nachdenklich dagestanden. Mit einem Mal wendete sie sich zu den jungen Damen und sagte: „Da Sie für Hainsdorf und meinen Sohn ein so freundliches Interesse zeigen, so darf ich Ihnen nicht länger eine Nachricht vorenthalten, die für die Welt noch ein Geheimniß ist, die es aber für Sie nicht mehr sein soll. Wir haben etwas zu melden, was gütige, theilnehmende Seelen mit Freude vernehmen werden."

Die Gesichter der Jungfrauen erhielten einen feierlichen Glanz der Erwartung.

„Haben Sie die Herrschaft in Böhmen gewonnen?“ rief Bernhardine zu Richard. „Sie besaßen Loose —“

Die Baronin schüttelte den Kopf.

„Haben Sie eine Entdeckung gemacht“, rief Juliane, „die Ihrem Namen die Unsterblichkeit sichert?“

Erneuertes Kopfschütteln.

„Haben Sie den Kronorden erhalten? Hat man Ihnen das Doctordiplom zugeschickt?“ riefen die Damen durcheinander.

„Nichts von alledem“, entgegnete die Baronin. „Aber das Ereigniß, das wir Ihnen mitzutheilen haben, ist nicht minder wichtig und freudenreich. Mein Sohn hat sich verlobt — er ist glücklicher Bräutigam!“

Die Wirkung dieser Worte auf die Anwesenden ist schwer zu beschreiben.

Die Damen aus der Residenz, Mütter und Töchter, standen im ersten Moment, als wären sie in Bildsäulen des Schreckens verwandelt worden; starr, unbeweglich, mit einem marmornen Glanz der Gesichter. Aus den Zügen Marie's war der letzte Schein von Farbe gewichen; dann überzog sich das Gesicht mit glühendem Roth und drückte Scham und eine peinliche Selbstanklage aus. Frau von Weiden hatte sogleich auf die Tochter geschaut, war erschrocken und hielt einen Blick des Kummers und der Mahnung auf sie gerichtet. Richard, der nach den ersten Andeutungen der Baronin umhergesehen, wie einer, der nicht begreift, war nach

dem klaren Wort aufgefahren wie ein verwundeter Leu und rief nun mit ſeinem ſtrengſten Geſicht: „Mutter, biſt Du bei Troſte? Was fällt Dir ein?“

„Lieber Sohn“, entgegnete dieſe, „ich weiß, daß Du von mir verlangt haſt, die Sache noch nicht bekannt werden zu laſſen. Aber wenn wir es dieſen lieben Freundinnen mittheilen, dann kommt's ja nicht an die Oeffentlichkeit! Die Theilnahme, die ſie Dir zuwenden, ſchien mir durchaus zu verlangen, daß wir mit ihnen eine Ausnahme machen.“

Die erſte Statue, die ſich wieder zu beleben anfing, war Bernhardine. „Es iſt nicht möglich!“ rief ſie mit würdevollem, beinahe entrüſtetem Unglauben. „Eine Verlobung! Und Niemand ſoll Etwas davon erfahren, nicht einmal geahnt haben? Sie treiben Ihren Scherz mit uns, Frau Baronin!“

„Es ſieht faſt ſo aus!“ rief Juliane. Und zu Richard gewendet ſagte ſie: „Herr Couſin, haben Sie die Güte zu reden. Iſt's wahr? Dürfen wir Ihnen gratuliren?“

Der Baronin war es gelungen, dem Sohn einen mahnenden, bittenden Blick zuzuwerfen. Richard verſetzte: „Ich — kann meine Mutter nicht Lügen ſtrafen.“

„Bravo!“ dachte Frau von Hainsfeld und ihr Geſicht glänzte triumphirend.

Die Generalin erhob den Kopf, und ohne ihren Verdruß in Ton und Miene nur verbergen zu wollen,

rief ſie: Aber wer iſt ſie denn, die Glückliche? Nennen Sie uns den Namen, liebe Baronin! Es iſt gewiß einer der erſten des Landes und wir werden dann die Glückwünſche nicht länger zurückhalten —"

„Den Namen", verſetzte Frau von Hainsfeld, „kann ich Ihnen noch nicht nennen. Ich habe ſchon ſehr gegen die Abrede gehandelt, daß ich Ihnen nur die Thatſache mittheilte. Sehen Sie, wie mein Sohn immer noch zürnt? Genüge es jetzt Ihrer gütigen Theilnahme, daß die Braut nach dem Urtheil der Mutter ein in jeder Beziehung vorzügliches Mädchen iſt."

„Das genügt", erwiderte Frau von Weiden mit Ernſt und freundlicher Theilnahme. „Wie hätte man's aber auch anders erwarten können? Baron Richard", fuhr ſie zu dieſem fort, „ich freue mich herzlich, dieſe gute Nachricht noch gehört zu haben, und wünſche Ihnen von ganzer Seele Glück dazu. Verzeihen Sie, daß wir Sie jetzt verlaſſen. Ich muß dem Boten einen Brief mitgeben. Komm', meine Tochter!"

Marie hatte ſich endlich gefaßt. Während ihre Mutter ſprach, hielt ſie den Blick auf den jungen Mann gerichtet und es ſchien, als ob ſie etwas hinzufügen wollte. Nach dem an ſie ergangenen Zuruf aber verneigte ſie ſich ſtumm und ging mit der Mutter hinweg.

In den Damen aus der Reſidenz war das Gefühl ihrer Bedeutung wieder herrſchend geworden, und eine gerechte Indignation, ein edler Stolz trieb die letzten

Schwächen aus ihren Seelen. Die Nebenbuhlerinnen und Gegnerinnen waren jetzt Verbündete, und wie von Einem Geiſte gelenkt, vollzogen ſie nun harmoniſch ein gemeinſames Werk.

Die Generalin begann: „Liebe Freundin — beſter Baron, empfangen Sie unſre wärmſten Glückwünſche! Die Gefühle, die uns beſeelen, brauche ich nicht zu ſchildern, Ihre Freundſchaft wird ſie ſich denken können. Der Beſitzung, die der ausgezeichnete Landwirth ſo muſterhaft einzurichten verſtand, hat nichts mehr gefehlt, als eine Herrin, wie ſie nach dem Urtheil der Kennerin hier einziehen ſoll. Der Tag, an dem es geſchieht, wird auch für uns ein Feſttag ſein, wenn wir ihn auch fern von Hainsfeld erleben werden.“

Die Geheimräthin betheuerte: „Damit ſind meine Gefühle buchſtäblich ausgedrückt!“

Auch Bernhardine und Juliane verneigten ſich zuſtimmend.

Die Generalin ſprach weiter: „Nun fürchte ich blos, daß ich mit dem, was ich jetzt zu ſagen habe, meine Tochter betrüben werde. Mein liebes Kind“, fuhr ſie zu Bernhardine fort, „weißt Du, was übermorgen für ein Tag iſt? Der ſechzehnte!“

„Wahrhaftig!“ rief Bernhardine tief betroffen. „Der Geburtstag des Vaters!“

„In dem ſchwärmeriſchen Eifer, in welchen die herrliche Oekonomie Dich verſetzte, haſt Du's vergeſſen.“

„In der That“, erwiderte die Tochter, ihr Haupt mit anmuthiger Reue ſenkend.

„Wir haben dieſen Tag“, fügte die Generalin mit einem feierlichen Blick auf die Baronin hinzu, „noch jedes Jahr mit ihm begangen. Er zählt darauf. Es würde ihn tief ſchmerzen, wenn er nicht alle ſeine Lieben um ſich ſähe. Wenn wir aber noch rechtzeitig eintreffen ſollen, um Alles anzuordnen, dürfen wir unſre Koffer packen.“

Mutter und Tochter nickten ſich zu.

Die Geheimräthin wendete ſich hierauf zu Juliane und ſagte: „Die Faſſung, womit Bernhardine eine Nachricht erträgt, die ihr in einer Hinſicht unendlich leid thun muß, kann Dir zum Muſter dienen. Ich habe Dir auch eine Mittheilung zu machen, auf die Du nicht vorbereitet ſein wirſt.“

„Nun?“ rief Juliane mit einer Sorge, welche den durchſcheinenden Spott der Begreifenden beinahe verſchleiert hätte.

„Nichte Bertha, Deine intimſte Freundin, heirathet in drei Tagen ihren Regierungsrath. Ich erhielt den Brief, der es anzeigt, heute früh. Aber Du warſt ſo in Deine Studien vertieft, ſo ganz davon hinweggenommen, daß ich nicht den Muth in mir finden konnte, Dich zu ſtören. Später iſt's meinem Gedächtniß entfallen.“

„Aber, Mama“, rief das Mädchen, „da müſſen

wir ja reiſen! Nur die dringendſte Angelegenheit könnte mich abhalten, bei dieſem Feſte zu ſein. Aber ſo? Ich hätte wahrlich keine Entſchuldigung."

„Du ſiehſt ein", bemerkte die Geheimräthin mit Ernſt, „wir müſſen ſcheiden. Und zwar ohne Aufſchub!"

„Es geht nicht anders", erwiderte Juliane.

Frau von Hainsfeld hatte die Wirkungen ihrer Erfindung mit allen Wonnen einer Siegerin betrachtet. Die Freude über das gelungene Wagniß, die entzückende Ausſicht, die ihr nun für das Glücken ihres Lieblingsplans geöffnet war, machte ſie förmlich übermüthig; ſie betrachtete die Damen und ſagte: „Ich ſehe, daß es vergeblich wäre, Sie noch längere Zeit in Hainsfeld halten zu wollen. Aber das glaube ich von Ihnen erbitten zu können, daß Sie uns nicht ſogleich verlaſſen. Sie müſſen wenigſtens noch einen Tag bleiben! Erinnern Sie ſich doch, daß mein Sohn morgen die Maſchinen erklären und probiren wird!"

In wahrhaft bewundernswerther Uebereinſtimmung verzogen ſich hier die Lippen Bernhardine's und Juliane's mit ſo gleichmäßiger Dehnung, daß Niemand hätte ſagen können, welche mehr Ironie und Spott ausdrückte.

„Allerdings", rief Bernhardine, „es würde unendlich intereſſant ſein, im großen Style das Gras fallen und von den zerdrückten Schollen den Staub wirbeln zu ſehen! Geiſt und Herz würden dabei in gleichem Maß

ihre Rechnung finden! Ich fühle mit Schmerzen, welche innige Genugthuung und hochwichtige Belehrung mir dadurch entzogen wird; aber es ist nun einmal nicht zu ändern. Wir Frauen können nicht früh genug lernen, dem Theuersten zu entsagen, und so verzichte ich auf die mir gestattete Theilnahme, indem ich voraussetze, daß meine Freundin, der das Schauspiel ja zuerst auch allein zugedacht war, sich durch Nichts die Freude wird nehmen lassen, ihm beizuwohnen."

„Unmöglich!" rief Juliane höchst entschlossen. „Der Genuß wäre außerordentlich, und nur mit dem tiefsten Leidwesen entsag' ich ihm. Aber ich bezwinge mich selbst und opfere meine Freude, um eine geliebte Verwandte zu erfreuen, die mich erwartet."

Die Generalin sagte: „Sie verzeihen, wir müssen uns rüsten", grüßte mit der Hand und verließ mit Bernhardine den Saal.

Die Geheimräthin und Juliane folgten ihnen.

Als die Flügelthüren wieder geschlossen waren, blickte Frau von Hainsfeld mit einem um zwanzig Jahre jüngern Gesicht auf den Sohn und brach dann in ein lautes, herzliches Gelächter aus. „Nein!" rief sie, „das ist nicht zu bezahlen! Ich habe viel von ihnen erwartet, aber sie haben's bei Weitem übertroffen! Diese Entschlossenheit und diese Ungenirtheit! Wahrlich, der Muth, womit sie sich demaskirten, steht ganz auf der Höhe der Schauspielkunst, mit der sie ihren land-

wirthſchaftlichen Enthuſiasmus durchführten, und die war doch bewundernswürdig! Mein Sohn, ich will ſchweigen und Dich nicht an Deinen Glauben erinnern; denn ich ſehe, Du biſt beſchämt, mehr als genug."

Richard ſtand mit einem hochrothen Geſicht voll des tiefſten Verdruſſes. „Ja", rief er zornig, „ich ſchäme mich, und ich ärgere mich. Kaum zu glauben! „Solch' ein Manöver! Solch' ein entwürdigendes Spiel!"

„O", rief die Mutter, „ſei nicht zu hart, Richard! Der Zweck heiligt das Mittel, und was war der Zweck der geiſtreichen Mädchen? Dich zu gewinnen."

Richard, unwillig, drehte ſich weg und ſtieß einen Fluch aus.

Die Thür war aufgegangen; vor der Mutter ſtand ein Dienſtmädchen und ſagte mit niedergeſchlagenen Augen: „Frau Baronin haben nichts mehr zu befehlen?"

Jene warf einen ſtrengen Blick auf ſie und entgegnete: „Nein! — Doch ja, Du kannſt das Zimmer reinigen!"

Sie deutete auf die Thür zur Linken des Salons.

Das Mädchen trat einen Schritt näher und ſagte, indem ſie lauernd emporſah, mit traurig bittendem Tone: „Frau Baronin?"

„Es iſt umſonſt!" rief dieſe. „Ich hab' Dir's geſagt und ich geh' nicht davon ab. Eine Zwiſchenträgerin kann ich nicht brauchen!"

Die Abgewieſene öffnete die Seitenthür und ſchloß ſie hinter ſich zu.

Richard wendete ſich wieder zur Mutter und ſagte: „Jetzt haben aber wir ein Wort miteinander zu reden! Bildeſt Du Dir vielleicht ein, ich werde mich Dir nun fügen? Glaubſt Du, weil Du mich für einen Bräutigam ausgegeben und mich gezwungen haſt, Dir beizuſtimmen — ich werde nun auch gleich einer ſein? Und zwar mit derjenigen, die Du mir aufnöthigen willſt? Du irrſt Dich, Frau Mama! Die Couſinen haſt Du mit Deinem Märchen entlarvt; aber Deinem Ziel biſt Du damit um keinen Schritt näher gekommen!“

Mit einer ernſt ergebenen Miene verſetzte die Baronin: „Mein Sohn, wenn ich Dich durch meinen Einfall von den beiden Heuchlerinnen befreit habe, ſo iſt das immer ſchon Etwas! Du glaubſt, ich will Dich zwingen, und Du ſträubſt Dich gegen den Zwang — das iſt in der Ordnung. Aber ich habe nur das Meinige gethan; ich habe Dir den Weg bereitet und überlaſſe von jetzt an Alles Dir, indem ich hoffe, daß, wo in der That kein Zwang iſt, auch die Antipathie dagegen ſich verlieren wird. Die Vorzüge, welche Auguſte zieren, werden Deiner Seele ſich darſtellen, Dein Verſtand und Dein Herz, ja auch Dein Herz, werden entſcheiden! Auguſte, von allem Andern abgeſehen, iſt ein aufrichtiges, wahrhaftiges Mädchen. Ich glaube, wenn ſie durch ein einziges Wort, das ihr nicht von Herzen

ginge, den Mann ihrer Wahl erringen könnte, ſie würde es nicht ſprechen. Sie wäre zu ſtolz dazu! Bezweifelſt Du's?"

„Nein", verſetzte Richard, „für ehrlich halt' ich ſie. Aber keine Heuchlerin zu ſein, das iſt noch lange nicht Alles!" Halb mit einer gewiſſen Befangenheit, halb mit Laune fuhr er fort: „Man will doch auch einigermaßen geliebt ſein!"

„Auguſte liebt Dich!" verſicherte die Baronin.

„Das wird ſo arg nicht ſein! Sie wird mich heirathen — das glaub' ich. Aber daß ſie mich liebt, wirklich liebt, mit einer Liebe liebt, daß ſie mich jedem Andern vorzöge —"

Die Frau nickte mit einem Blick des Vorwurfs. „So ſeid ihr Männer! Die ehrliche Neigung eines wackern Mädchens genügt euch nicht, ihr wollt geſchmeichelt, gehätſchelt, vergöttert ſein — und fallt in die Netze der Betrügerinnen!"

Richard ſtand nachdenklich. „Lüge — und Proſa!" erwiderte er. „Giebt's nichts Anderes? Könnten nicht Ehrlichkeit und Gefühl und wahre, innige Liebe —"

Die Baronin erhob mahnend ihre Rechte. „Mein Sohn", rief ſie, „ich warne Dich. Du jagſt einem Phantom nach und verſäumſt darüber Dein Lebensglück! Ein außerdem ſo verſtändiger Menſch, der ſich mit einem Roman-Ideal herumträgt! Iſt's zu glauben? Woher haſt Du das nur? Wie iſt Dir das gekommen?"

Mit einem Achſelzucken entgegnete Richard: „Es wird wohl ein Erbſtück ſein. Denn es ſitzt ganz tief in meiner Seele und will durchaus nicht Unrecht haben.“

„Du behandelſt die Angelegenheit ſelber mit Humor, das tröſtet mich! Richard“, fuhr ſie mit ernſter Güte fort, „ich wiederhol' es, ich zwinge Dich nicht. Ich wünſche das, was ich aus allen Gründen für Dein höchſtes Glück halten muß; aber ich will Dich nicht dazu drängen, in keiner Weiſe. Du biſt von mir aus ganz frei! Ueberlege und entſcheide Dich! Das muß ich Dir aber noch ſagen: wenn Du Dich für Auguſte entſcheideſt, ſo iſt ſie Dein. Adieu!“

Sie ſah ihn nochmals an und ging dann in das Zimmer, worein ſie das Mädchen gewieſen hatte. Nicht lange, ſo hörte man eine entferntere Thür gehen.

III.

Richard, im Saal allein, ſchritt auf und ab. Dann blieb er ſtehen und verſank in Gedanken. Er war in einer ſonderbaren Stimmung.

Die lebhafte, enthuſiaſtiſche Theilnahme, welche die Couſinen der Landwirthſchaft — ſeiner Landwirthſchaft und ihm ſelber zuwandten, hatten ihm in der Seele wohlgethan. Beide waren ihm damit vertrauenerweckend, liebenswürdig erſchienen. Sein Herz hatte noch nicht geſprochen, weder für die Eine, noch für die Andere; aber er hatte ſich doch geſagt: wenn eine von ihnen meine Neigung auf ſich zöge, ich könnte mit Jeder glücklich leben. Die Genugthuung, die er empfand, machte ihn keineswegs blind für die Abſicht der Mädchen, auf ihn einen angenehmen Eindruck machen zu wollen. Aber dieſe Abſicht konnte ihn nicht nur nicht verletzen, im Gegentheil, ſie mußte ſein Vergnügen ſteigern. Daß ihr Eifer gemacht war, das glaubte er nicht. Giebt es denn in Wahrheit etwas Schöneres, als eine große, wohleingerichtete Oekonomie? Die Freude war ſo natürlich. Daß man ihm aber die natürliche Freude zeigte, daß war auch natürlich.

Nun hatte er ſich gleichwohl getäuſcht. Schimpflich

getäuſcht! Beiden war es nicht um die Landwirthſchaft, nicht um den Landwirth, ſogar nicht ſpeziell um ihn, ſondern nur um eine gute Partie zu thun! Um ihn zu berücken und mit ihm ſeine Revenüen zu gewinnen, ſpielten ſie die Begeiſterten. Schmähliche Komödie!

Die Beraubung, welche das Verſchwinden einer Illuſion mit ſich führt, pflegt nicht nur traurig zu machen, ſondern auch muthlos. Man hat ſich geirrt, man iſt beſchämt; hat man Urſache, hochgeſpannte Anſprüche zu erheben und auf ihre Erfüllung zu hoffen? Was Einem vorher nicht bedeutend, nicht koſtbar genug vorkam, das ſteigt im Werthe. Es kann wünſchenswerth, ja begehrenswerth, liebenswerth erſcheinen und Zuneigung erwecken.

Richard, durch das falſche Spiel der Couſinen erzürnt, verwirrt, gedemüthigt, ſchaute umher nach einem Erſatz. Ungeſucht trat das Bild Auguſtes vor ſeine Seele.

Es war nicht liebreizend, nicht beſtrickend, aber es ſprach ihn an. Es ließ ihn jetzt nicht mehr gleichgültig, ſondern erweckte ein Gefühl in ſeinem Herzen. Er dachte: ſie iſt nicht ſo, wie ich mein Weib mir gewünſcht habe, aber ſie iſt ein ehrenwerthes Mädchen, unfähig irgend welchen Betrugs, und das iſt etwas werth, das iſt viel, und das ſoll ihr gedankt ſein. Woher weiß ich, daß ihr Herz nicht empfindet? Ich kann mich wieder irren! Ich habe ſie zu ſtreng beurtheilt, weil ich ſie kenne und weil eben auf ſie meine Augen gerichtet worden ſind.

Er erwog den Gedanken, ſich mit ihr zu verloben, und ſagte zuletzt: es wird nicht anders gehen.

Wenn er dabei das Gefühl einer Auskunft, einer Rettung hatte, ſo ſchien ihm doch immer noch Etwas zu fehlen. Unmittelbar nach jenem Wort entſchlüpfte ihm ein Seufzer. Aber das machte ihn ärgerlich auf ſich ſelbſt. „Thorheit!“ rief er. „Ich hab' doch etwas Phantaſtiſches in mir! Wir wollen aber jetzt ein Ende machen!“

Nach dieſem Selbſtzuruf wollte er den Saal verlaſſen. Als er in die Mitte gekommen war, klopfte es an die Flügelthür.

In einer gewiſſen Stimmung glaubt man an die Wunder des Zufalls. „Wenn ſie's wäre?“ dachte er. „Wenn ſie uns beſucht hätten?“

Unwillkürlich rief er „Herein!“ mit einem einladenden, willkommenheißenden Tone.

Die Thür ging auf und — Marie trat ein. Richard lächelte. Marie, nicht ohne Befangenheit, aber mit der Miene eines gefaßten Entſchluſſes, mit einem gehobenen, edlen Ausdruck, näherte ſich und ſagte: „Lieber Vetter, meine Mama ſchickt Ihnen hier die Bücher zurück und läßt herzlich dafür danken.“

Sie legte zwei zierliche Bände auf den Tiſch.

Richard nickte freundlich. Marie ſah ihn an. „Dann“, fuhr ſie fort, „möchte ich Sie um Verzeihung bitten. Ihre Mama hat uns ihre Verlobung mitge-

theilt und ich bin fortgegangen, ohne Ihnen Glück zu wünschen!“

Dem jungen Mann entriß das Bewußtsein des wirklichen Sachverhalts einen Laut, der ihn beinahe verrathen hätte. „Deswegen!“ rief er.

„Ich verlasse Sie“, erwiderte das Mädchen, „und es wäre mir sehr unlieb, wenn in Ihnen eine falsche Meinung von mir zurückbliebe.“

„Gutes Bäschen, das hätte ich Ihnen nicht übel ausgelegt.“

„Sie hätten's aber dürfen!“ entgegnete Marie. Mit einem Bedenken und zugleich mit Selbstgefühl in ihren Zügen fuhr sie fort: „Auch die Andern haben geschwiegen. Und als ich allein war, fiel mir ein, ich könnte Ihnen vorkommen wie sie.“

„Und das wollen Sie nicht?“

„Nein!“

Richard nickte beifällig und mit einem Lächeln, das ungefähr hieß: darin leitet Dich ein gutes Gefühl!

„Wenn ich geschwiegen habe“, sprach Marie weiter, „so hat das einen anderen Grund. Ich habe nichts gemein mit jenen Damen. Gar nichts!“ Sie schaute ihn an, ihre Wangen rötheten sich, ihre Augen schimmerten von Empfindung. „Ich wünsche Ihnen wirklich und aus tiefster Seele alles Gute. Nichts in der Welt kann mir lieber sein, als zu wissen, daß Sie glücklich sind.“

„Ah!“ rief jener, und eine Ahnung überkam ihn von dem Zuſtande des Herzens, welches dieſe Worte eingegeben hatte.

Das Mädchen ſah zu Boden. Dann erhob ſie den Blick und ſagte: „Glauben Sie nicht, daß ich deswegen, weil ich nicht davon ſprach, kein Auge gehabt habe für die Schönheit ihres Gutes, für Ihren Eifer als Landwirth und für Ihre vortreffliche Verwaltung. Ich habe das Alles recht gut geſehen und meine wahre Freude daran gehabt; aber ich habe es für mich behalten. Ich mochte auch nicht den Schein auf mich laden, als ob ich Ihnen damit ſchmeicheln wollte.“ Und mit einem Selbſtgefühl, das ihre feuchten Augen glänzend machte, ſetzte ſie hinzu: „Wir armen Leute haben unſeren eigenen Stolz. Und das iſt ſehr nöthig!“

Richard ſchaute ſie mit Verwunderung an.

Sie, mit herzlicher Güte, fuhr fort: „Mich freut es, wenn es guten Menſchen auch gut geht und wenn Alles zuſammenpaßt. Ich habe mir geſagt: mein Vetter hat Alles, was ein Mann ſich wünſchen kann: Ein herrliches Gut, eine außerordentliche Freude daran, einen Trieb, es zu verbeſſern, zu verſchönern, und die Mittel dazu. Seine übrigen Verhältniſſe ſtimmen damit überein, und es fehlt ihm nichts, nichts als eine Frau, die ihn verſteht und die mit ihm harmonirt. Wenn er dieſe findet, dann iſt Alles beiſammen und er iſt ganz glücklich! Und nun habe ich vor meinem

Abſchiede noch die Freude gehabt, zu hören, daß ſie gefunden iſt!“

Richard war ernſt geworden und erröthete. Nicht ohne Verwirrung ſagte er: „Sie ſind gut! Und — Sie wollen alſo fort?“

Marie betrachtete ihn verwundert. „Ich bin gekommen“, erwiderte ſie, „den zu meiner Beſchämung verſäumten Glückwunſch nachzutragen und Abſchied zu nehmen. Ich kann Ihnen betheuern, es iſt mir nichts angenehmer, als Hainsfeld mit der Gewißheit verlaſſen zu können, daß hier das Glück zurückbleibt, ſo reich, ſo vollkommen, wie man es nur immer auf dieſer Erde haben kann!“

„Freundlich, freundlich!“ rief jener erregt. „Aber gehen Sie denn gern, Marie?“

„Jetzt — ja!“

„Werden denn aber Sie glücklich ſein, Marie?“ fragte Richard nach einer Pauſe. „Sie ziehen zu einem alten Menſchenfeind. Was können Sie dort finden?“

„Nicht viel“, entgegnete ſie. „Aber was ich brauche, das bringe ich mit.“ Und als er ſie fragend anſchaute, ſetzte ſie hinzu: „Ein zufriedenes Herz.“

Richard betrachtete ſie, wie um ihre Gedanken zu erforſchen. „Wer zufrieden iſt, hat was er wünſcht. Haben Sie das?“

„Faſt möcht' ich ſagen, ja! Denn ich bin dahin gekommen, zu wünſchen, was ich habe. Allem, was

mir verſagt iſt, habe ich entſagt, und was ich habe, iſt mir nun Alles."

Richard ſchüttelte den Kopf.

„Ich habe wenig", fuhr ſie fort, „es iſt wahr. Faſt gar nichts! Dafür habe ich aber eine Seele, die in ſich ſelber glücklich zu ſein vermag. Und dieſe findet ihre Rechnung gerade in der Einſamkeit."

„Wird ſich dort Ihr Glück nicht erſchöpfen?" entgegnete der junge Mann, deſſen Mienen immer mehr eine Abſicht auszudrücken ſchienen. „Wir können viel für uns allein, glücklich ſind wir aber nur, wenn ein Andres mit uns glücklich iſt."

Eine Röthe ging über die Wangen des Mädchens, ein wehmüthiges Lächeln über ihre Lippen. Aber ſie faßte ſich und erwiderte mit Güte: „Das muß Ihre Empfindung ſein, lieber Vetter. Aber für jeden Verluſt, für jeden Mangel giebt es in dieſem Leben einen Erſatz, und darum iſt nicht nur das Eine möglich, ſondern auch das Andre. Sie haben einen leidenſchaftlichen Trieb zur Thätigkeit — und den Boden dazu. Sie lieben — und ſind geliebt. Ihnen muß es wohl ſo vorkommen, als ob man nicht glücklich ſein könnte ohne einen ſchönen eigenen Wirkungskreis und — ohne Gegenliebe. Aber doch kann man's. Was uns die Welt verſagt, das erſteht in unſerm Innern, das giebt ſich unſere Seele. Etwas giebt uns doch auch die Welt — und wir hängen um ſo treuer an dem Wenigen, wir

beuten es um ſo liebevoller aus. Der Arme findet ſein Glück, indem er ſeine Pflicht erfüllt. Und — wer nicht geliebt wird, der findet ſein Glück, indem er liebt."

Richard ſah für ſich hin. „Kann man lieben ohne Gegenliebe?" ſagte er dann.

Marie ſchaute ihn mit einem Blick des Vorwurfs an.

„Ich will beſſer fragen", ſagte er. „Kann man fortfahren zu lieben — kann man ausdauern in der Liebe ohne Gegenliebe?"

Sie nickte mit einer Miene, die nicht ohne Bitterkeit war.

„Sie reden wie ein Mann. Kennen Sie keine Beiſpiele? Nicht nur Frauen, auch Männer haben ſo geliebt!"

„Dann will ich Ihnen auch das zugeben", erwiderte er. „Aber Sie laſſen die Liebe glücklich ſein ohne Gegenliebe. Glücklich! Iſt das möglich?

„Wenn man wahrhaft liebt", entgegnete Marie mit einem Eifer, der ſie erröthen machte, „ja. Was iſt die Liebe denn anders, als das tiefſte und ſchönſte Gefühl, die ſeligſte Empfindung? Was iſt ſie anders, als Glück? Wenn ſie aber nach Erwiderung trachtet und der Mangel daran ihr Herzeleid ſchaffen muß, ſo iſt der wahren Liebe dieſes Herzeleid ſüß und theuer, und ſie würde es nicht laſſen um alle Güter der Erde. Die Liebe, die nicht geliebt wird, giebt das Edelſte hin, ohne Etwas dafür zu empfangen, ſie iſt großmüthig,

hochherzig, und das ist ein stolzes, trostreiches Gefühl. Nein", fuhr sie mit wachsender Erregung fort, „die wahre Liebe kann nicht unglücklich werden durch Mangel an Gegenliebe. Sie ist zu reich, zu groß, zu uneigennützig, zu göttlich dazu. Sie wünscht dem Geliebten alle Genugthuung, alle Freuden des Lebens. Sie sorgt für ihn, sie lebt in ihm, und wenn sie alle seine Wünsche erfüllt sieht, dann hat sie selber Alles, was sie begehrt, und sie ist glücklich — ganz glücklich!"

Mit dem Mädchen, indem sie so sprach, war eine Verwandlung vor sich gegangen. Die in sich gekehrte, verzagte, schüchterne Marie war verschwunden, eine andere war an ihre Stelle getreten. Die Entsagung, die sie sich abgerungen, der Sieg über sich selbst, die Aufregung des Moments, der Gang des Gesprächs hatten die ganze Schönheit ihres Gemüths, den ganzen Adel ihres Charakters entbunden. Die innerste Kraft ihrer Seele war einer Flamme gleich in ihr emporgestiegen, hatte die Gestalt aufgerichtet und durchglänzte, durchglühte ihr Angesicht. Die Geister der Jugend, die Geister der Liebe siegten in ihr, die Welkende stand als eine Blühende da.

Richard betrachtete sie mit Staunen. Ernste Bewegung, Hochachtung sprach aus seinem Blick. Sein Herz begann zu klopfen und eine schauer-süße Empfindung bebte darin. Allein er hielt an sich. „Wer so liebt", entgegnete er, „der kann es aber nicht ungeliebt.

Es ist unmöglich. Zu solcher Liebe kommt die Gegenliebe und mit ihr doch erst das wahre Glück."

Marie lächelte mit Ueberlegenheit, nachsichtig. „Sie können von Ihrem Gedanken nicht abkommen. Und am Ende haben Sie Recht. Liebe und Gegenliebe zusammen sind doch erst das Beste, das ganze Glück, das Vollkommene. Ihnen, ich muß es annehmen, ist dies geworden. So freuen Sie sich denn und genießen Sie Ihr Glück. Ihre Freunde, glauben Sie das, freuen sich mit Ihnen."

Richard betrachtete sie mit Entzücken. „Sie ist ein Engel!" rief es in ihm. „Und sie liebt mich. Ja, sie liebt mich! Das Unerwartetste — ein Wunder ist für mich geschehen."

Auch er war ein Anderer geworden. Die tiefsten, zartesten Gefühle hatten sich erschlossen in seinem Herzen und regierten glorreich. Geist, Güte, Glück verschönten, verklärten sein Angesicht.

Marie war einen Schritt näher getreten. Mit einem eigenen Lächeln, bittend, fast schmeichelnd sagte sie: „Mein lieber Freund, ich scheide. Ich ziehe mich von hier aus in ein Asyl zurück, das so gut ist wie ein Kloster. Ich komme mit Niemand in Verkehr — und ich kann schweigen. Sagen Sie mir, zum Abschied, den Namen Ihrer Braut. Vertrauen Sie mir und thun Sie mir auch Etwas zu Liebe. Wer ist sie?"

„Wer ſie iſt?“ wiederholte er, während ſein Herz mächtig pochte, zögernd.

„Sagen Sie mir's!“ rief ſie. „Sie zaudern! Muß es denn ein Geheimniß bleiben?“

„Nein!“ rief Richard entſchloſſen, mit leuchtenden Augen. „Für Sie nicht, für Niemand mehr. Alle Welt ſoll Diejenige kennen, die ich liebe und ewig lieben werde.“

Marie, mit bebender Lippe, rief: „Der Name?“

Richard ging auf ſie zu, faßte ihre beiden Hände und rief: „Du biſt's, Marie! Du, und keine Andere. Das liebſte, edelſte, beſte Geſchöpf. Du, ja Du — wenn Du mich nicht verſchmähſt!“

Das Mädchen war erſchrocken und jäh erbleichend zurückgefahren. Aber der Blick Richard's und der Ton ſeiner Stimme hatten etwas unwiderſtehlich Ueberzeugendes. Die Röthe kehrte wieder. Sie ſtand wie eine Roſe, ſelig glühend; alle Wonnen der Liebe ſtrahlten aus ihren Augen. Dennoch entgegnete ſie: „Richard, um's Himmelswillen, das Wort Ihrer Mutter —!“

„War eine Erfindung, um die Heuchlerinnen zu entlarven, die gekommen waren, ihren Sohn zu betrügen. Eine Täuſchung, die ich ſegne, denn ich danke ihr das höchſte Glück meines Lebens.“ Er ſchaute ſie an, lächelnd, ſtrahlend, und rief: „Liebſt Du mich aber auch, Marie? Liebſt Du mich wirklich?“

„O“, rief die Ueberglückliche, „namenlos!“

Und Richard umfaßte, küßte ſie und ſagte feierlich: „So biſt Du meine Braut.“

Im Saal war es ſtille. Eine Weile dauerte das Schweigen. Plötzlich, vom Gange, ließen ſich Tritte hören.

„Die Mutter! Deine Mutter!“ flüſterte Marie. „Was wird ſie ſagen?“

Der Liebende lächelte ſtolz. „Du biſt mein“, ſagte er, „alles Uebrige iſt meine Sache.“

„Es ſind Mehrere“, verſetzte das Mädchen horchend.

„Ah!“ rief er, man wird Abſchied nehmen. Tritt ein wenig auf die Seite. Es gilt vorerſt noch eine kleine Komödie, ſpielen wir ſie.“

Marie entfernte ſich von ihm. In ihrer Haltung lag bei dem tiefſten innern Glück eine Beſcheidenheit, eine Ergebung, die Niemand hätte ſpielen können.

IV.

Die Thüre ging auf. Frau von Hainsfeld, vom Gange hereinſehend, ſagte: „Er iſt da, haben Sie die Güte.“

Und es erſchienen und traten herein die Generalin und Bernhardine, die Geheimräthin und Juliane. Die Baronin folgte ihnen und ging auf ihren Sohn zu.

„Richard“, begann ſie, „wir ſind in einer ſchlimmen Lage. Die Herrſchaften kommen zu mir und machen mir die größten Vorwürfe. Ich hätte mir einen frevelhaften Scherz mit ihnen erlaubt; ich hätte ſie getäuſcht, beleidigt. Keine Rede davon, daß Du verlobt wäreſt. Das hätten wir nur erfunden, um ſie irre zu führen und zu verhöhnen.“

Juliane, feierlich, mit dem Anſehen einer erwählten Sprecherin, trat vor und ſagte zu Richard: „Ja, Herr von Hainsfeld, das haben wir geſagt und mit Recht. Die Braut, das „in jeder Hinſicht vorzügliche Mädchen“, wie ſie uns geſchildert worden iſt, exiſtirt nicht. Sie haben mit uns Komödie geſpielt, Sie haben unſere heiligſten Gefühle mißleitet, geäfft. Wie konnten Sie uns das thun? Womit haben wir eine ſolche Behandlung verdient? Wir ſind von Ihnen und Frau von Hainsfeld unverzeihlich gekränkt.“

„Es iſt neu“, verſetzte Bernhardine, daß man von der Reſidenz auf's Land kommt, um ſich hier zum Beſten haben zu laſſen.“

„Es iſt ein Affront!“ rief die Generalin.

„Es iſt ein gänzliches Verkennen der Rückſichten“, fügte die Geheimräthin hinzu, „die man uns ſchuldig geweſen wäre.“

Die Baronin ſtand mit entſchloſſener Miene. „Meine Damen“, verſetzte ſie, „Sie ſind im Irrthum. Ich werde es Ihnen beweiſen und Sie überzeugen. Mein Sohn“, fuhr ſie zu Richard gewendet fort, „Du ſiehſt, das Geheimniß iſt nicht länger zu bewahren. Du mußt Dich entſchließen, den Namen Deiner Braut zu nennen, damit jeder Zweifel in den Herzen unſerer werthen Verwandten getilgt werde. Du mußt, es geht nicht mehr anders.“

Mit einem Blick, welcher die Andern um Erlaubniß bat, nahm ſie Richard bei der Hand und führte ihn an's Fenſter. Hier, flüſternd, ſagte ſie: „Mein Freund, mach' kurzen Proceß. Die Suſanne, die kleine Kröte, muß etwas erhorcht und uns verrathen haben. Betrachten wir's als eine Schickung und benutzen wir ſie. Sag' ihnen: meine Braut iſt Auguſte von Bolzen. Ich ſende dem alten Herrn ſofort einen Brief, heute noch machen wir unſern Beſuch, und Deine Bräutigamſchaft iſt eine Wahrheit. Sei ein Mann, handle kühn und raſch.

Richard erwiderte: „Ich werde handeln!“

„Gott Lob!“ hauchte die Baronin, indem das Roth der Freude ſich über ihre Wangen goß.

Mit edlem Anſtand vortretend, begann Richard: „Meine verehrten Damen! Sie wiſſen als Leſerinnen der Journale, es giebt ‚verfrühte Nachrichten‘. In dem Geiſte derjenigen, die ſie verkünden, iſt eine Ahnung von dem erſtanden, was ſein ſoll und kommen wird. Ergriffen von der Schönheit des Gedankens, ſehen die Lebhaften ihn ſchon erfüllt, obwohl die Erfüllung erſt vorbereitet oder nur angebahnt iſt, und ſie melden in ihrem Eifer ein fait accompli! Zu dieſen lebhaften, prophetiſchen Geiſtern gehört meine liebe Mama. Und ſo iſt es ihr begegnet, Ihnen zu ſagen, ich ſei Bräutigam. Ich widerſprach nicht. Ich ſtand hart an dem Moment, wo ich Bräutigam ſein ſollte, mich leitete das überwältigende Gefühl der nächſten Zukunft. Und ſiehe da, ihr prophetiſches Wort — in der Spanne Zeit, in der wir uns nicht mehr geſehen haben — iſt ſchon Thatſache geworden. Ich bin Bräutigam, glücklicher Bräutigam! Die Gratulationen, die Sie mir gegönnt haben, ſind mit nichten profanirt, ſie ehren ein wirkliches, ein Ihrer freundlichen Sympathie vollkommen würdiges Verhältniß.“

„Den Namen, Herr Couſin!“ rief Bernhardine mit nicht mehr zu haltender Ungeduld. Nennen Sie uns den Namen!“

„Es iſt ein Name“, verſetzte Richard, „den Sie

kennen. Und die Trägerin iſt in Wahrheit ‚ein in jeder Hinſicht vorzügliches Mädchen‘, an Schönheit und Tugend ſo reich, wie nur jemals —“

„Das verſteht ſich von ſelbſt“, fiel Juliane ein. „Aber ſo nennen Sie doch den Namen!“ rief ſie, indem ihre Gefühle dem Geſicht faſt ein böſes Gepräge gaben.

Die Baronin weidete ſich an dieſer leidenſchaftlichen Ungeduld. Sie freute ſich des Humors, womit der Sohn die ſelbſtſüchtigen Schönen hinzuhalten und zappeln zu laſſen ſchien. Sie war ein Weib, ſie ſchwelgte im Bewußtſein ihrer Erfolge und ließ ſich, nachdem die Dinge nun einmal ſoweit gekommen waren, das auch ohne allen Zwang anſehen.

„Der Name“, entgegnete Richard, „ſoll Ihnen genannt werden.“ Mit ernſtem, beinahe feierlichem Ausdruck ſetzte er hinzu: „Nicht nur den Namen ſollen Sie hören, Sie ſollen die Verlobte ſelber kennen lernen.“ Und indem er auf ſie, die völlig unbeachtet bei Seite geſtanden hatte, zuging, ſagte er: „Hier iſt ſie, Marie von Weiden, meine über Alles geliebte Braut, in wenigen Wochen, ſo Gott will, meine Frau!“

Er faßte die Rechte der demüthig Erröthenden, Wonnebangen, und ſtand neben ihr.

Nun war die Reihe, faſſungslos zu erſchrecken, an Frau von Hainsfeld. Sie hatte ſich auf den Moment, wo der Name „Auguſte von Bolzen“ ihr einen köſt-

lichen Ohrenſchmaus bereiten ſollte, man kann beinahe ſagen, kindiſch gefreut. Und nun hörte ſie unglaublich, undenkbar, „Marie von Weiden!“ Sie ſah den Mannesernſt des Sohnes, die vollkommene Entſchloſſenheit, womit er neben ihr ſtand, ſie mußte es glauben. Mit einem Geſicht, deſſen ſchönes Roth ſich in fahles Blau verwandelt hatte, ſtarrte ſie auf das Paar. Jedes Begriffes, jedes Entſchluſſes beraubt, ſchwieg ſie; das vernehmliche Athmen und das Wogen ihrer Bruſt verriethen einen kaum zu bändigenden Tumult ihres Herzens.

Die Damen aus der Reſidenz waren durch dieſe Wendung zuerſt nicht viel weniger betroffen. Aber bald — und auch diesmal in wunderſamer Harmonie — erſchien ein ſpöttiſches Licht in den vornehmen Geſichtern und aus den Augen gingen überlegene Blicke. Sie ſahen die Beſtürzung, — die Pein derjenigen, in welcher ſie doch ihre eigentliche Gegnerin erkennen mußten, und der Honig der Rache labte die Verlangenden. Der Ausgang hatte in ſeiner unglaublichen Unmotivirtheit, in dem Mangel alles Glanzes hinſichtlich der Erwählten für ſie etwas Humoriſtiſches, um nicht zu ſagen Komiſches. Die Seelen der Hochgeſtellten erinnerten ſich ihres Werthes, ſie fühlten ſich fähig, das Ereigniß von oben zu betrachten, und nicht nur die uranfängliche Würde, ſondern faſt Genugthuung kehrte in ihre Mienen zurück. Die Töchter lächelten, die Mütter lächelten, und den wirklichen Hergang ahnend, betrachteten

ſie ebenfalls ohne allen Zwang die geſtrafte „Intriguantin“ mit inniger Schadenfreude.

Aber ſchon ſtreckte ſich vor dieſe der Schild, der ſie gegen die zu erwartenden Pfeile decken ſollte.

Richard, mit der Geliebten, trat vor die mit ſich ſelbſt Ringende und ſagte: „Liebe Mama, wir bitten Dich nun um Deine gütige Zuſtimmung. Die geprieſene Jungfrau, die Du angekündigt — hier iſt ſie. Du haſt mir heute früh noch Marie von Weiden als diejenige genannt, die Du für mich andern, gleichfalls ausgezeichneten jungen Damen vorzögeſt, ich habe ſie gewählt und ich erwarte von Deiner Liebe die freudige Beſtätigung, die meiner Wahl erſt die Weihe giebt.“

„Verehrte, liebe Baſe“, rief Marie bittend mit ihrem ſüßeſten Ton, mit dem holdeſten Aufblick ihrer braunen Augen.

Die Baronin erkannte, daß die Zuſtimmung das Einzige ſei, was ihr übrig blieb. Sie war im Grunde eine gute Frau, und blinde Hartnäckigkeit lag weder in ihrem Temperament, noch in ihrem Charakter. Die ſchöne, rührende Leidenſchaft des jungen Paares machte Eindruck auf ſie und nebenbei war ihr der Gedanke höchſt erfreulich, die Damen, deren boshafte Blicke ſie wohl bemerkt und ſchmerzlich gefühlt hatte, nun ihrerſeits recht ſchmerzlich beſchämen zu können. Auguſte war unmöglich, Marie unumgänglich, in Gottes Namen!

Würdevoll ergriff ſie die Holdſelige bei der Hand,

zog sie an ihr Herz, umarmte, küßte sie auf die Stirn und rief gerührt: „Du bist meine liebe Tochter.“

„Mutter!“ rief der Sohn mit leuchtendem Danke.

„Mutter!“ wiederholte Marie, indem Thränen in ihre Augen drangen.

Die Damen waren in Folge dieser Scene ernster geworden, hatten sich aber nicht dadurch täuschen lassen. Sie wußten, daß die Frau nur gute Miene machte, und die Genugthuung ihrer Seelen konnte ihnen daher nicht ganz entrissen werden. Die Generalin, mit einem Gesicht, das hinter seiner Artigkeit unvertilglichen Unglauben ausdrückte, näherte sich der Gruppe und sagte: „Nehmen Sie denn unsere Glückwünsche auf's Neue und glauben Sie an unser erhöhtes Mitgefühl. Sie werden glücklich sein, Richard von Hainsfeld. Denn immer sind es diejenigen gewesen, die sich mit ihren Ansprüchen in bescheidenen Grenzen gehalten haben.“

Das glückliche Paar, der Verletzten die Genugthuung dieses Wortes gönnend, dankte erheitert.

Jene wandte sich hierauf zur Mutter und sagte: „Erlauben Sie mir noch eine kleine Bitte. Sie kennen die Gründe, die uns zwingen, Hainsfeld heute noch zu verlassen. Ich wünsche nun aber ein Andenken an unsern Aufenthalt zu besitzen und möchte darum von hier Etwas mitnehmen.“

„Befehlen Sie“, rief die Baronin. „Was ist es?“

„Ihr Stubenmädchen Susanne“, versetzte die Ge-

neralin. „Die Kleine gefällt mir; wenn Sie die Freundlichkeit hätten —"

„Gern", erwiderte Frau von Hainsfeld mit beinahe durchbrechender Schelmerei; „obwohl ihre Dienstzeit erst in vierzehn Tagen aus ist, so will ich sie doch, Ihnen zu Liebe, sogleich ziehen lassen. Das Mädchen hat Fähigkeiten, aber sie passen weniger für das Land, als für die Residenz, und ich bewundere den Scharfblick, womit Sie das augenblicklich erkannt zu haben scheinen."

Man bedankte, beglückwünschte sich noch einmal, und die Damen empfahlen sich.

Die Drei standen zusammen und drückten sich die Hände und lächelten glücklich. Die Bitte der Generalin hatte dem Humor der Mutter nicht geschadet.

Die Thür ging wieder, und es erschien Frau von Weiden. Mit einem Blick auf die Tochter rief sie: „Du bist noch hier, Marie? Ich suchte Dich. Der Brief an den Onkel ist geschrieben, und ich wünsche, daß Du selbst einige Zeilen beifügst."

Man kam ihr entgegen. Die strahlenden Gesichter mußten ihr auffallen.

„Liebste Base", sagte Richard, „zerreißen sie den Brief wieder. Wir schaffen dem alten Herrn so schnell als möglich eine ausgezeichnete Wirthschafterin. Aber Sie und Marie bleiben hier, wenn ihre Güte den Bitten der Liebe sich fügen will. Marie als Herrin von Hainsfeld, Sie als meine höchstverehrte Schwiegermutter."

Die Frau ſtarrte ihn an. Das war ein Glück, zu groß, um es gleich faſſen zu können.

Die Tochter ging auf ſie zu, umarmte ſie und rief, an ihrem Halſe zugleich jubelnd und weinend: „Ich bin ſeine Braut. Glaub' es und gieb uns Deinen Segen.“

Thränen im Auge umarmte die Gute die Kinder, wünſchte alles Heil auf ihre Häupter herab und fiel der gerührten Freundin um den Hals. Dann ſich ſammelnd, rief ſie: „Aber wie iſt das möglich geweſen? Wie iſt's gekommen?“

„Unverhofft“, entgegnete Marie, „ſehr unverhofft.“

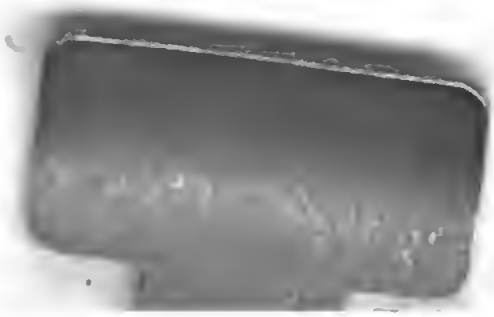
„Unverhofft“, wiederholte Richard, „wie uns eben die höchſten Geſchenke des Himmels zu kommen pflegen. Unverhofft, aber nicht unvorbereitet. Wenn Zwei ſich verbinden, die auf's Innigſte fühlen, daß ſie ohne einander nicht zu leben vermöchten, dann iſt die Ehe im Himmel geſchloſſen und hat kommen ſollen, kommen müſſen. Gott ſei dafür geprieſen!“

Bayerische Staatsbibliothek München

2

a. 7,55 × 3 = 22,65.

Digitized by Google



Digitized by Google